



Ostmecklenburgische Heimat : Monatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Jahrgang 12 (1939), Nr. 1-7

Teterow: Druck und Verlag von Hermann Decker, 1939

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1903767784>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext

1325
1938.9.3973

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 12

Teterow, 1. Januar 1939

Nr. 1

Zeitbilder vaterländischer Cultur- und Landesgeschichte

illustriert durch besonders interessante Episoden aus dem gräflich von Hahn'schen Familienbuche.

(Fortsetzung.)

Auf dringende Fürbitte seiner Verwandten und Freunde „Johann Hahn-Poserin, Heinrich Molsahn-Mhrenshagen, Joachim Dambel-Dambel, Hans Holstein-Untershagen, Dietrich Bieregge-Wokrent, Ewald v. d. Osten-Hinzenhagen, Jaspar Flotow-Stuer, Lüdlie Welzin-Sammit, Berend und Hans Pressentin-Stieten, Poppe-Blankenburg-Wulfshagen, Joachim und Heine Linstow-Lütgenhof, Lüder Dessin-Daschow, Volrath Dessin-Wangelin, Philipp Kof-Gr. Tessin und Otto Kröpelin-Upal“ wurde er seiner Haft unter der Bedingung entlassen, daß sie ihre sämtlichen Güter verpfändeten und eine Caution für ihn von 6000 Thaler stellten, die verfiel, wenn er sich nicht, falls es gefordert würde, vor Gericht einfände. Unbelästigt starb er etwa 1603 in Kienhagen bei Alk, was ihm seine Gattin Anna Schossen, von der in einem späteren Kapitel die Rede sein wird, als Erbjungfer zugebracht.

Das Damerower Haus erlosch im Jahr 1652. Von den großen Besitzungen dieses, wie des Solzower Hauses, kamen nur die Güter Gneve und Ahrensberg an die Baserdower Linie.

Das Hahn-Solzower Haus, dem Solzow 1410 als erblicher Ritteritz zu eigen war, sammt den Gütern Melz, Zarnow, Bipperow, Priborn und Al. Rehagen erlosch im Jahre 1659 ebenfalls in Folge des 30jährigen Krieges, über den hier Näheres berichtet wird. Im furchtbaren Jahr 1638 brach, besonders durch die Schweden, eine so große Noth über das unglückliche Mecklenburg aus, wie die Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Ein darauf bezüglicher Spruch lautet als Stoßseufzer: „Der Schwede ist kommen, hat Alles weggenommen, hat Alles weggetragen, hat Fenster zerschlagen, hat's Blei rausgegraben, hat Augen drauß gossen, hat Alles verschossen“.

Krieg, Hunger, Pest, mit allen denkbaren Qualen wüthete auf die entsehlachte Weise; was ein Bürgengel verschonte, raffte der andere hinweg; ganze Gemeinden waren ausgestorben, in Sternberg wohnte kein Mensch mehr und auf dem Lande lagen fast alle Gebäude in Schutt und Asche. In dieser Verwüstung ging denn auch das

große Haus Solzow fast ganz unter. Joachim der Besitzer, floh nach Ribbel, wo er am 16. Mai 1638 sein Ende fand. Im gleichen Jahr starben noch elf Blutsverwandte von ihm an der Pest.

Am 16. April 1639 schrieb Pastor Nicolaus Schmidt aus Bipperow an Detlef Hahn, daß seinem Vater noch eine ehrliche Leichenpredigt gehalten worden, seine Mutter, drei seiner Schwestern und zwei Brüder wären von ihrem Gesinde in der Kirche von Bipperow hingeseht, wo sie noch ständen. Weder Leichenpredigt noch Ceremonien wären geschehen, auch die Sterbetage nicht aufgezeichnet, „weil es dazumal, um Michaelis, sehr giftig gewesen sei“. Nur der schwachsinige Sohn Clemens, der die Güter für ein Reitpferd fortgeben wollte, und drei verheirathete Schwestern von ihm blieben am Leben.

Im Amt Stavenhagen waren vor dem Kriege 3996 Erwachsene, hernach 329, in Ivenack, Bredenhagen und Plau vor dem Kriege 4384 Erwachsene, hernach 612. Von 564 Bauern blieben 84, von 160 Kossaten nur 13; in Mecklenburg von 300 000 Einwohnern 45 000. Pastor Dambel floh aus dem 1633 in Serrahn erbauten Predigerhause nach der Insel Vieps im Kratower See und von dort vertrieben nach Kratow, wo er 4 Gemeindemitglieder mit Gottes Gnadenmitteln, Wort und Sacrament, versorgte. Der Wattmannshäger Prediger schreibt: „Und war kein Korn gesäet, ausgenommen was Einer und der Andere selbst mit seinem Leibe und Haken an Viehes statt in die Erde gebracht hatte, was gar wenig war. Württemberg hatte von 500 000 Einwohnern 1641 nur 48 000 Einwohner. Im Amt Gnoien waren 3 Bauern und 3 Kossaten. Neukalen 1 Bauer und 1 Kossat. In der Fördenstorfer Gemeinde von 1000 Einwohnern nur 4 Einwohner.“

Claus von Hahn 1630 vor der Wallenstein'schen Commission in Güstrow erklärte, seine vielen schönen Güter seien ihm nicht so lieb als seine Religion und seiner Seelen Seligkeit. Er starb 1651 und, trotz seiner acht Söhne, war seine Linie im Mannesstamme schon 1707 erloschen. Drei Söhne traten zum Katholicismus über, und einem derselben, Cuno Paris, schrieb das Consistorium 1680: „Er solle

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK

13. FEB. 1938

13. FEB. 1938

bei seinem Taufbunde bleiben, sich vor aller Aergerniß hüten und den armen Christus lieber haben, als den vergüldeten Pabst mit all seiner Spreuherrlichkeit“. Hierauf nun erwiderte er, daß er nur die Kirche für die wahre halten könne, welche seit der Apostel Zeiten sichtbarlich auf der Erde gestanden habe.

Wie gar schwach es steht um die menschliche Voraussicht, ersieht wir einmal wieder recht schlagend aus folgender Episode der von Hahnschen Geschichte.

Der hochgeachtete Landrath Ludwig Achaz Hahn, ein Sohn des unermesslich reichen Ludwig Staats Hahn auf Seeburg im Mansfeldischen, dem Besitzer der Basedower, Ruchelmisser und Diekhöfer Güter, der durch Heirath mit dem Holsteinischen Fräulein von Rankau auch die Neuhauser Herrschaft (13 Güter und Bauerndörfer) erwarb und als dänischer Oberlanddrost, als eine Art Vizekönig in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst statthaltend residirte und 1730 starb, erbte von seinem Vater die Diekhöfer Güter. Vorweg sei hier bemerkt, um die Stellung zu kennzeichnen, die er in seinem Mecklenburgischen Vaterlande einnahm, wie er als erster von acht Landrathen am 18. April 1755 den Erbvergleich unterschrieb. Außer ihm unterzeichneten denselben sein Bruder Friedrich auf Basedow und Claus Hahn auf Remplin.

Den schon 1480 in Familienbesitz gekommenen schönen Diekhöfer Gütern fehlte nur ein entsprechendes Schloß, welches er mit großem Aufwand erbauete und in der Ueberzeugung und mit dem Wunsche, daß nach Jahrhunderten noch seine Nachkommen darin wohnen und sich seiner dankbarlichst erinnern sollten, ließ er ganz oben auf der Vorderseite einen Stein einmauern, worin die Worte eingegraben „Georgina Hahn, geborene v. Ahlefeld, a. d. H. Lindau“, „Ludwig Achaz Hahn auf Diekhof und Hinrichshagen hat dies Haus erbauet sich selbst zum Vergnügen und denen Nachkommen zum Andenken“. Gott erhalte es und gebe seinen Segen. Angefangen 1732, beendet 1736.

Sein einziger Sohn, Ludwig Staats II., erbte 1763 nach seinem Tode die Diekhöfer Güter, dazu nach dem Tode seines geisteschwachen Onkels Erhard Hahn-Ruchelmis die Lübscher Güter „Lübsche, Langhagen, Derentin, Banzow und Striggow“ zusammen etwa 40 Hufen, mithin einer der größten Mecklenburgischen Grundbesitzer, war Vater zweier Söhne und durfte froh in die Zukunft blicken. Da nun ereilte ihn das Schicksal. Bei einer Prädigerwahl in Salow 1771 wurde er in Folge eines Streites im Duell erschossen. Seine Güter zu 400 000 Thaler abgekauft, geriethen in der dem 7jährigen Kriege folgenden Absattelungsperiode in Concurs und mußten 1780 an den Grafen von Wallmoden-Gimborn, einem Sohn Königs Georg II. und der Gräfin Yarmouth, für 175 000 Thaler 2/3 und 25 000 Thaler Gold verkauft werden, worauf sein einziger Sohn als Offizier mit mehreren Kameraden in Landsberg a. d. W. beim Baden am 19. August 1787 ertrank, der andere Friedrich Ferdinand Josias 1799, ebenfalls Offizier, dem Lazarethfieber in Roveredo erlag.

Gehen wir jetzt über zu einem der bedeutendsten Männer, nicht nur seines Geschlechts, sondern ganz Deutschlands, des am 27. Juli 1742 geborenen, spätern Erblandmarschalls und Grafen Friedrich II.

Ein Freund Herders, Stolbergs, J. E. Bodes erbaute er die erste Sternwarte Mecklenburgs in Remplin, rüstete sie auch mit den seltensten kostbarsten Instrumenten aus und wandte überhaupt seinen kolossalen Reichthum mit fürstlicher Munificenz zur Beförderung von Wissenschaft und Bildung an. Er war, wie sein ausgezeichnete Oheim, der Landrath Ludwig Achaz Hahn auf Diekhof verwach-

sen, und von zartem Körperbau, aber in der schwachen Hülle lebte ein starker Geist, der sich nach allen Richtungen hin mit Uebergewicht geltend machte; dabei ein so warmer Menschenfreund, daß man ihn überall den guten Vater nannte.

Bei so großen Verdiensten und einer so bedeutenden Stellung erhob ihn Kaiser Franz II. mit seinen Nachkommen am 7. September 1802 in den Grafenstand, eine Würde die er nicht aus Ehrgeiz wünschte, sondern nur um Verwechselungen mit dem frühern Pächter von Eldena zu vermeiden, einem Hannoveraner, Otto Conrad Hahn, der mit dem Titel Hofkammerrath 1788 geadelt, vorgab, von der kurländischen Linie der Freiherrn von Hahn zu stammen und in Mecklenburg großen Güterhandel trieb, auch viele der alten Hahnschen Besitzungen, Damerow, Marow, Poserin, kaufte.

Der Graf besaß ein schönes Haus in Hamburg, dergleichen in Rostock, eine Standesherrschaft, Heldenbergen in der Wetterau, die Herrschaft Neuhaus im Holsteinischen mit 13 Gütern und außerdem in beiden Mecklenburg 44 Güter mit einem Flächeninhalt von 16 200 572 Quadrat-Ruten, gleich 2700 Last 572 Quadrat-Ruten 199 1/2 Hufen 13 13/32 Scheffel incl. der Ruchelmisser Güter, die von seinem am 9. October kinderlosen Bruder Detlof auf seinen Enkel bald nach seinem am 9. October 1805 erfolgten Tode übergingen. Einer Legende nach soll er sogar 99 Güter besessen haben, eine Zahl die nicht habe überschritten werden dürfen, weil er sonst hätte eigenes Militär halten müssen, was gegen das Gesetz gewesen wäre.

Begüterung des am 9. October 1805 verstorbenen Erblandmarschalls Grafen von Hahn.

Majorat in Holstein, Neuhaus (13 Güter und Dörfer.) Heldenbergen, reichsunmittelbare Herrschaft in der Wetterau. Je ein großes Haus in Hamburg und Rostock. Im Ganzen 58 Güter und Dörfer.

Amt Stavenhagen.

Basedow, Christinenhof, Gessin, Lankwisch, Wendischhagen, Schwintendorf, Pfarre, Faulenroft, Panschenhäger Holz, Hinrichshagen, Löwenstorf, Lupendorf, Anthell, Panschenhagen (Hölzung), Remplin, Panstorf, Liepen, Faulenroft, Hageholz, Dempzin, Wendischhagen, Pampow, Wendischhagen, Rehow, Hungerstorf, Rittermannshagen, Hahn'sche Gewässer, Bristow, Wendischhagen, Grube, Glasow, Gewässer, Lansen, Schwarzenhof, Pfarre.

Amt Rienkalden.

Klenz, Kl. Markow, Gehmendorf.

Amt Neustadt.

Grabowhöfe, Sommerstorf, Baumgarten, Panschenhagen, Eldenburg, Treßow.

Amt Wredenhagen.

Ahrensberg, Hartenland.

Mecklenburg-Strelitz.

Staven, Pleek mit dem Cossatenhofe in Staven, Pfarre, Roga, Pfarre, Salow, Bresewitz, Kamelow, Pfarre, Schwanbeck, Bassow.

Amt Goldberg.

Ruchelmis, Wilsen und Hütte, Terrahn.

Amt Güstrow.

Hinzenhagen.

Nach dem Tode gingen die Güter auf seinen, am 18. Mai 1782 geborenen Sohn Carl Friedrich und seinen, am 14. Mai 1804 geborenen Enkel Friedrich, den später be-

kannten, berühmtesten Pferdezüchter und Kennmann des Continents.

Ersterer, Vater der viel genannten Gräfin Ida Hahn-Hahn, lebte ja eigentlich nur für das Theater und stammte diese Neigung ganz besonders aus seiner Hamburger Schülerzeit, wo damals unter Schröders Direction das Theater in Blüthe stand, was ihn weit mehr, als die trockene Bücherweisheit interessierte. Schon mit 23 Jahren gelangte er in den Besitz einer so ausgedehnten Herrschaft, 99% Hufen, wie sie in Mecklenburg überhaupt nur in seiner Familie vorgekommen und war es wohl verzeihlich, wenigstens bei seinem leichten Sinn erklärlich, wenn er solche als unerschöpflich ansah. Nichts Eiligeres wußte er zu thun, als ein Schauspielhaus zu bauen, doch um gewiß keine Zeit zu verlieren, ließ er den großen Saal, in dem sich die kostbare Bibliothek seines Vaters befand, schleunigst ausräumen und die Bücher auf Kutschbrettern in den Garten befördern, wo sie liegen blieben, bis sie später auf Wagen nach der, nunmehr nicht weiter benutzten väterlichen Sternwarte befördert wurden.

Die berühmtesten Schauspieler wie Jffland, die Anzelmann u. A. traten in Rempfin auf und wurden fürstlich vom Grafen belohnt; so verehrte er Ersterem die silberne Rüstung, in der er Heldenrollen gegeben, ließ ihn in kostbarer Equipage mit zwei stolzen Braunen nach Berlin zurückfahren und machte auch diese ihm zum Geschenk; schloß sogar auf seine Bitte den Berliner Schauspielern die rückständige Gage vor.

Oftmals wurden die Gutsbesitzer und Honoratioren aus der ganzen Gegend zum Schauspiel eingeladen, aus Glänzendste bewirthet und vom Grafen, der vor einer Niesenbowle stand mit den Worten zum Trinken ernuthigt „immer heran, immer heran, meine Herren, blöde Hunde den nicht fett!“

Meckl burgische Anekdoten

In Alt-Gaarz lebte und amtierte von 1860—1882 ein Pastor mit Namen St. Dieser Mann war in seinem Denken, Reden und Handeln ein Original. So war einmal aus seiner Gemeinde — ob mit Recht oder zu Unrecht das sei dahingestellt — Klage über ihn geführt, er bereite sich anscheinend nicht genügend auf seine Predigten vor. Darauf hin erschien eines schönen Sonntags also — natürlich unangemeldet — der zuständige Superintendent aus Dobberan in Alt-Gaarz und setzte sich in der Kirche stillschweigend unter die zum Gottesdienst erschienenen Gemeindeglieder. Hatte nun Pastor St. Wind von dem Besuch bekommen — oder war die Klage unbegründet — auf jeden Fall war Pastor St. diesmal glänzend vorbereitet und hielt eine nach Form und Inhalt ausgezeichnete Predigt, zu der niemand, auch der gestrenge Herr Superintendent nichts sagen konnte.

Als nun Pastor St. von der Kanzel stieg, ging er dicht an dem Platz seines Superintendents vorbei, beugte sich zu ihm herüber und sagte zu diesem, mit dem er schon von der Universität her auf vertrautem Fußfuße stand: „Säh, Korling, dat harrst woll nich dacht!“

*

Es ist wohl wahrscheinlich, daß Pastor St. sich häufig nicht gründlich auf seine Predigten vorbereitete, das beweist folgende Geschichte, die er sich auch geleistet hat.

Auf dem in Alt-Gaarz eingepfarrten Gute Hohen-Miendorf war der spätere Pastor in Bismar, Monich, als Kandidat 5 Jahre lang Hauslehrer. Natürlich wollte dieser diese Zeit ausnützen um sich im Predigen zu vervollkommen.

Er übernahm nicht nur mit eigener Schauspielergesellschaft das Theater in Schwerin, sondern begleitete mit derselben auch den Herzog Friedrich Franz ins Exil nach Altona. Er selbst begnügte sich mit untergeordneten, oft Bedientenrollen, da er kein mimisches Talent besaß. Sogar die innere Dekoration des Doberaner Theaters stattete er splendide aus und spielte derzeit eine große Rolle alldort.

Durch theure Passionen, unbezwingliche Leidenschaft für das Theaterwesen, Lurus, Hazardspiel usw. verschwendete er in wenig Jahren das kolossale Vermögen, dazu kamen die schweren Kriegsjahre — er selbst machte patriotischer Weise die Befreiungskriege als Freiwilliger mit — und was vielleicht am Schlimmsten war, er hatte seine Angelegenheiten recht unzuverlässigen Leuten anvertraut, die sich selbst bereicherten. Erzählt wurde, wie sein Generalbevollmächtigter, ein Advokat lange überlegte, was für ihn vorteilhafter, die Geschäfte weiter zu führen oder den Grafen Concurß machen zu lassen, was der verhältnismäßig geringen Schuldsomme gegenüber durchaus nicht nothwendig gewesen wäre.

Er entschied sich für das letztere, alle Güter wurden verkauft und erzählte ein alter Tagelöhner aus Gr. Wüstensfelde einstmals: „Upp de Kluschoen to Rempfin, wo all de schönen Sofen verschlurert würrén, güng de Graf ganz fidel mang uns rüm un sehr: „Na wenn sie mich denn auch Allens nähmen, mein vergnügtes Herze, das sollen sie mich woll lassen“.

Dies nun verblieb ihm, auf oft dornenvollem Wege und beschloß er sein Leben als Director eines Theaters in Lübeck am 21. Mai 1856 im 76. Jahr, und durfte er wenigstens die Beruhigung mit in's Grab nehmen, daß seinen Nachkommen das schöne, 9/10 Quadrat-Meilen große Majorat Neuhaus in Holstein, verblieb.

Daher bat er den Pastor St. dieser möchte ihm doch einmal einen Gottesdienst überlassen. Dazu war dieser sehr gern bereit und schnell einigte man sich auf einen bestimmten Sonntag. Selbstverständlich verbreitete sich die Kunde davon daß ein Kandidat predigen würde sehr schnell in der Gemeinde, und besonders in den eingepfarrten Gütern freute man sich sehr darüber, weil man gerne mal einen anderen Prediger hören wollte.

Als nun der Sonntag gekommen war stand Kandidat Monich und Pastor St., ersterer schon mit dem Talar des Pastors angetan, in der Studierstube und warteten auf das Läuten der Glocken, die den Beginn des Gottesdienstes anzeigen sollten. Da fährt ein Gutswagen vor. Pastor St. sieht aus dem Fenster: „Wats dat? Ach so, dat sünd dei Hogen-Miendorper! Na ja, dei möten woll hüt kamen, dei willen ehren Kandidaten jo mal eins hören!“

Da kommt ein zweiter Wagen vorgefahren! „Nanu, dat sünd jo woll dei Blengower?“ verwundert sich der Pastor, aber da kommt schon der dritte Wagen. „Nu kamen ok noch dei Lütten-Wustrower . . . Ree, Ree, Kandidating, wenn dei Herrschaften all kamen, denn helpt dat nix, denn möt ic sülvst predigen. Trecken S' man fixing den Talar weder ut un helpen S' mi rin . . .“ und tatsächlich wurde es so . . . und Pastor St. hielt selbst den Gottesdienst.

*

Und nun noch ein drittes und letztes Stückchen von diesem Original. In Rostock studierte seinerzeit ein auslandsdeutscher Student mit Hilfe von Stipendien und Mittagsfreitischen Theologie. Damit er nun in den Ferien die

teure Reise in seine Heimat sparen konnte, hatte ihm der Professor Ph. in Klostod für die Ferien einen Freiplatz besorgt und Pastor St. der unverheiratet war, hatte sich bereit erklärt, den Studenten während der Ferien bei sich aufzunehmen.

Nun war Professor Ph. in Klostod zwar Professor der evangelisch-lutherischen Theologie — aber seiner Abstammung nach Jude.

Als er den Studenten zu Pastor St. nach Alt-Saarz entließ konnte er es nicht unterlassen zu sagen: Vergessen Sie es bitte nicht und grüßen Sie den ewigen Studenten von mir. Bestellen Sie den Gruß aber auch wörtlich so, wie ich Ihnen hier auftrage . . .

Nach beendigten Ferien kam der Student wieder nach Klostod zurück und traf dort auch den Professor Ph.

„Na, haben Sie den Gruß bestellt?“ fragte dieser ihn.

„Ja, Herr Professor, Pastor St. läßt wiedergrüßen!“

„Dat er weiter nichts gesagt?“

„Doch, aber das kann ich nicht wiederholen, Sie würden es übelnehmen.“

„Ach was, ich nehme nichts übel, heraus mit der Sprache, was hat der ewige Student zu meinem Gruß gesagt?“ Er sagte nur „Danke, grüßen Sie den ewigen Juden wieder!“

Ein Briefwechsel aus dem Jahre 1831.

Er ist es wert der Vergangenheit entrisen zu werden. Ein Pastor in Diedrichshagen hatte im Interesse einer Predigerwitwe an einen Patron der Nachbarschaft die höfliche Bitte gerichtet, dieser doch ihr Recht werden zu lassen. Er erhielt auf seinen höflichen Brief diese Antwort: Euer Wohllehrwürden Schreiben hat mich an die Jahre meiner Jugend erinnert, wo wir beide noch das goldene ABC lernten: „In fremde Händel misch dich nicht, genug der tut, der Sein's verricht!“ und empfehle mich mit aller Hochachtung . . .

Ueber diese Zurechtweisung geriet der Pastor nun doch in Zorn. Er antwortete mit folgendem Brief:

Es wäre mir in der That erfreulicher gewesen, wenn Ew. Hochwohlgeboren in der Erinnerung an Ihre Jugend und an das goldene ABC sich zugleich an die Unschuld Ihrer Kindertage und an die derzeit empfangene (Miß) Bildung hätten erinnern mögen. Schämen Ew. Hochgeb. sich doch gnädigst, daß sie einen Prediger, der sich Ihnen auf die ehrerbietigste Weise nähert, eine solche Antwort zu geben, die weder Männliches noch Kindliches, sondern bloß Kindisches enthält. Wie ist es möglich, daß ein Mann, der durch seine Geburt schon der feinen und gebildeten Welt angehört, gerade noch so einfältig ist, als es ein Graf war in der Zeit, wo das goldene ABC ediert wurde? Ew. Hochwohlgeboren maßen sich gnädigst an, gegen mich den Lehrer machen zu wollen, obwohl ich doch und jeder Prediger in meiner Jugend überschwinglich mehr wußte als Ew. Hochwohlgeboren in Ihrem gegenwärtigen ruhmwürdigen Alter. Schon oft habe ich aus der Ferne vernommen, daß Ew. Hochgeboren der unmanierlichen Meinung sich hingeben, in Ihrer Unterhaltung besonders mit Predigern Stellen aus der heiligen Schrift zu mißbrauchen, was Ihnen doch in Ihrer Jugend, als Hochdieselben sich gnädigst herabließen das goldene ABC zu lernen, im zweiten Gebot des lutherischen Katechismus ernstlich untersagt wurde. Da Ew. Hochgeboren indessen nun derartige Belehrungen dergestalt zu lieben scheinen, daß man auf eine andere Art schwerlich zu Dero Herzen dürfte gelangen können, so bitte ich Ew. Hochgeboren untertänigst, neben dem goldenen ABC auch dem Liede unseres Gesangbuches Nr. 365 besonders Vers 8 eine Stelle in Ihrer täglichen Erbauung einzuräumen. (Dieser Vers begann: O Herrgott ich beklage den groben Unverstand, und daß ich meine Tage

so übel angewandt . . .). Sollte Ew. Hochgeboren in diesem Vers manches nicht ganz klar erscheinen, so haben Sie doch die Gnade, Sich an Ihren vorgelegten Prediger zu wenden, der vielleicht besser als ich es versteht, alte Seelenfehler und Verstandesschwächen gründlich zu heilen. Was übrigens die Angelegenheit der Frau Witwe . . . betrifft, so versichere ich Ew. Hochgeboren untertänigst, daß wenn Sie noch ferner die im goldenen ABC so scharf verbotene Reizung, Witwen das Ihre zu verkümmern, zu üben gemeint sein sollten, ich schon Mittel und Wege finden werde, den Zwang des Gesetzes in Anwendung zu bringen.

Der vollkommensten Hochachtung übrigens unbeschadet, habe ich dies erwidern wollen. Zu meiner Ehre beharre ich . . . usw.

*

Ueber Pastorentwahlen ist schon allerhand geschrieben und wird noch mehr erzählt. Einige kleine Geschichten seien hier wiedergegeben. In Schwaan stand einstmal ein Pastor zur Wahl an den sich die älteren wohl noch erinnern werden. Er war nur klein von Statur. Als er zur Wahlpredigt die Kanzel betrat, ertönte die Stimme eines Schulzen aus einem eingepfarrten Dorfe laut durch die Kirche: „Hallo! mien lütt Jung, wat wist du denn hier?“ Aber der Pastor ließ sich nicht irre machen, sondern begann mit mächtiger Stimme seine Predigt. Als er geendet hatte, hörte man wieder den Schulzen: „Dat wier man vörn Schilling Kierl, aber 'n Stimm vörn Dahler!“

Nach ihm war mal wieder eine Wahl und von den dreien, die zur Wahl standen waren der erste und dritte klein und schwächlich, während der mittlere groß und stark war. Am Nachmittag des Wahlsonntags fuhr nun der Pastor aus Kambs zu seiner Filialkirche. Gefahren wurde er von einem Büdner aus Vorbeck, das kirchlich ja zu Schwaan gehört. Der Pastor aus Kambs fragt auf der Fahrt nun den Büdner: „Na, wen haben Sie denn heute gewählt?“ Der antwortete: „Jed heww den mittelften wählt, den grooten.“ „Wier id Preisterkutscher in Schwaan, dennso harr id den iersten oder lekten wählt, dei sünd man lüttig, den harren mien Pierd dat doch 'n baten leichter hatt.“

Als in Groß-Tessin einst ein Pastor gewählt wurde der dort geboren war geschah ihm bei der Wahlpredigt ein peinliches Mißgeschick. Er hatte wohl daran gedacht, daß er wenn er gewählt wurde an der Stätte seiner Jugend Seelsorger sein könnte und seine Gedanken waren abgeschweift . . . kurz er, der schon 12 Jahre lang Pastor war und doch wahrlich nicht des Predigens ungewohnt war . . . er blieb stecken. Er machte noch einen Anlauf blieb wieder stecken. Eine peinliche Stille entstand: da ertönte aus der Gemeinde eine Stimme: „Lat man sien, Krusting, wählt warst du doch!“ und so geschah es denn auch.

Zwei Bibelfeste.

Da ist mal ein Pastor mit Namen Kortüm gewesen. Ich kann seinen richtigen Namen hier ruhig nennen, denn die Geschichte, die ich erzählen will ist nun schon über 150 Jahre her, da sie geschehen ist. Also dieser Pastor Kortüm lebte mit seinem Patron in Streit, wie das schon häufiger vorgekommen sein soll.

Eine Tages aber wurde er durch eine Einladung seines Patrons zum Essen überrascht, da nun das Verhältnis zwischen beiden sehr gespannt war, witterte Kortüm Unheil und steckte sich zur Vorsicht eine geladene Pistole ein. Aber auf dem Schloß angekommen wird er zuvorkommend empfangen, freundlich aufgenommen und reichlich und gastlich bewirtet. Während des Essens schämte sich Pastor Kortüm sehr seines Argwohns. Als nun das Essen zu

Ende war und der Patron ihn mit freundlichen Worten aufforderte noch zu verweilen und mit ihm in seinem Zimmer eine Pfeife zu rauchen schämte sich Kortüm noch mehr. Im Zimmer des Hausherrn angekommen verriegelte dieser die Tür, ergriff einen bereitstehenden Eichenstock und drang auf den überraschten Pastor ein indem er Anstalten machte, ihn nach allen Regeln der Kunst zu verhaugen. Kortüm hatte sich hinter einem Tisch vorläufig in Sicherheit gebracht. Aber der Patron drang mit erhobenem Stock auf

ihn ein und rief dabei: „Verfluchter Pfaffe, kennst Du den Stab Moses?“

Pastor Kortüm aber zog nun ruhig seine Pistole, hielt sie dem andern unter die Nase und fragte seinerseits: „Galt Junker, kennst du nicht Arons Räucherfaß?“

Gut Freund sind die beiden sich ihr Lebetime nicht geworden, aber zu offener Gewalt ist es nie wieder zwischen ihnen gekommen.

Vom ersten Anbau der Kartoffeln in Mecklenburg

Auf folgende zuverlässige Weise sind die Kartoffeln (*Solanum tuberosum* L.) ins Mecklenburgische gekommen, und in diesem Herzogthume verbreitet worden:

Ein an der Ostsee begüterter Kavalier von altem Mecklenburgischen Adel ging im Jahre 1708 als Offizier zur Vertreibung des englischen Prätendenten, mit den Dänischen Hülfstruppen, nach Schottland über. In diesem Lande fand man die Kartoffeln, die von den Dänen für ein verdächtiges Nahrungsmittel gehalten wurden, fast überall. Wie die gemeinen Soldaten, durch Hunger genöthigt, sich an den Genuß dieser Frucht, sehr bald gewöhnten, wurden auch ihre Befehlshaber auf dies Gewächs aufmerksam, und der gedachte Kavalier nahm bey seiner nachherigen Heimkehrung die Probe davon mit, pflanzte diese Schottländischen Kartoffeln auf seinen Gütern und theilte von seinen Aernten, seinen Nachbarn auch mit. Nach und nach verbreitete sich diese Frucht immer

weiter, bis sie endlich in Mecklenburg ganz gemein wurde. Eine wahre Anekdote kann noch zur Bestätigung obiger Erzählung dienen. Ein Edelmann, dem die neue Anpflanzung der Kartoffeln glückte, beschenkte die Herzogliche Küche zu Schwerin damit, und selbige fanden auf der fürstlichen Tafel einen so allgemeinen Beifall, als die Trüffeln (*Hyphodermis tuber* L.) jemals mögen gehabt haben. Ob nun aber diese Frucht sich allein aus Mecklenburg in die benachbarten Provinzen, ja bis in Sachsen, Thüringen, Böhmen ausgebreitet habe, will ich eben nicht behaupten. Mir kommt solches jedoch wahrscheinlich vor, da man in den Leipziger Sammlungen und andern periodischen Wirthschaftsschriften liest, welche eine Neuheit diese Frucht vor wenig Jahren in gedachten und andern Ländern gewesen, da sie in Mecklenburg schon lange die gemeinste Kost, ja Viehfutter abgegeben hat.

Dat Ifern Krüz

Korl Pulz-Lant.

Dat wier midden Oktober 1917.

„Gruppe Stoß“ von den drüdden Togg in dei 11. Kompanie 18. Res.-Div. leig 48 Stufen deip in dei Ird irgendwo int Kriedfeld von’n Artois. „Ruhestellung“, heit dat. Nu ja, uttauhollen wier dat dor. Tommi sien irst Grawen wier wieder as 800 Meter aw. Drei breide Reigen Tachelbraht an uns’ Sied, drei so’n Reigen bi’n Tommi scheidten Dütsche un Engländer. Dei Brummers müßten wied oewre Front weg; dat Tiggern von dei poor Maschinengewehre bi Nachttied hörte tau dat däglich Brot; un dei Grawenhummen blätten blot, wenn sei von dei Fleigers Bescheid kriegen deden. Dor wier’t all uttauhollen, dor hinnen achter Cambrai.

An’n 16. Oktober, wi hadden unsern Stung tau Post stahn, dunn leim mit dei Post in dei Parol Bescheid: Tau Klock elwen prathollen! Aowlösung künmt. — Noch ne lütt Stimmen. Jeder packte sienem Apen un snallte üm, so leigen wi up uns’ Pritsch, un dei Hindenburglichter, dei lekten, flunkerten spänfig dörch dat Düster. Dei ein freug bedrüppest, wo’t nu woll hengahn ded’. „Flannern. In’e Schiet wohen süß?“ „Nu, au!“ Tommi beit siet dor dei Zähnen wedder bläudig. Mit mal süng Hermann Brintmann, ‘n Söhnunägentiger, an tau singen: „Auf, auf zum Kampf, zum Kampf sind wir geboren, auf, auf zum Kampf, zum Kampf fürs Vaterland!“ „Oll malle Bengel, büßt tüderig?“ „Schüll Koll, uns’ Korporal. „Minsch, Willi, id krieg ‘n Heimatschuß! Lach un sing doch mit mi: Dir, Kaiser Wilhelm, haben wir’s geschworen —!“ „Hermann, wäs kein Pogg! Glöwst du an Späul?“ „Aee, an’n Heimatschuß, Willi. Un dat will id di seggen: mien Piep, mien schön gräun Piep fast du arwen! Dat annerBummstram toenen siet deilen, wecker mi trüggsläpt.“ —

Söß Dag’ later. Up einen von dei groten Fabrikhoew’ in Menin (odder wier’t Halluin, wo güng dei Scheid’?) wier uns’ Kompanie anträdt, feldmarschardig, Gewehr bi Haut, mit dei „Ifern“ in’n Brotbüdel. Uns’ Ober (Oberleutnant) Gregor gung dei Front aw, teit hier mal hen, dor mal nah, freug, ob noch einer ‘n Wunsch hadd, sleut drög dal un säd denn: „Kameraden, ihrwißt, es geht wieder nach vorn. In den Schlamassel. Das ist Kriegerlos. Soldatenberuf. Wir haben ja fünf lange Wochen Ruhe und Erholung gehabt. Nun können wir ordentlich unsere Pflicht tun. Es wird schwer sein da vorne. Wir werden uns nach zehn Tagen nicht alle wiedersehen. Wen wird es treffen? Wir wollen nicht fragen. Aber das wollen wir uns versprechen: wir wollen einander Kameraden sein! Wir wollen uns nicht im Stich lassen! Ich, euer Kompanieführer, geh’ voran, folgt mir nach! Und wenn jemand verwundet wird oder gar fällt, dann wollen wir als Kameraden ihn zurücktragen. Das wollen wir uns versprechen, nicht wahr?“ ‘n gewaltig Räd’ von unsern Ober, dei süß den Mund nich uteinannerkriegen kunn; un hüt wier em dei Köhl noch as tausndört. Sei hard dei Würd von dei Ird awläst. —

Fiez Dag’ later. Uns’ drüdd Batteljon leig’ in den wüsten Steinhümpel von Chelunest links an dei Strat Menin — Ipern in Bereitschaft. Dei Klenner melle den 31. Oktober. Dei Klock wiesste up nägen, morgens. Dicker Räweldunst leig oewer Leim, Wader, Steinhümpels, Bomstummels un Stratenstrott. ‘n hellen Schien melle den Sünneupgang an. Uns’ Gruppe Stoß wier uteinannerräten worden. Dei Korporal mit söß Mann leig poorhunnert Meter wieder nah vorn, „vorderste Bereitschaftslinie“, in ein oewerbrückt, bullophen Granatlock ünneren

Wellblechbagen. Mi hadd dei Gravenfourier bi dei Staffettenlöpers in'n ollen Keller rinloft; dor lante id as Swinigel bi dei Karnickels; dei Staffett wull mi nich weiten, oewer id güng nich weg. Nachts un in dei Schummerstunnen dreiw id mi of buten rüm, blot an'n Dag, wenn dei Fleigers einen up Sicht kriegen kunnen, leig id innern „Disch“ mit'n Kopp up'n Tornüster un fihrt mi an nix. Brinkmann wier nah den Maschinengewehrkonfassen näwenan, drei Schritt bättau, rinfläken worden. An'n Abend sull dei Aflösung kamen. Börn geiv dat Dunst. Dei Jrd bärwerte; dei Luft hulte un brumnte. Poormal hadden wi uns' Sturmgepäck up 'n Nacken hadd, wiern oewer wedder awbläst worden. Dei 30. Oktober fung ruhig an. Nu, henne nägen lägeste Tommi dei Schoffee nah Menin aw. Nix Niegs, dat ded' hei jeden Dag. Halw teihn füng uns' Artillerie an tau flänkern. Bloß teihn güng börn dat Rummeln wedder los. Dei Schoffee würd mit aufstännig Bröckels taudeckt. Wi drückten uns an dei Wand von den Betonbunker un politisierten. „Hei kümmt uns neger. Ob hei uns woll noch finnt?“ „Quatsch nich. Hei säuhlt dei Gegend aw.“ „Dit is Sparrführer. Tau'n Glück liggt dei Ring so'n hunnert Meter achter uns.“ — „Essst — hm!“ — „Dei is neger! Föstig Meter!“ — „'n Fähschuh.“ „Na?“ — „Essst — hm!“ — „Zwintig Meter. Id glöw —.“ — „— stbm!“ Einer schriege up. Wat Bein hadd, störkte, drängte, quetschte sich in den Bunker. Id wier dei Leht. Dodenwitt jederein „Lüd,“ säd id binnen, „id glöw, dat hett weck drapen Kumm mal einer mit rut.“ „Glöwst, wi willen uns mit Willen dotscheiten laten?“ Stillswiegens güng id allein. Dunn leig dor ein von dei Trummers mit'n Splodder in dei Lung'n un stöhnte. Bland keim em ut den Mund. Zwei Sanitaters keimen grad anlopen. „Kann id helpen?“ „Hier nich. Nimm den da.“ Id leit rechts hen: dor seit up'n Stuf nah unsern Staffettenkeller rin Hermann Brinkmann, hadd mit bäwerig Hännen sien Verbandstüg fat't un knöpte an dei West. Id ret em dei Post blot un leig 'n lütten Splodder dicht inneri Hart deip in dei Post stäken. „Sall id em rutriecken?“ freug id. „Blot verbinnen. Mi ward so schlecht.“ Kriedwitt leig hei ut. Id fuffelte em dat baten um'n Piew un freug nah'n Verbandspak. — „So'n Aweihunnert Meter trügg. — Grad inneri Füer?“ — „In'n sichern Betonbunker. — „Je, Hermann, denn helpt dat nich. Wo is dien Gepäck mit dei Dunstkiep? Sall id süß noch wat bringen?“ „Ne. Is all' dien. Of dei Mettwust von Hus. Blot dei Piep —.“ „Id smöl jo gornich, id weit of Bescheid.“ Denn släpte id mit em aw. Wenn dei Bein nich mihr können dreug id poor Schritt. Dei asig Tacheldracht verspartte den Weg. Ne Granat hadd dor Luft mak. Wi pilgerten dörch. Id geradte mang dei Stäfers un reit mi Bux un Hinnelst intwei. „Ping!“ säd dat. Schrapnellkugel an den Fienhaut. Nochmals pingte dat un bi Brinkmann of noch mal. Denn stünnen wi vör den Bunker. Sanitaters neuhmen mi den Verwundten aw. — Id täuwte noch paar Minuten — un trügg güngt in'n Zwiensgalopp dörch Zunder un Saures.

Id neuhm nu Brinkmann sienen Platz in'n Bunker in. Platz? Och, wi stünnen un hienten mit so'n dörtig in'n Kumm, dei för acht bugt wier. Dei Maschinengewehrsen-
nant un sien Schügen seiten an'n Disch un schreiwten. Ihr Lager wier ledig. Id leit den Offzier up dei Fingern un säd, hei süß doch stenografieren. „Können Sie stenografieren?“ „Ja.“ „Was sind Sie in Zivil?“ „Lehrer.“ „Ich auch. Aber Sie hätten ja längst in den Kursus können!“

„Ich warte auf Druck.“ „Da hätten Sie Druck gehabt.“ „Es läuft ein Besuch wegen meiner Zurückziehung aus der Front, weil meine letzte männliche Anverwandtschaft gefallen ist.“ „Dann wollen wir mit unserer Stellung tauschen!“ „Na, wi vertellten noch lang'n, un achteron wiesle hei mi sien Lager an: „— bis heute abend.“ „Dann werde ich auch abgelöst.“

Dei 30. un 31. Oktober würden in dei Bläder „Großkampftage in Flandern“ nennt.

Abends güng dat in'n Gausmarsch trügg. Wi keimen up 'ne Fern bi Halluin in Quartier un können irstmal's slapen. Middags, as wi äten hadden — Drahtverbau mit Dosenheinrich — freig id Odder, sofort nah'n Spieß kamen. Id hen. Dunn geiv hei mi mienen Militärpaß un säd: „Gau ab! Richtung Heimat! Hocheappe! Zum Stab der Division.“

Mit leimigen Mantel un utlammert Bür keim id bi'n Stab in Lanwe an. Bescheid: Ordonnanz. Dat heit, Breiw' von einen Offzier tau'n annern drägen. Morgens Schriewstüwen utfägen, inbäuten, Blieftiste anspeizen, Holt „besorgen“, Kahlen bi den Koeckenbullen musen un sich tau't Laven freun. Abends, wenn dat düster würd, Licht anknipfen un mien Slapdecken vör dei Offziere ihr Finstern nageln. Na, dorbi keim mien Schandtat rut.

Dat wier midden November. Dei Major bimmelte. Id hen. „Herr Major?“ „Licht. Abblenden.“ Sei süßben knipste an, sett't mi sienen Stauhl hen, id wrangte denn nah'n Disch rup, stellte mi dor up hen un blennt aw. Achter hadd id grad kein Og, markte oewer, dat hei sich düß för mienen uträten Bürgenbudden intressierte. As mien Arbeit dahn wier, säd hei: „Ordonnanz!“ „Herr Major?“ „Bücken.“ Id bückte mi, un hei summelte mi dat Hemd lang ut dei Bür rut un mellete doran. „Was ist dies?“ „Mein Hemd, Herr Major.“ „Wie kommt das Loch in die Hose?“ „Ich bin erst von vorn gekommen.“ „Na, und?“ Id müßt vertellen. „Brav gemacht. Aber lassen Sie sich von Sell eine neue Hose geben.“ „Herr Feldwebel sagte, er hätte keine Hosen.“ „Sagen Sie ihm, ich hätte gesagt, sonst würde ich ihm schon Hosen besorgen!“

Halw Stunden later hadd id niegen Dref. För Major Smidt hadden all' bannig Manschetten, un hei wier so'n feinen Kirl! Blot düß aktiv, oewer gerecht.

Vier Wochen later. Dei Stabsmannschaften wiern up'n Hof von 'ne Fern in Moorfeeln antraden. Fein nah dei Grött: Hahn, 1,98 m hoch, Krug, 1,92 m hoch, Behrens, 1,90 m hoch usw. An'n Sünndagmorgen. Dei Spieß verläste dat Niegst un dei „Stab“, uns' Kommandant („Kompanieführer“), Rittmeister Schöler, sett'te sien wichtigst Gesicht up un säd: „Und dann wird das Eisene Kreuz II. Kl. verliehen unserm jüngsten Kameraden Puls für erwiesene Unererschrockenheit durch Rücktransport eines Verwundeten.“ Id keim mi bedrüppelt vör. Id hadd Brinkmann trüggbröcht, weil dat gornich anners güng; wat hunnert annern of dahn hadden, un dorför süß id dat Fjern Krüz hew'n? Un hew mi nahher doch tau freut.

Wat ut Brinkmann worden is, weit id nich. Sei hett nix von sich hörn laten. Uns' gaude Oberleutnant is noch an'n 8. November 1918 up frivillig Patrouillisch follen, ein annern würd dorbi verwundt. Dei beiden Lehten von dei Patrouillisch hew'n ehr up'n Nacken ut dat Gewehrsfuer von hunnerte von Tommis trüggbröcht. Wenn id doran denken dau, lam id mi ganz, ganz lütt vör.

Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Lotting wir uter sief vör Freu', un Mining un Stining har'n wedder er drückten Schörten an dei Ogen, ditmal aewerst ahn sief to scheniren. Nahmiddags drünken wi all Kaffee up den „Agamemnon“, un Du wirst ol dorbi, Hans, un dei Stürmann jagt sief mit Di up dat Deck rüm. Dor mößt ic dat all vertell'n, wo dat so sliak kamen wir, un ic säng mit Humpel-Davidsen an un hör't mit Brümmeren wedder up.

Lotting, dei truge ole Seel, Gott heiw er selig, sirakt mi dat sture Hor ut't Gesicht un leek mi so sinnig an as an eren Hochtidstag, as sei dat Ja vör 'n Altar sät, un seggen künn sei nix, sei lör den Flakopp up min Schuller un säng still an to weinen as'n lüttes Kind, so dat ic er gornich wedder still frigen künn.

Den annern Morn aewerst, as wi wedder bi 'n Kaffee seten, sehg Lotting wedder ut as luter Sümschin un küßt mi so väl un tröf mi dei drei grisen Hor ut'n Vort rut. „Weißt Du, Martining, ic heiw dei halw Nacht nich slapen künn. Uemmer heiw ic an Humpel-Davids sinen Generalreeder denken mößt, un wat dei dat wäst is, dei Reiper Bahlen Anweisung gäben hett, dat hei hett in 'e Bucht springen mößt, as dat Water Di so an 'n Hals steg, dat Du wünschen deerst, dat möcht twei Fant aewer Dinen Kopp stahn. Ic gah hüt nah dei Kirch un möt mi ens richtig utbäden“. Na, ic güng mit, in mi rögt sief ol wat, wat mi driben deer, unsen leiven Herrgott dei Jhr to gäben. Dit wir an'n drürr'n Trinitatis. Ol Koster Knaak sett't mit so'n schöne Tremulatschon in: Wie schön leuchtet der Morgenstern, dat ic em noch to hören mein. Herr Paster Becker, dei dunntomals noch in sine vulle Kraft stünn, denn'n stöt dat Gottswurd winnerborlich van'n Munn'n aewer den Text ut dei Episteln, irsten Petrifiv Vers sōh bāt eben: So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er Euch erhöhe zu seiner Zeit. Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch — un so wirer. Un dat sett't hei all so sünnenklor un dringlich utenanner, un dat paßt sief all so up 't Hor up dei Angst, dei ic in dei lehten Wochen utstahn har, as wenn sin Prärig expreß för mi schräben wir un mi minen Standpunkt mal recht klor maken un to Gemäud führen söl. As dei Paster aewer den drürr'n Deil van sin'n Sermon explizieren deer: der Gott aber aller Gnaden, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, derselbige wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, vorbereiten, stärken, kräftigen, gründen. Demselben sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! — dor säng Lotting wedder an still vör sief hen to weinen, un mi bāwertten nahst ol dei Lippen, as ic dat Waterunser sachtig in minen Hant sprōk, so wir mi dat an 't Mager gahn, Koster Knaak sett't aewer, as dei Paster van dei Kanzel stieg, mit 'ne ganz nige Tremulatschon in: Ja, daß mein Herze sing und spring — dat ic so lur' mit insöl, as ob sief dat üm Anwartschaft up dei Kosterstär an Sankt Marien nah Knaaken sinen Dod hannelst har. Wat ic aewerst ut dei Kirch mitnehm, dat wir dei Generalreeder, un den heiw ic van den Dag aewer all dei annern Reeder's un ol aewer den Korrespondentreeder stellt. Ic heiw den „Agamemnon“, so väl ic van em höl, nie un to kein Tid as 'n Spättig anseihn, noch mi dorup spikt, dat mi anner Lür' 'n Kompliment aewer em seggen söl. Ic heiw doran dacht, Heinrich, wat ic doch in 'n Grunn'n man den Generalreeder sin Settschipper wir, un üm sin Quittung is mit man allein to dauhn wäst. Hastig bün ic min Tid wäst, dat is wor, grar' so hastig as Du, Hein-

rich. Denn wenn ic nich hastig wäst wir, har ic Maß-felten un Swanen min schönes Geld nich in dei Finger jagt, har Möppern nich trugt un wir ol nich in Brümmeren sin Aniptang rin fallen as Professor Konepad in dei Kellertuf. Aewermastig wir ic ol, vörut as ic in'n Tiergoren in Kopenhagen seet un van dei Firma Massfeld un Heuer drömen deer. Ob ic nu ol teerquastig wäst bün, dor möt't Ji Stoffer Janssen, den Luchterschipper nah fragen, dei is teihn Johr lang Stürmann up den „Agamemnon“ wäst. An den Generalreeder wör ic jeres Johr, dei söstein Johr dat ic up em sohrt heiw, van Humpel-Davids vermahnt, denn hei haalt sief sin Kapplaken-Markstüd so regelmäsig af, wenn ic utlöp-ore binnen leem, as dei Koster dei Wust un dei Paster dat Mattfurn. Ic bün em oft noch bigegent in Wind un Wäder, wenn dei Bülgan aewer den Boog van den „Agamemnon“ güngen, un dei Springslaut vör'n fleigenden Storm ran fusen deer, kein Spon künn dor van heil bliben; un wedder, wenn dat so deip stürnklor wir in 'ne Sunnacht, dat 'n scharp Og noch achter den Rurdstirn Stürns seihn künn, so lütting as Nadelknöp, un ic denn an Humpel-Davids sin Wurd denken mößt, wat hei hoch in den Mars van dei Welt sitten deiht, un dor Rifut hölt, wider as Nelson ut dei Mars van dei Victory mit sin Dolland je seihn hett. Aewersten nich bloß up dei See bün ic em gewor worden, ic heiw em ol süß noch drapen, wenn ic dat am wenigsten vermauden deer.

So lang' ic Kaptän wir, heiw ic min Hauptreisen immer up London mast. Weiten, Lumpen ore Kanten nehm ic ut, un Stückgant bröcht ic wedder. Lotting wir nich för 'n Staat un ic nich för Süfängerie, un 'n Smurbort heiw ic mi ol nich stahn laten, Heinrich. So hülp sief dat ball un stög toleht to Bank, so dat ic gor nich mir to führen nörig har. Min leht Johrt mast ic anno dörtig wedder nah London. Dat söl aewer all min leht Reif' sin un is dat ol worden. Dei „Agamemnon“ leeg an Nieu-Lönnen britsch, klor un utklarirt. Hei söl wo maeglich mit dei Ebb na dei Dauns. Dei Loots wol präzif' Klock saeben morns an Burd kamen. Ic güng all tirig in min Kōf. Jochen Jung wir Stürmann, Hanne Biak un Peter Zentel höl'n Wacht, denn dor leeg noch Stüdsgeud up't Deck rüm, wat in dat grot Schäpsboot rin staut worden mößt. Paßt ol gaud up Jochen Jung sät ic, as ic dastieg. Dat wir Oktober un dafig Wäder. Jung har 'n Licht in dei Binnakel brennen, un up dat Gangspill stünn dei grot Schäpslicht. Dat möcht hento twei sin, kümmt Jochen Jung dal un röpt mi: „Keppen, Keppen Heuer! dat is hir nich richtig up Deck. Ic glōw, dor sünd tweibeinig Waterrotten in'n Gang“. Ic ol furstens rut. Wi stüchten noch 'ne Handslicht an; dor wir aewer ol rein gor nix to seihn. Allens dodigen still, man dat dei Klaut noch mächtig güng un üm den Boog un dat Rooder platschen un görgeln deer. Wi künn'n nix sinn'n. „Woans is dat denn wäst?“ sät ic. „Se, Keppen, ic un Peter Zentel heiw'n 't jo mit uns eigen Ogen seihn, Hanne Biak har grar' 'n Bidürfnis in dei Gallion, seihn hett hei dat nich, aewersten hör't hett hei dat ol. Rich, Hanne?“ „Ja, hör't heiw ic dat ol,“ sät Biak. „Na, wat wir dat denn?“ sät ic. „Se, Keppen,“ sät Jochen Jung, „dat leem so: Ic seet up dei Wassertunn bi dat Heck un künn grar' dei Reiling lang dei Lucht un dat Gangspill astiken, wo Peter Zentel grar' seet un Hanne Biak grar' assid gahn wir, dunns tofekt dat up ens an dei Banten van den Börmast, un dat hör't sief grar' so an, as wend dor wat up Deck sprüng un vörwärts störken deer. Ic glit mit 'ne Handspal an Urt un Stär, un Peter ol. Dor hör't sief dat an, as wenn wat in 'n

Strom flatschen deer. Jentel hett dat irst seihn un nahst of hürt, nich Peter?" „Ja," sār Peter Jentel, id heww dat irst seihn un nahst of hürt. Backburd van dei Landsid her kem dat un Stürburd, Keppen, is dat wedder aewer Burd gahn. „Dat 's snurrig," sār id. „Ja, dat 's fir snurrig," sār Jochen Jung. „Ja," sār Peter Jentel, „un as dat aewer Stürbord güng, dunnsō flatsch un platscht dat grar' so, Keppen, grar' so as wenn in Warnmünn'n ut 'ne Jöll 'n Maischullenhäursatt in 'n Strom stött ward'. „Je," sār Hanne Bias, „Keppen, un nahsten stähnt dat ein ore twei Mal dicht inner an dei Planken van dei Brigg, un dunn görgelt dat deip up, as wenn ein sief spigen fall un kann dor nich to kamen". „Mi wör ganz gräsen dorbi", sett't Peter Jentel hentau, „id kreeg nahst orig ne Gausht". „Sehg dat denn as 'n Minsch ut, Stürmann?" „Je, Keppen," sār Jochen Jung, „dat kann sacht sin un dat kann of nich sin, Keppen. Dat güng mi so flink vör dei Ogen vörbi, as wenn ein 'n Prim aewer dei Keeling spigen deiht. Sweren kann id dor nich up, wat dat 'n Minsch wäst is, un wat dat kein Minsch nich wäst is, dor kann id of nich up sweren". „Wenn dat man nich dei Minschlänner van den Amerikaner wäst is, dei hir achter uns forrt is", sār Bias, „dat Nas is hir all ens gistern aan Burd wäst un hett hir rüm snüder". „Ja, dei mag dat denn woll am En'n wäst sin", sār id un steeg wedder dal.

Kloß söß morns keem dei Ebb un Klock saeben dei Looß. Stag, Klüwer un Fock wören flor malt, un wi dreben äben mit südwestlich Wind Grinitisch tau. Kort achter Grinitisch föl dei Wind strift nurdlich, un wi mößten tacken. Dor föl dei „Agamemnon" vör den Wind af. Dat wir sin Ort nich, hei parirt süß as Lewerenzen er Mann Lewerenzen sin Fru. Dei Looß keel mi an. „Is dat Roder nich flor?" sār id to Jochen Jung. „Dat ward doch nich uthaft ore bilemmert sin? Söl dat 'n Fischnetlin fat't hemm'm?" Dei Ship wör dal hoist, un twei Lür' reimten inner den Spiegel. „Ja, dat Roder is bilemmert, un dei tweit Haken is 'n bäten wracklich, dor steckt dei ein Spiker rut as 'n halben Finger lang un dor is woll 'ne Rettlin an, Keppen", röp dei Mann van innen rup. „Denn haal up un mak flor! Haal up!" Na, hei haalt of up. As dat aewerst aewer Water keem, wir dat kein Rettlin, dat wir 'ne Liff, dei dor an den Spiker, dei lens worden wir, mit 'n Rockstragen fasthängen un in dat Kielwater nahslepen deer. Dat wir 'n verdrunken Minsch. Dei Liff mößt jo nu an Burd namen warden. Mi wör aewel un stumm, as id sei sehg. Dat Gesicht wir ganz swart van Stamm un Mar'. Dei Mund stünn wid apen, as dei Reimen an 'n dodigen Dösch. Dei witten Tänen legen all blot, dat Kinn stünn wid vör un dei Knei wören bāt an dat Kinn rup trocken un so stiw as Smärisen, un dei Tahn van den einen Haut stöf slohwiit ut dei Smut van den intweigen Stäwel rut. 'n Hemd har dei Liff gor nich an, un dei heil Kleidung wir so wanschäpen, dat dat woll antonämen wir, Hunger un Not har'n dat Unglücksfind in dat Water, in den bitterbösesten Dod dräben, den 'n unglückselig Minschenkind aewerall starben kann. Minschliche Hülp, dat sehgen wi glif altosam, wir dor nich mir an. Seelir' lennen dat. Id leet den Kadaver, dei noch nich aewer vieruntwintig Stunn'n in 't Water lägen hemm'm kün — denn hei füng äben irst an uptaugahn — mir'n up dei Luf vör dat Gangspill leggen un mit'n of Jagersägel tandecken. Dei „Agamemnon" smet 'n Anker ut. Den Loff un Jung leet id dorup nah Grinitisch roderu, dei föl'n dei Polizei van den Vörfall in Kenntnis setten. Jung föl of 'n Ankersmid mitbringen van wägen den lenßen Roderhaken, wo dei Liff anhängt har. Dat wor't of nich lang', dunn keem dei Koroner mit 'ne Jury an, un dei Vilenschau güng vör sief. Aaf un Aafsmat mößten er dei Vunten van 'n Liff sniden un sei denn rein waschen Dei Jury geew denn er Verdict af: accident by drowning.

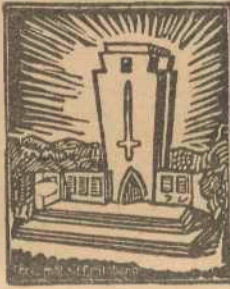
(Unfall durch Ertrinken). Id möcht dat nich mit anseihn, dat hülp aewerst nich, id mößt mit ran. Den süßtigen Ogenblick, as id ran keem, un min Og up dei Liff er Gesicht föl, wat mi van Stamm rein wascht wir, sohrt id triigg, as wenn mi 'ne Adder bäten har. Ja, dat wir för mi kein Frag, up den irsten Schlag wir id mi säler, dat wir hei, dat wir Swank, dat wir Gust Swank. dei dor vör mi leeg, dod, dod, un wat för 'n Dod storben. Herr Du mein Gott des Himmels! So mößt id em doch noch wedder seihn!

Dor wir dat süßtige kruse swarte Hor aewer dei witte Stirn dicht un vull, aewer as mit Kurip bistrent, dor wören dei süßtigen Branten aewer dei Näs inens verwuffen, un an dei linke Hand, ja, dor sält an den lütten Finger dat leßt Lid', grar' so as dei Natur em teilent har. Id har nie wedder van em hürt, all dei söstein Jor, dat id vaan Gottenborg weg wir. Id har mi of achterher nich wedder nah em erkunnigt. Id heww of achterher nich in Erforung bröcht, wo un wennir hei van Gottenborg weggahn un nah London kamen is. Hei wir dat, dor har id 'n Eid up asleggt un will of noch einen up asleggen, wenn dat niht. Wenn dor of nich G. S. up den einen Strump stahn har dei up den rechten Haut seet, un wenn id em nich kennt har, sin Gesicht har sief doch den Abend bi Milani'n so deip in min Seel ingrawt as sin Dreif un dei Spruch ut den Däwelskatechismus: „Tue Du niemand Gutes, damit Dir nichts Böses widerfahre" in mein Gedächtnis. Dor leeg hei. Dei bitterböse Not har em ümstött. Har hei süßen Hand an sief leggt? Wir hei dat wäst, dei mir'n in dei Nacht aewer dat Deck van den „Agamemnon" klarrert un in den Strom sprungen wir? Wir dat Taufall wäst ore Aussicht van em? Kün hei dat wüst hemm'm, dat id Kapitan up den „Agamemnon" wir? All dat wir maeglich un of nich. Uns Herrgott weit dat allein. Id glöw aewer, dat heit 'ne Fügung sin sölt. Mi wir, as wenn id dor wat ut firen föl, as ob dei leiw Gott dat wolt har, dat grar' id, Martin Heuer, Gust Swanken sin elenniges En'n mit eigen Ogen anseihn föl. Hei wir 'n feines Fohrtig wäst as hei ripp't wör, aewerst mit so'n rank Narimen as hei uptakelt wir, kein Schüffel vull rein menschliche Ballast in den Rump, mößt hei aewer fort ore lang kentern, ahn enigste Snar' un Barmherzigkeit. Mi wör ganz de- un wehmäurig, as hei dor so vör mi leeg. Id har em girn wedder in 't Lāben raupen un to em seggen möcht: Gust, hü, of Jung, Du mößt gräsig väl utstahn hemm'm, ire Du so wid kamen büßt, hü id möcht Di noch einmal girn wedder helpen un up Din eigen Fäut stellen, un Du sacht mi of likersten keinen einzigen Schilling wedder gāben, ihre Du em würklich misse tanust, man den verfluchtigen Grundsat mößt Du affchaffen, üm Di süßen wāgen mößt Du dat dauhn, nich üm anner Minschen willen, of üm mi nich.

Dei engelschen Biamten biratslagten nu, wat mit dei Liff anungen warden föl. An Burd kün sei jo nich bliben un in't Water kün sei of nich wedder smäten warden. Dei Koroner biordert nu sin Langboot, un dat dei Liff an dat Fallreep dal laten warden föl, un as id em fragen deer, wo sei bigrawt warden föl, keel hei mi verwunnert an un sār: „Na, wo anners as in dei Buddeln un Neturten van dei anatomisch Akademie in London, wenn sief kein Angehörige finnt, dei em reklamieren un vör dat bigrawwnis sorgen deht". „Dat fall nich sin," sār id, „dei Liff is inner to eigen Kestämm'n an min Fohrtig geraden, as dat id dat vör min eigen Gewissen verantwurten kann. Uphol'n kann id mi nich wirer, aewer id ward bi minen Konsul dat nödrige Geld deponieren för den Fall, dat kein Minsch dei Liff reklamieren deht." Un dat deer id denn of. Dei „Agamemnon" mößt noch 'n Dag vör Anker still liggen van wägen dat Roder, dat sief an 'n ünneisten Haken ganz defekt utweisen deer.

(Schluß folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Vid, Teterow.

Jahrgang 12

Teterow, 5. februar 1939

Nr. 2

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK I. M.

Geschichtliches des Gutes Lübssee bei Lelendorf

Lübssee mag schon im 14. Jahrhundert den Herrn v. d. Osten gehört haben, denn ein Urnd v. d. Osten war 1360 Besitzer vom angrenzenden Lelendorf, wie das Wattmannshäger Kirchenbuch besagt. Jakob v. d. Osten verpfändete das Gut von 1570 bis 1585 an einen Herrn v. d. Lühe, und von 1585 bis 1590 wird Ewald v. d. Osten als Besitzer genannt, von dem es v. Malzhahn auf Raden und Ahrenshagen erstand, aber auf Pfand 1591 an Ernst von Linstow fortgab, in dessen Familie es bis 1728 verblieb. Das älteste aufbewahrte Originalpapier ist vom 14. Oktober 1699 eine Inventur des an Adam Johann von Bülow auf Lütten-Prütz von 1687 bis 1699 verpfändeten Gutes, wonach das lebende Inventar aus 4 Kalkunischen Hühnern, 8 jährigen Kalkunen, 7 Endten, 1 Wättig, 20 kleinen Hühnern, 2 Stück Hähnen, 204 Schafen, „von denen aber 100 Herrn v. Driberg gehörten“, 33 Schweinen, „wovon gleich 4 gestorben“, 3 Kühen, 2 überjähigen Kälbern und 1 Saugkalb bestand. Todtes Inventar z. B.: 1 Dachledder, 12 Milchbütteln, 1 Lichtform, 1 Emmern, 1 Mistforke, 2 Spaden, 1 Drahtsieb usw. Ausfaat: 13 Drömbt 10 Schfl. Roden, 1 Dr. 2 Schfl. Weizen, 8 Dr. Gerste, 6 Dr. Haber, 1 Dr. Erbsen und 2½ Schfl. Buchweizen. Im Jahre 1682 wurde ein neues Wohnhaus erbaut mit Rohrdach und Holzwerk von Fauschesen, und da dies Haus nach 70 Jahren nicht hat länger stehen wollen, ist 1752 ein neues erbaut worden, welches 4000 Thaler gekostet; die specificirten Baurechnungen sind noch vorhanden.

Ein von Georg Linstau und Euhrt Christopher Schach unterschriebener Pfandcontract vom 29. April 1712 mit beiderseitigem Siegel lautet im Auszuge:

Kund und zu wissen sey hiermit Jedermänniglich, sonderlich denen, so daran gelegen, daß heute im Rahmen Gottes zwischen den Wohlgebornen Hauptmann Georg von Linstau auf Lübssee, Erbherrn, als Pfandgeber an einem, und den auch Wohlgebornen Herrn Euhrt Christoph v. Schachen als Pfandnehmer andernteils, wegen igt gedächten Guths Lübssee nachfolgenden Pfand-Kauf-Contract, als den beschriebenen Rechten und üblicher Gewohnheit dieser Lande nach am Kräftigsten geschehen können und mögen, mit wissenschaftlichem Vorbedacht abgeredet, be-

schlossen, aufgerichtet und vollzogen worden. Es pfändet nemlich bis auf Lehnherrlichen Consens wohlgedachter Herr Hauptmann v. Linstow für sich und seine Erben und Erbherrn sein Gut Lübssee in seinen Scheiden und Grenzen, wie er es vom Pfandnehmer v. Bülow rehuiret besessen, mit Alles, was darinnen Erd-, Nied- und Nagelfest, auch Rohrung und Mohrung usw. von 1712 bis 1724 für 15 000 Thaler, nach igo gangbahrer Meckl. Valeur, als die alten Brandenburger und Lüneburger ein und Zweg Drittel-Stück zu resp. 16 und 32 Schill. und die neuen nach 1688 geschlagenen ein und Zweg Drittelstücke zu resp. fünf, Zehn und dreißig Schill. gerechnet. Die casus fortuitus aber, welche ohne des Herrn Pfandnehmers und der Seinigen Verwahrlosung, durch Gottes Wetter, Feuer, Wind, Kriegs-Verwüstung und Vergleich, welches der Höchste in Gnaden abwenden wolle, sich begeben könnten, trägt Pfandgeber. Beide Contrahenten haben sich bei wahren adeligen Worten und treuen Glauben Kräftiglich verbunden den Contract und was hier oben enthalten ist, wahr und unwiderrücklich zu halten. Beide entsagen allen Einreden, als des Betrugs, falscher und listiger Ueberredung, Furcht, daß die Sache anders beschrieben, wie anders beredet, der Läsion über die Hälfte, übermäßigen Zins usw., also auch der Rechtsregul, so da wil, daß keine gemeine Vorsicht gelte, wo keine besondere vorgegangen. So geschehen d. 29. April 1712."

Georg v. Linstau.
(Siegel.)

Euhrt Christopher Schach.
(Siegel.)

Aus der Zeit des 1712 beginnenden Nordischen Krieges entnehmen wir aus den vorhandenen Originalkostenberechnungen folgende Daten und Notizen: An die Russen 19 Officiersmahlzeiten a 8 Schill., 475 Gemeine a 4 Schill., 148 Pfd. Brod a 9 Pfg., 10 Eimer Bier a 2,15 2 Pferde a 12 Thaler, 1 Ochse 16 Thaler, 3 Schafe a 1 Thaler, 5 große Schweine a 4 Thaler, 2 Böcke a 2 Thaler, 6 Gänse a 18 Schill., 12 Spickgänse a 12 Schill., 5 Endten a 6 Schill., 10 Hühner a 4 Schill., 4 Pfd. Licht a 7 Schill., 1½ Schfl. Salz a 1 Thaler, 1 Sch. Erbsen 32 Schill., 129½ Sch.

Rocken a 32 Schill., 13 Sch. Gerste a 32 Schill., 21 1/2 Sch. Haber a 24 Schill., 32 1/2 Fuder Heu, a 6 Thaler 12 Schill., 14 Fuder Stroh a 2 Thaler, 4 Mettwürste a 3 Schill., 4 Faden Holz a 2 Thaler, 10 Tage zu fahren a 1 Thaler, 1 Wagen 6 Thaler; ruinirtes Hausgeräth 5 Thaler. Für ein abgebranntes Haus von 9 Gebindt 100 Thaler. Summe 591 Thaler 28 Schill. = 1183 fl. 4 Schill. An die Sachsen 965 Thaler 28 1/2 Schill. Summa Summarum 1557 Thaler 8 1/2 Schill. = 3114 fl. 8 1/2 Schill.

Daß die Specification richtig und nichts simuliret, solches bekräftiget hiermit, so wahr mir Gott helfen soll d. 22. März 1713 Cohrd Christoffer v. Schack.

Die Schäden und Verluste im Jahr 1716, während die Russen in Lübssee hausten, werden in Summa mit 2070 Thaler verrechnet. 3. April 1716. Den Bauern ein Pferd ausgespannt und damit sein Tage nicht wieder gekommen 30 fl. Noch ein Pferd, so den Bauern zu Schande getrieben und geschlagen, daß es bald darauf gestorben, 30 fl. Für Betten Licht und Ungemach 7 fl. Juli 21. Wagen nach Travemünde mit Fourage zu der Russischen Cancellie mit 4 Sch. Haber, 16 Sch. Heffel, 4 Bund Heu a 12 Pfd. thut an Gelde 5 fl. Wagen 12 Meilen a 1 fl. und der es geliefert verzehret 4 fl. 16 Schill. = 16 fl. 16 Schill. 22. Juli ist die Execution gleich bey Ansagung der Lieferung besiegen geblieben. 1 Dragoner 14 Tage, hat gesoffen und gegessen, auch 1/2 Sch. Haber für sein Pferd und soviel gut Gras als es fressen können sich reichen lassen, den Kerl rechne täglich 12 Schill., das Pferd 16 Schill., auch für Ungemach 2 Schill., thut 17 fl. 12 Schill. Vom 25. bis 28. noch 4 Dragoner dazu gekommen, welche nicht eher weichen wollen, bis sie eine Quittung vom Commissariat auf vorige Lieferung gesehen; da dieß keine Specialquittung geben wollen. Ich habe sofort einen Zu Pferde nach Rostock geschickt um eine Quittung zu holen, hat aber keine bekommen können, doch ihnen Ordre zu weichen mitgebracht, welches verunkostet mit dem Pferde 4 fl. Die 4 Executores mit Pferden, 1/2 Schfl. Haber und gut Kleber-Gras, thut an Geld 14 fl. Noch 2 Executores 6 Tage gelegen bis Lieferung geschehen 14 fl. Nach dem Russischen Lager bei Poppendorf geliefert 662 Pfd. Brod, 530 Loht Salz, 132 1/2 Pfd. Speck, 56 Pfd. Grüte, 6 Sch. Haber und 18 Sch. Heffel 49 fl. 6 Schill., Wagen 8 Meilen 14 fl. 21. August geliefert 125 Pfd. Suchari (Zwirb), 18 Pfd. Grüte, 12 Sch. Salz, 1 Wagen 8 Meilen 18 fl. 11 Schill. 23. August Lieferung an das Wenzelsche Regiment, 26. August ebenfalls, 30. August dito und an das Grenadierregiment und an das Gereffloffsche Regiment jedesmal 1 Wagen nach Rostock. 31. August an das Narvi-Regiment. September 1. an das Reffische Regiment, dito Gereffloffsche Regiment und dito Narvi-Regiment. 10 Ellen Leinwand, 20 Klafter Tannen, 11 Bretter von 3 Faden, 12 Fuder Fadenholz, 1 Thaler zu Nadeln und Zwirn, 58 fl. 18 Schill., 4 Wagen a 8 Meilen 32 fl., der es geliefert verzehret in 5 Tagen 10 fl., 12 Executores auf einmahl gehabt 2 Tage. Haben verlangt gutes Essen, viel Bier und Brauntwein ausgesoffen a W. 14 Schill. = 14 fl. 30. Juli 10 Cossacken mit 21 Pferden hier 31 Tage gelegen, 31 Tage mit ihren Pferden die besten Heu-Wiesen des Tags ausgehütet und Nachts das beste Kleber-Gras, über 50 Fuder Heu consumirt a 2 fl. = 100 fl., Jeder 3 gute Mahlzeiten a 4 Schill. täglich, jeder Kerl 12 Schill. = 155 fl., für Betten, Licht und Ungelegenheiten a 2 Schill. = 25 fl. 20. Schill. Sie haben über 2 Dr. Rocken und anderes Korn aufgefüttert und vertreten, 48 fl.

Ihren General, der sie commandiret, um gute Ordre zu halten, mit 5 Thaler Gold, 1 Drömbt Haber, 1 Fäßchen Brauntwein, thut in allen 26 Gulden!

Ein vor drei Jahren erbautes Haus eingäschert zu 4 Wohnungen, indem sie auf der Diele Feuer angelegt und

so in Brand gesteckt. Auch an Gartengewächsen großen Schaden gethan, Bäume und Hackwerk niedergebrannt.

1711—1712	Dänische Furagen	4 fl. 20 Schl.
"	Preussische Truppen auf Durchmarsch	333 " 11 "
"	Hackengelder	59 " 14 "
1712—1713	Russ. u. Sächs. Kriegsschäden	3114 " 8 1/2 "
1716	Russische Kriegsschäden	4140 " 23 1/2 "
"	Necessarien-Contribution und Portionsgelder	1368 " 18 1/4 "
1717—1719	Portionsgelder	2627 " 22 "

Summa: Nordischer Krieg = 11648 fl. 21 1/4 Schl.

Aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges finden wir in den Originalkostenberechnungen an Schäden aufgeführt wie folgt:

1758 =	872 Thlr. 32 Schl.
1759 =	995 " 13 "
1760/61 =	1966 " 7 1/4 "
1762 =	2357 " 46 "

Sa. Siebenj. Krieg = 6192 Thlr. 23 1/4 Schfl.

Am 26. Januar 1728 verkaufte Georg von Vinstow Lübsen an den Landrath Joachim von Moltke Hinzenhagen für 800 Thaler mit der Bedingung, an Herrn von Schack die Pfandsomme von 15 000 Thaler, sammt Kriegskosten auszusahlen.

Am 30. April 1729 verkaufte Landrath v. Moltke Lübsen unter gleichen Bedingungen an Hauptmann Joachim Friedrich v. Levechow Gr. Grabow für 1000 Thaler und 40 Thaler an der Gnädigen Frau Landrathin, als ein etwaiges kleines Douceur, reservirte sich dabei die Vormahls zu Lübsen gehörigen Pertinentien in Hinzenhagen. Am 29. Juli 1738 verkaufte von Levechow Lübsen unter gleichen Bedingungen an Erhard v. Hahn auf Ruchelnitz für 2000 Thaler, nachdem er mit Herrn von Schack in einen Relutionsprozeß verwickelt war, der Lübsen als ein ihm verfallenes Gut ansah, da es vom Pfandgeber nicht vorschriftsmäßig eingelöst war. Er operierte schon ganz als Gutsbesitzer, worauf von Hahn ihn beim Herzog verklagte, der nachfolgenden energischen Brief an ihn richtete:

Carl Leopold p. p.

Erbar Lieber getreuer! Aus dem Abschriftlichen Einschuß hast du zu ersehen, was Erhard von Hahn zu Ruchelnitz wegen verwüstlicher Holzfüllung auf dem zur Relution stehenden Gute Lübsen klagen angezeigt und zu verfügen unterthänigst gebeten hat. Im Fall es sich nun berichteter maßen verhält und du dagegen innerhalb 3 Wochen nichts Rechtsbeständiges einzuwenden hast, So befehlen Wir dir hiermit Gnädigst bei 1000 Thaler Fiscalischer Straafe ernstlich und wollen, daß du von weiterer Stämmung, sowohl alles Eichen- als Buchenholzes, ohne was du zu eigener Nothdurft gebrauchst, wie auch ruinirung des jungen Holzzuwachses und Ellern Brüche dich hinführo gänzlich enthalten und den Bereits verursachten Schaden und Unkosten erstatten sollst. An dem gegebenen Güstrow den 5. Juni 1739.

An den von Schack zu Lübsen.

Der von Herrn von Levechow etwa um das Jahr 1730 begonnene, von Herrn von Hahn übernommene Relutionsprozeß gegen Herrn von Schack auf Räumung von Lübsen zog sich bis zum 1. Juni 1757 hin, wo dann beim Reichskammergericht zu Weßlar von Schack unterlag, der f. 3. als vermeintlicher Besitzer den Erbvergleich vom 18. April 1755 unterschrieben hatte.

Für ihren 1747 gemüthskrank gewordenen Bruder Erhard hatten Friedrich von Hahn-Basedow und Achaz Ludwig Diekhof den Prozeß geführt, doch erreichten sie erst, daß Johannis 1765 von Schad Lübsc verließ, nachdem er 26 000 Reichsthaler, und 400 Reichsthaler altes Geld „für meine Ehe-Gemahlin“ erhalten. Im Protocol vom 22. September 1759, wo Herr von Schad die Bauten specificirt: Wohnhaus 4000 Thaler, Viehhaus 6 Gebind 85 Thaler, neues Schaffer-Haus 85 Thaler, Haus von 2 Hühn auf dem neuen Hof 100 Thaler, Scheune dito 100 Thaler, eine Scheune vor den Krüger 80 Thaler usw. beschwert er sich, daß früher bei voller Mastung man hätte 5 bis 600 Schweine „Fett kriegen können“, jetzt dies kaum noch bei 300 der Fall wäre. 14. Juli 1755 durch Hagel, größer wie ein Hühnerei, viel Schaden gelitten, nicht mehr als das andere Korn gebaut, alle Fenster ruinirt. 1748 arger Sturm, Buchen auf Scheitelberg umgeweht. 26. Martii 1757 dergleichen; eine Scheune auf dem neuen Hofe umgeweht, auch eine Wand auf dem Hofe niedergeworfen und vielen Schaden gethan.

Von seinem Onkel, Erhard von Hahn-Ruchelsmiff, erbte 1766 Ludwig, Staats von Hahn auf Diekhof die sog. Lübsceer Güter: Lübsce, Banzow und Langhagen mit den Pauernhöfchen Dersentin und Striggow und schloß mit dem Lüdershäger Prediger am 26. Octbr. 1769 einen Erbpachtcontract ab über die Lübsceer Pfarrländereien, 12 646 Quadrat-Ruten betragend, der später Veranlassung zu einem langwierigen Rechtsstreit wurde. Im Jahre 1771 im Januar hatte von Hahn das Unglück, bei der Predigerwahl in Salow im Duell erschossen zu werden, und zwar in der sogenannten traurigen Absattelungsperiode von 1765—1776 wo in Folge des 7jährigen Krieges das baare Geld so knapp, daß eine große Anzahl Güter in Concurs gerieth, oft geringer, nicht zu beschaffender Summen wegen. Die Hufe galt von 1770—1780 etwa 5—6000 Thaler, 1800 bis 1806 20—30 000 Thaler, 1807—1815 wieder 5—6000 Thaler, Thellow 1789 bezahlt mit 55 350, 1803 mit 215 200 und 1816 ohne Inventar für 26 800 Thaler. Die Regierung sah sich genöthigt, eine Anleihe von 200 000 Gulden in Holland zu machen, um wenigstens etwas baares Geld ins Land zu bringen. Die Diekhöfer und Lübsceer Güter (Diekhof seit 1440 v. Hahn'scher Familienbesitz) an 40 Hufen wurden zu 400 000 Thaler taxirt, mußten aber im Concurs 1780 an den Grafen Ludwig von Wallmoden-Gimborn für 175 000 Thaler R^z und 25 000 Thaler Gold verkauft werden.

kehren wir nach dieser Abschweifung zurück zur Guts-geschichte. Die Lübsceer Güter hatte Ch. W. Schröder von der v. Hahn'schen Concursverwaltung 1779 für 4250 Thaler R^z und 1500 Thaler Gold gepachtet. Im Jahre 1781 genehmigte Graf Wallmoden in einem Wien d. 20. Sept. 1781 datirten Document den betreffenden Pachtcontract, jedoch mußte Schröder sich zu einer Mehrzahlung von 100 Thaler p. a. verpflichten. Das Document ist gezeichnet Johann Ludwig von Wallmoden-Gimborn. C. W. Schröder. Besagter Pachtcontract wurde 1789 von Herrn Wien, dem Großvater des früheren Besitzers von Hohenfelde, Wattmannshagen und Diedrichshagen erneuert. Es befinden sich im Archiv noch manche interessante Gerichtsprotokolle aus jener Zeit. Lassen wir eins davon im Auszuge folgen:

„Protocollum gehalten zu Lübsce d. 7. December 1793 in Gegenwart des Hofrath Spalding p. p. und des Herrn Pensionarii Wien hieselbst a me subscripto.“

Der Tagelöhner Töllner aus Lübsce war von einem, aus Güstrow heimkehrenden Zarchliner Knecht „auf das Sattelpferd mitgenommen und

hatte diesem unterwegs ein Paquet mit 1 Pfd. Toback und 12 Ellen Sitz (bunter Cattun) gestohlen und in den Busen gestochen“. Nächsten Tages hat er den Bestohlenen aufgesucht, nach vorherigem Auleugnen freilich das Paquet zurückerstattet, doch war der Diebstahl zur Anzeige gebracht, „da man in hiesigen Gütern Diebereyen zu begünstigen nicht gewohnt ist.“ Es wurde hierauf Töllner „wegen seines, mit so vielem Undank als Bosheit und noch dazu auf öffentlicher Landstraße begangenen Diebstahl, in einer Leibes-Strafe von 30 Peitschen-Schlägen verurtheilt, und sogleich erequiret und hiermit dies Protokoll geschlossen.“

De f t m a n n, Actuar.

Vom Grafen Wallmoden erstand der 1788 geadelte Kammerrath Otto Conrad von Hahn früherer Pächter von Eldena, die Lübsceer Güter 1796 für 220 000 Thaler und verkaufte Lübsce 1798 für 50 000 Thaler Gold und 25 000 Thaler R^z an den vormaligen Pächter Ch. W. Schröder in Folge dessen der damalige Pächter Wien aus Lübsce abziehen mußte. Schröder, ein Onkel des später allgemein beliebten Domainenrath Lemke, langjährigen Pächters der Ruchelsmiff's Güter, starb 1799, wie die alten Leute erzählten, in Folge der Angst, die er bei einem auf einer Reise nach Güstrow stattgefundenen Raubüberfall ausgestanden hatte. Seine Erben verkauften Lübsce 1801 an Hauptmann Ludwig von Bülow in Bülow für 77 650 Thaler R^z. Diesem wurde der Besitz durch einen, vom Pastor Sidel den 12. Juni 1801 begonnenen Prozeß, wegen Aufhebung des früher gedachten Erbpachtcontract's so verleidet, daß er das Gut 1814 an Se. Durchlaucht den regierenden Fürsten Georg Wilhelm zu Schaumburg-Lippe verkaufte, der den Prediger durch 1000 Thaler und eine alljährliche Zahlung von 100 Thaler zum Ruhenlassen des Prozeßes bewog.

Während längern Aufenthalts in Frankreich 1815, gelegentlich des Befreiungskrieges, hatte der hochintelligente Besitzer von Lübsce sich dortige Wirtschaften angesehen und mit scharfem Blick die großen Vorzüge der französischen Schafzucht erkennend, eine kleine Herde für Lübsce angekauft, woraus der jetzt so berühmte, allgemein bekannte Viegestier Stamm geworden, der so wesentlich zur Verbesserung der Schafzucht in weitesten Kreisen beigetragen, daß sich Se. Durchlaucht hierdurch das größte Verdienst um Mecklenburg und ganz Deutschland erworben. 1836 kaufte der Königl. Hannoversche Rittmeister a. D. von Meibom, aus dem Banzower Hause, Lübsce mit dem, in Folge des argen Sturmes 1748, der wie derjenige des 12. Februar 1894 die Wälder arg gelichtet, erbauteu Nebengut Grünhof.

Herr von Meibom hat nicht nur als Offizier der Abenteurer in Brasilien viel erlebt, sondern war auch in weitesten Kreisen bekannt als vorzüglicher Reiter und Reitkünstler. In Basedow auf der Rennbahn gewann er unter Andern eine große Wette, indem er auf dem Sattel stehend, ohne abzufallen, die Bahn ihrer ganzen Länge nach durchritt.

Im December 1842 erstand Herr Kortüm-Zehna Lübsce, der es im April 1843 an D. Standinger aus Gr. Wüstenfelde verkaufte. Die Verweigerung des neuen Besitzers, der jährlichen Zahlung von 100 Thaler an die Pfarre, gab Veranlassung zur Wiederaufnahme des seit 1811 ruhenden Erbpachtprozeßes, der energisch bis 1853 weiter geführt wurde, wo die hohe Justiz-Canzlei in Güstrow zu Ungunsten der Pfarre entschied, welches Urtheil 1856 vom Oberappellationsgericht in Rostock bestätigt wurde. Vor dem Schluß der Guts-geschichte möge

hier noch eine Episode ihren Platz finden. Wie gar viele geistliche Bauten verdankt auch die Lübbeker Kirche hauptsächlich der Munificenz Sr. Königlich

Hoheit des Großherzogs Friedrich Franz II. nicht nur eine gründliche Restauration, sondern auch den Neubau eines stattlichen Thurmes.

Die Sage von Petermännchen, dem Hausgeist des Schweriner Schlosses

Elfriede Wendler.

Dort, wo heute das Schweriner Schloß steht, stand früher die Tempelburg des Heidengottes Swarog, der von seinen Anhängern sehr verehrt wurde. Bald aber zogen auch in Mecklenburg die Boten des Christentums ein und der Heidengott sah seine Macht gebrochen; er floh aus seiner Burg bis in die Tiefe des Weltmeeres, doch seine Diener, die guten und bösen Geister, ließ er zurück. Als dann die ganze Tempelburg in Trümmer ging, flohen auch sie und nahmen ihren Wohnsitz im Petersberg. Nur ein guter Geist blieb zurück, das Petermännchen, der auch das neue Herscherschloß als seine Heimat ansah. Manchmal sah man lange nichts vom Petermännchen, bis es dann plötzlich mal wieder diesem oder jenem erschien, meist als alter Mann, mit langem weißen Spitzbart und recht verhußeltem Gesicht; sein schwarzer Rock reichte meist bis zu den Knien, die Ärmel waren ganz eng und um den Hals trug es einen weißen Kragen, auf dem Kopf aber ein kühnes Barett oder eine schwarze Kappe. Manchmal aber kam es auch als mittelalterlicher Reitermann, mit flottem Schnurrbart, kurzem Wams und hohen Reiterstiefeln mit Sporen, dazu einen Degen und kühnen Federhut. Im Gürtel trug es fast immer ein großes Schlüsselbund; doch es wechselte auch gern die Farbe seiner Kleidung, meist war sein Röcklein grau, bei Kriegsgefahr, war sie rot und wollte jemand dies Erdenland verlassen, war sie schwarz. Zwar wechselten im Wandel der Zeiten oft die Herren des Schlosses, änderten Burgen und Schlösser ihr Aussehen, Petermännchen lehrte sich nicht daran, es blieb ein treuer Hausgeist und diente den Schloßherren unermüdlich und ergeben, plagte fremde Eindringlinge, daß sie das Wiederkommen vergaßen, strafte die Leute, die Böses taten, und belohnte die Guten. Herren, die sich unrechtmäßig des Schlosses bemächtigt hatten, waren Petermännchen ein Greuel, es plagte sie weidlich, wovon auch der Friedländer Herzog Wallenstein ein Liedchen singen konnte. — Als dieser das Schweriner Schloß besichtigt hatte, gefiel es ihm so gut, daß er gedachte, sich ganz darin niederzulassen, doch er hatte eben nicht mit Petermännchen gerechnet, das fremde Herren nun mal nicht leiden konnte. Sobald sich der große Feldherr zur Ruhe begeben, fing es in seinem Zimmer an unruhig zu werden; die Stühle polterten umher, von unsichtbarer Hand wurde ihm die Decke weggezogen und schließlich spazierte Petermännchen in ein großes weißes Lakengewand, gemüthlich im Zimmer umher. Wallenstein, der bekanntlich sehr abergläubisch war, rief sofort nach seinem Vertrauten, dem Sterndeuter Seni, denn er glaubte, es stünde ein großes Unglück bevor. Seni beruhigte ihn, aber für die nächste Nacht zog es Wallenstein doch vor, sein Nachtlager in einem andern Teil des Schlosses aufzuschlagen. Petermännchen lehrte sich da nicht dran; Wallenstein erwachte in der Nacht von einem schnurrenden Geräusch im Zimmer und bei dem weißen Licht des Mondes sah er, wie Petermännchen sich mit gezücktem Schwert seinem Lager näherte. Wie zum Schutz streckte der erschrockene Ritter dem Geist seinen Arm entgegen, doch in demselben Augenblick löste sich das fast lebensgroße Bild des rechtmäßigen Herzogs, welches über dem Bett an der Wand hing, vom Nagel, fiel herab und begrub den Feld-

herrn unter sich; die Erscheinung aber verschwand hohnlachend. Auf die Hilferufe Wallensteins eilten seine Diener herbei und befreiten ihn von dem Bild, aber er hatte genug von dem verwunschenen Schloß, schon am nächsten Tag verließ er es, um es nie wieder zu betreten. — Ähnlich wie Wallenstein erging es dem französischen Statthalter Laval; als in der Franzosenzeit überall in Mecklenburg die mecklenburgischen Wappen heruntergerissen waren und durch die französischen Adler ersetzt, nahm Laval seinen Sitz im Schloß, aber Petermännchen machte ihm das Leben so sauer, teilte derbe Stöße und Prüge aus, verabsolgte ihm kräftige Ohrfeigen, neckte und quälte die Dienerschaft, bis es die fremden Eindringlinge wieder vertrieben hatte.

Unwahrheit und Schlechtigkeit konnte Petermännchen gar nicht leiden; einmal kam im Schloß ein großer Diebstahl vor, wertvoller Schmuck war verschwunden und der Verdacht fiel auf einen alten Diener, der auch sofort ins Gefängnis wanderte. Petermännchen, das wußte, daß er unschuldig war, denn es kannte den Dieb, besuchte den alten Mann im Gefängnis, tröstete ihn, brachte ihm Speise und Trank, Kissen und warme Decken. Den Dieb aber peinigte es arg, holte ihm ein Stück nach dem andern der gestohlenen Steine aus der Tasche und streute sie hinter ihm her, so daß die andern es sahen und der wirkliche Dieb bald entdeckt war. —

Ehrliche und treue Menschen aber, die liebte Petermännchen und wo es möglich war, belohnte es sie. Einmal hatte ein junger Soldat im Innern der fürstlichen Räume die Wache; viel Kostbarkeiten sah der junge Mensch und gern hätte er sich dieses oder jenes davon genommen. Petermännchen hatte ihn längst beobachtet und beschloß, ihn ob seiner Ehrenhaftigkeit auf die Probe zu stellen. Er erschien plötzlich in dem Zimmer, wo die Wache war und machte den jungen Gardisten noch extra auf die wertvollsten Stücke aufmerksam, ja ermunterte ihn direkt, sich etwas davon einzustecken. Doch der Soldat weigerte sich energisch und bat Petermännchen, sich zu entfernen. Das freute Petermännchen herzlich, es lobte immer wieder die Ehrlichkeit des Soldaten und schließlich bat es ihn, ihm nach seiner Ablösung doch einen kleinen Dienst zu erweisen, „es ist keine Gefahr dabei und sollst Deinen guten Lohn haben.“ Der junge Krieger willigte ein und als der Dienst zu Ende, führte ihn Petermännchen überall im Schloß umher, durch unterirdische Gänge, große Gemächer, Treppauf, Treppab, zu allen Räumen zog das kleine Männchen den passenden Schlüssel aus seinem großen Schlüsselbund. Zuletzt machten sie Halt in einem großen Zimmer, wo die Wände reich mit alten Waffen und Kriegstrophäen geschmückt waren. Petermännchen langte ein großes Schwert von der Wand, reichte es dem Soldaten und sagte: „Sieh mal, mein Sohn, dies Schwert stieß ein Ahnherr des Fürsten Niklot einem Christenpriester ins Herz; unschuldig Blut klebt an der Waffe und wird so lange daran bleiben, bis es einem unbefleckten Christenjüngling gelingt, sie wieder zu reinigen. Du weißt ja mit Waffen gut umzugehen, mein Sohn, da auf dem Tisch findest du alles, was du brauchst, puß mir das Schwert wieder blank.“ Gern ging der Soldat dabei und bald

funkelte die Waffe im alten Glanz, nur an der Spitze, da waren noch ein paar kleine Rostflecken, und noch einmal fing der junge Mensch an zu reiben und zu putzen. Petermännchen sah dem Eifer des Gardisten mit sichtlich Freude zu; „Hier ist noch ein ganz kleiner Punkt, mein Sohn, versuch's noch mal, den bekommst Du sicher auch noch weg.“ Noch einmal ging der Soldat an die Arbeit, aber plötzlich erfolgte ein furchtbarer Donnererschlag, der Geist verschwand und der Soldat verlor die Besinnung. Als er erwachte, lag er wohl und munter im Schloßhof, aber in seiner Tasche, da fühlte er etwas so Schweres,

saum erheben konnte er sich damit, und als er nachsah, waren es drei herrliche Stangen reines Goldes, der Lohn vom alten Petermännchen für treue Dienste und Hilfsbereitschaft, aber auch für Ehrlichkeit und Redlichkeit. — Als der Soldat seine Zeit bei den Gardisten um hatte, kaufte er sich ein Gut und lebte mit seiner Frau und seinen Kindern glücklich und zufrieden. Erst als alter Mann soll er seinen Kindern und Enkeln erzählt haben, was er mit dem alten Petermännchen erlebt hat.

Der Sarg „Friedrichs des Frommen“ wird aus mecklenburgischem Granit gefertigt

24 Pferde schaffen den Stein nach Schwerin.

In einer im Jahre 1791 erschienenen Zeitschrift erzählt der Verfasser innerhalb einer wissenschaftlichen Abhandlung über die verschiedenen Granitarten auch über die Herstellung eines riesigen Findlings zu einem Sarkophag für Herzog Friedrich den Frommen. Die betr. Schrift berichtet hierüber folgendes:

Unser Durchlauchtigster Herzog wünschten eine steinerne Ruhestatt für Höchstdieselben, auch für die Mecklenburgischen Lande, unvergessen, hingesehnen vielgeliebten Vorweser. Man suchte vergeblich nach einem schicklichen Steinklumpen, bis man endlich diesen mächtigen Granitblock an der Elbe, unweit Großen Laasch, zwey Stunden von Ludwigslust, ansichtig ward. Der Herzogl. Hofbaurath und Baudirektor Herr J. J. Busch fand diesen Stein brauchbar, und schon behauen war diese Granitmasse noch drei Fuß hoch, 5 Fuß breit und 9 Fuß lang. Gedachter berühmte Kunstschachverständige ließ diesen Granit auf einen besonders hierzu verfertigten Wagen bringen, und 24 Pferde rückten täglich mit selbigem 4 Stunden fort, so daß der Stein nach 2 Tagen bey der Herzogl. Schleifmühle zu Schwerin glücklich anlangte. Der tiefen Furchen wegen sah sich der Hofbaurath genöthigt, eine Strecke lang, starke Breiter auf den Acker legen zu lassen. Wie der Granitblock bey der Mühle auf Walzen geschafft worden war, brachte man ihn, vermittelst einer großen Winde in die rechte Lage zum Zerschneiden. Sieben und zwanzig kostbare Sägen, 9 Stück

nemlich in dreymahliger Abwechselung, wurden bei dieser Steinmasse, die in 8 Platten geschnitten wurde, unbrauchbar gemacht. Aus sechs derselben, die 7 Fuß 7 Zoll Länge und 3 Fuß 7 Zoll Breite hatten, ward der merkwürdige Sarkophag, durch Hülfe eiserner Klammern zusammengekehrt, worin am 31sten Julius 1789 der Sarg mit dem hohen Leichnam Herzog Friederichs gehoben wurde. Darauf stellte man diesen heiligen Sarkophag, der mit den schwarzen granitischen Tragsäulen 4 Fuß Höhe mißt, nachdem man ihn zuvor mit silbernen Wappenschildern geziert hatte, in die Mitte der geschmackvollen Kirche zu Ludwigslust, zur schönen Zierde des Tempels und zum ewigen Andenken zweier merkwürdigen Fürsten Mecklenburgs. Die andern beiden Granitplatten sind zu vortrefflichen Tischblättern verarbeitet worden, wovon Sr. Herzogl. Durchl. dem Könige von Preussen eins verehrt haben, welches 8 Fuß 8 Zoll lang, 4 Fuß breit und 1½ Zoll dick ist, und am 25sten Februar 1790 in Berlin ankam. Die Kosten der Bearbeitung dieses vaterländischen Granitblocks, welcher zehn Personen, unter der Aufsicht des Herrn Hofrath H. J. E. Mithoff und der feineren Bearbeitung der geschliffenen Steinschleifer Herren Wangel, zwey volle Jahre hindurch beschäftigte, belaufen sich noch über 6000 Rthlr. R. Zwdr. Aus den Bruchstücken dieses Gesteins sind auf hohen Befehl Stuis, Uhrgehänge und andere Kunstsachen verfertigt worden.

Aus der ältesten Malchiner Bürgersprache

A. Augustin.

Zu den mittelalterlichen Ueberlieferungen, die uns den besten Einblick in das damalige Alltagsleben innerhalb unserer Städte gewähren, gehören die sogenannten Bürgergesprachen. Es waren Zusammenstellungen von Ratsverordnungen oder Sammlungen von Stadtgesetzen, die der Bürgerschaft jährlich ein- oder zweimal kundgemacht wurden. Da eine Vervielfältigung damals umständlich und teuer war und außerdem die Kunst des Lesens bei weitem nicht überall vorausgesetzt werden konnte, wurden die Bürgergesprachen, nachdem der Rat ihren Inhalt bestimmt und der Stadtschreiber ihn schriftlich festgelegt hatte, den vor dem Rathhaus versammelten Bürgern vorgelesen. Die-

ser Brauch hat in den meisten mecklenburgischen Städten bis ins 18. Jahrhundert hinein bestanden.

Man darf sich im allgemeinen unter den mittelalterlichen Bürgergesprachen keine Rechtsurtheile von planvollem Aufbau vorstellen. Der Rat faßte lediglich einige Verordnungen zusammen, die für die Stadt vor allem bedeutsam waren oder die besonders häufig auftretenden Unordnungen begegnen sollten. Bei außergewöhnlichen Vorfällen ward der Bürgersprache wohl eine entsprechende Bestimmung angefügt.

Leider sind Bürgergesprachen mecklenburgischer Landstädte aus der Zeit vor dem 16. Jahrhundert sehr spärlich

erhalten. Das älteste Stück ist eine um 1400 niedergeschriebene Bürgersprache der Stadt Malchin. Die Niederschrift ist wenig umfangreich, gewährt aber manchen aufschlußreichen Blick in das Leben der damaligen Malchiner Bürger.

Das Schriftstück trägt die Ueberschrift „De bursprake“ mit welchem Ausdruck man ursprünglich nicht die Rechtssatzungen sondern die Bürgervollversammlung bezeichnete. Es folgen die Ratsverordnungen in 16 Artikeln und als Anhang eine Eidesformel, anscheinend für Ratsherren.

In den unsicheren Zeiten des Mittelalters, in denen Fürsten, Ritter und Städte häufig miteinander in Fehde lagen, mußte jede Stadt in erster Linie auf ihre Sicherheit bedacht sein. Die Befestigungswerke waren in gutem Zustande zu erhalten, die Bürger mußten im Waffendienst geübt werden. Schon im ersten Artikel der Malchiner Bürgersprache traf der Rat eine entsprechende Bestimmung. Jeder (Bürger) sollte seinen Wachdienst bei der Stadtmauer und vor den Toren abwarten. Ein jeder erbgesessene Bürger mußte Waffen, Schild und Hut (Eisenhut) haben. Niemand durfte mit den Feinden der Stadt für seine Person Frieden schließen. Andererseits sollte niemand das freie und sichere Geleit brechen, das der Rat gewährte. Die Wallgräben und Stadtmauern durfte niemand beschädigen. Es sollten Beschädigungen dieser wichtigen Anlagen verhütet werden. Für den Uebertretungsfall ward gerichtliche Ahndung angedroht.

Von ähnlicher Wichtigkeit wie die Sicherung der Stadt gegen Angreifer war die Handhabung der Feuerpolizei. Immer wieder kamen in den mecklenburgischen Landstädten, deren Mauern nach dem Zeugnis eines Lübecker Chronisten überwiegend strohgedeckte Lehmhäuser umschlossen, vernichtende Feuersbrünste vor. Auch Malchin wurde um diese Zeit von einem schweren Brandschicksal betroffen. Die Vorbeugungsmaßnahmen blieben meistens dürftig. Die Malchiner Bürgersprache befahl jedem Einwohner, sein Feuer zu bewahren. Wer sein Vieh füttern oder sein Korn dreschen wollte, mußte das Licht in eine Laterne stellen. Zudem sollte jedermann eine Leiter (Feuerleiter) von 30 Fuß Länge besitzen.

Die städtische Allmende — das nicht den einzelnen Bürgern sondern der ganzen Stadtgemeinde gehörende Gebiet — wurde besonderem Schutze unterworfen. Niemand sollte die Stadtweide durch Abpflügen verkleinern, ebenso wenig auch im Stadtwald Holz schlagen oder die städtischen Gewässer besischen. Jede Uebertretung sollte gerichtlich bestraft werden.

Wer stehende Erben (Hausgrundstücke), Acker, Gärten oder Wiesen kaufen oder verpfänden wollte, mußte, er mochte Geistlicher oder Laie sein, den Vorgang ins Stadtbuch schreiben lassen, sonst sollten die Grundstücke für verfallen erklärt werden. Unterzlagenes Speichergeld oder Gartengeld war gleichfalls verfallenes Gut.

Um dem im Mittelalter bei Festen und Zusammenkünften vielfach üblichen Aufwand entgegenzuwirken, hatte der Malchiner Rat schon früher ein besonderes Gesetz erlassen. Dieses Gesetz von den Rosten (Schmausereien) wurde in der Bürgersprache besonders eingeschärft.

Anscheinend waren die Malchiner bisweilen nicht mit den Entscheidungen des städtischen Niedergerichtes zufrieden und suchten unter Uebergabe des Rates an anderen Stellen, etwa bei auswärtigen fürstlichen und geistlichen Behörden ihr Recht. Demgegenüber verordnete der Rat, daß sich jeder mit den heimischen Rechtsprüchen zu begnügen habe. In einer der Bürgersprache angehängten besonderen Eidesformel mußten die Ratleute sich zu einer gerechten Urteilsfindung verpflichten.

In den übrigen Artikeln der Bürgersprache traf der Rat Bestimmungen über das Wirtschaftsleben. Niemand sollte dem andern einen Gast abwendig machen (entherberg), er sei denn in Freundschaft von seinem bisherigen Wirte geschieden. Jeder mußte sich für seinen Gast verbürgen, d. h. wohl für seine persönliche Zuverlässigkeit. Kein Einwohner sollte nach auswärts hin ein Gelöbniß oder eine Bürgschaft von mehr als 10 Mark „Finkenangen“ (Münzsorte) übernehmen. Da all den zur Stadt gehörigen weiten Wasser- und Sumpfflächen von den Malchinern viel Rohr gewonnen wurde, traf der Rat besondere Bestimmungen über den Handel damit. Das Rohr mußte nach der städtischen Weise gebündelt werden, sonst sollte es verfallen sein. Der Preis für das Schock wurde auf sechs Schilling stralsundischer Währung festgesetzt. Jeder Händler sollte volles Maß geben, ebenso die Brauer gutes Bier brauen und die Bäcker gutes Brot backen.

Der Malchiner Bürgersprache ist noch eine Eidesformel angehängt, die anscheinend den eintretenden Ratmännern als Grundlage ihrer Eidesleistung diente. Der Neugewählte gelobte alles, wozu ihn der Rat gewählt hatte, recht zu tun, dem Armen und dem Reichen, dem Fremden und dem Freunde, und weder um Gunst, Freundschaft, Liebe oder Gabe davon zu lassen, wozu ihm Gott und seine Heiligen helfen möchten. Er versprach weiter, das Beste seiner Landesfürsten, ihrer Lande und der Stadt Malchin zu befördern, heimliche Beratungen der Fürsten und der Stadt Malchin nicht auszulandern und seinen Bürgermeistern untertänig und gehorsam zu sein. Zur Befräftigung berief er sich auch hierfür nach der Sitte der Zeit auf Gott und seine Heiligen.

Bemerkenswert ist die Stellung der damaligen Bürgermeister. Sie erscheinen innerhalb des Rates als die Führer, denen sich die übrigen Ratmänner unbedingt unterzuordnen hatten. Diese Stellung der Bürgermeister, die sich in späteren Jahrhunderten wesentlich geändert hatte, ist durch die nationalsozialistische Neuordnung der Gemeindeverwaltung überall wiederhergestellt worden.

Von Tausenden wenige, besonders interessante Annoncen

Personalanzeigen aus den Meckl. Intelligenzblättern vom Anfange des vorigen Jahrhunderts, teils tiefergreifenden Inhalts, teils ihre Zeit in so drastischer Weise charakterisierend, daß man meinen sollte, ganz Mecklenburg könne nur eine große Familie sein, der die intimsten Beziehungen mitgeteilt werden sollten.

Da seit einigen Jahren sich sehr viele erdreistet haben, auf meinem Felde mit Jagd, Hühner und Windhunden zu jagen, die Schonungszeiten für das Wild mögen ihren Anfang genommen haben oder nicht, ja selbst in den Som-

merzeiten ganze Nächte auf dem Wege zwischen dem Korn nach Hasen zu lauern und solchergestalt meine Kornschläge äußerst zu ruinieren, ich aber fernerhin auf meinem Felde ein solches eigenmächtiges und gewaltsames Jagen auf keinerlei Art leiden werde, so habe ich von jetzt an allen meinen Leuten den geschärften Befehl erteilt, auf solche Jäger und Wilddiebe, die sich auf meinem Felde betreffen ließen, sie mögen Livreen tragen oder nicht, genau Acht zu geben, sie sogleich zu arretilren und nach dem Hofe zu bringen.

Grefe, den 24. Juli 1801.

C. F. U. von Behr.

Am 26. August ward ich von einer gesunden Tochter glücklich entbunden. Mit Thränen der Liebe und des Kummer's blide ich auf dies Kind: es gewährt meinem Herzen die süße Mutterfreude, aber weckt zugleich den kaum stiller gewordenen Gram um meinen unvergesslichen Mann, der meine Freude nicht mehr theilen, meiner Kleinen nicht Vater sein kann. Ich erlaube meinem Herzen diese laute Klage, denn es gilt diese Anzeige meinen theilnehmenden Verwandten und Freunden.

Eichensruh, den 2. September 1801.

Elise, verwittwete von L'Estock, geb. von Lücken.

Daß am 3. d. M. zu Friedericia in Jütland in seinem 86. Jahr erfolgte Ableben unsers geliebten, resp. Vater und Mutterbruders, Sr. Exc. des Königl. Dänischen Generals der Infanterie und Ritters Gottfried von Penz zeige ich hierdurch, so wie auch Namens meiner zwei Brüder und zweien Fräulein von Böhmer, allen unsern Verwandten und den vielen hiesigen ehemaligen Freunden des Verstorbenen schuldigt gehoramt an.

Köstock, den 19. October 1801.

v. Penz.

Der Wirthschaftsschreiber Hückstädt ist am 14. d. M. Nachmittags auf der Rückreise im Göttinger Holz von 3 Kerls angegriffen, vom Pferd geworfen und seiner umhabenden Geld-Kasse in welcher, zufolge glaubhafter Anzeige 167 Thaler 36 Schl. gewesen, gewaltsam beraubt worden, worauf diese 3 ganz unbekannten Kerls, deren zwei blaue Jacken, einer einen schwarzen Kittel getragen haben, das auch genommene Pferd nach einiger Zeit haben laufen lassen. Die Curatel des minderjährigen Herrn von Zepelin macht besonders die Districtshusaren hierauf aufmerksam, damit die Thäter zur Haft gebracht werden und zugleich auf Sicherheit der Landstraße Bedacht genommen werden könne.

Appelhagen bei Deterow, den 26. November 1801.

Die leyder zu meinen Ohren gekommene Nachricht, daß mein ältester Sohn Johann Christoph, bedeutende Schulden gemacht, veranlaßt mich zur Bekanntmachung, daß ich nicht einen Schilling bezahlen werde und deshalb eine Verwendung dieses oder jenes Gläubigers an mich schon im Voraus mit der Bemerkung verbitte, daß ich auf schriftliche Anträge nicht antworten werde. Daß aber mein Sohn sich zu meiner Kränkung der Vorgabe nicht bedienen könne, als lasse ich denselben Noth leiden, wodurch er zum

Schulden Contrahiren gezwungen werde, so bemerke ich, daß ich ihn seit mehreren Jahren bey Herrn Suderow-Rabenhorst, einem bekanntlich tüchtigen Landwirth, zur Erlernung der Landwirthschaft hingegeben, für ihn ein anständiges Lehr- und Kostgeld bezahle, ihm ein anständiges Taschengeld reichen lasse und ihn in erforderlichen Kleidungsstücken frei halte.

Scharstorf, den 1. December 1801.

Christoph Hennings, Amtmann.

Ohne Ahnung eines Mißgeschicks ließen wir unsern guten Sohn in Berufsgeschäften von uns reisen, und, da er bei seiner Zurückkunft in Frauenmark im Schäferhause einkehrt, wird er vom Schäferknecht Stier wüthend überfallen, von demselben ihm ein Mordinstrument in den Leib gestoßen und damit so tödlich verwundet, daß er schon am folgenden Tage unter den heftigsten Schmerzen seinen Geist ausgab im 24. Jahre.

Schwerin, den 28. Mai 1802.

Brede und Frau, geb. Karst.

In einer bekannten Landmannsfamilie, wo der Töchter-segen ein unerwünscht reichlicher, sollen die väterlichen Geburtsanzeigen nach dem ersten halben Duzend gelautet haben: „Ach leider, schon wieder eine Tochter geboren“ doch endlich: „Gottlob ein Sohn angelangt“. Dieser nun, verhätschelt und verzogen, wurde ein Taugenichts und Verschwender, so daß selbst die armen Eltern durch ihn in Noth gerieten, während die Töchter sämtlich glücklich verheiratet waren. Da nun, in seinem Kummer, sich dem alten Herrn die Worte entfahren: „Ja so geht es, nun hat Gottlob nich mal mehr 'n Rod“, dagegen „Gottleider, haben alle schöne Kleider.“

Groß war meine Freude, als meine Gattin, geb. Bollin, heute 1 Uhr mich mit einem gesunden Knaben beschenkte. Doch ach! nur kurz war diese Freude! Wenige Augenblicke darauf ward uns die Gatte entrisen; ich verlor eine treue, zärtliche Gattin und meine jammernden Kinder eine sorgsame Mutter. 17 Jahr währete unsere zufriedene Ehe, worin sie mir 13 Kinder gebahr, von denen ihr 7 in die Ewigkeit vorangegangen. Nichts kann mich trösten als der herzerhebende Gedanke, „wir werden uns wiedersehen“.

Cramon, den 9. April 1803.

Schnobel, Churbessischer Capitain.

Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Uennerdeß bisorgt id in London dörrh Konsul Krawton as wat för Gust Swanten sin Gräwnis nörrig wir. Mirwägs Oktober wiren wi achter dei Gudwins (Sandbank). Dat wir 'ne seine westmurdwestlich Bris', woför dei „Agamemnon“ an dei Tagel vörbisusen deer, aewerst den drürr'n Dag dunn leem dat mit Böen ut Murdmurdwest um tolekt blös dat mit 'ne bannige Springslaut so'n fleigenden Storm, as dat füllt in dei Mordsee nich oft vörkümmt. Uns bleew tolekt nig aewer as vör Stag, Top un Takel to lenken. Dat wir as wenn dei Aequinoxtien Joren ut schire Nahlässigkeit versümt har'n.

Wi schippten ein swore See aewer dei anner. Tolekt leem so'ne See aewer dei Stürburt, as wenn 'n Fänder Arvten an'n Neutwer ümsmitt, un reet dat Schipp'sboot mit all dat Stückgaut, wat dor in stan't wir, un mitzamt dei Waterfaten weg, un bröl dei Backburdsfanzkledung mit weg, as wenn sei van Papp wäst wir, up ein Hor wiren Klas Boden un Hanne Piaz of mit aewer Burd gahn. Jochen Jung un id wiren dei heil Nacht bi dat Nooder un dei ganz Mannschaft wir achter. 'n floren Gedanken har keiner van uns. All uns bäten Minschenmacht stünn blot up den einen Punkt, den „Agamemnon“ vör den Wind to hol'n. 'n grotes Glück wir, dat dat Nooder sin Schülligkeit heer. Har Jochen Jung mit sinen Brauder mal nich to rechter Tid dat Wedderpart hol'n, denn har dat Nooder

mi ahn alle Frag aewer dei Pinn smäten, un wenn dei „Agamemnon“ vördwaß in den Trog van dei rasende See soll'n wir, denn har hei kentern mößt ahn einzigste Gnar. Dat weigt, as ob dei Wind dei Knöp van uns Pijädes puhsten wol.

„Wat's dat för'n Licht dor up uns Backburdboog, Reppen?“ fär Jung. „Sir buten weit Gott dat einzig un allein, Jochen.“ „Na, denn helpt dat nich,“ fär Jung. „Ne, wenn Gott uns nich helpt.“ Dei Lür har'n dat Licht of seihn, säden aewerst nix, un wenn sei wat seggt har'n, wer har dat of hüren künnt in dat Wäder. Sei wüßten aewer off äben so gaud Visheid as Jochen Jung un id.

Hanne Blaz har sin Seestäwel uttrekt un sin Pijäde affmeten. Dunn klappt dat ol Stagsägel up ens, dat wi dat achter seihn kün'n un slög ein twei dreimal, as wenn dat ut dei Vollsreip rutspringen wol. „Wat is dit? Dei Wind sölt strift südwestlich, Reppen“, fär Jung.

Hanne Blaz un Peter Bodens täuwten dat Kommando gor nich af. As dei Ratten springen sei nah vorn nah dei Talsen. Dei „Agamemnon“ har irst 'ne nige Tafelung van Reiper Bahlen frägen. Hei stünn den Stoß. Dei heil ol Riggung fust as Spennwäwen achter'n Schündör, dei dei Windtog apen ritt; aewer sei höl, un ein Wittelstunn'n nahher har'n wi dat Licht achter dat Heck. Vör 'ne Boogsee wir dei Brigg 'n düstlig Boot, un dei See stünn noch den heilen Dag vör dei Boog, ire dei Storm sei nah Rurdost rüm freeg. „Har wi bi Grinitisch nich dat Nooder rebediert, Reppen, denn mößt uns dat leeg gahn sin“, fär Jochen Jung, „denn seten uns sacht dei Makresen un Lobsters all üm dei korten Rippen. Dat's Gotts Will wäst, dat dei Luf dor an hett fast haden un mitsläpen mößt, füs wren wi dat Usterwelt nich wahr worden, wat dei Bislag un dei Bolten's all so lenz un ramponirt wren. Luderhas möt dor ablutemant ol Isen an versmärt hemm'm, dat lat id mi nich utsnaden, un id ward em so dägten's utraden, wenn id em irst fat't frig, dat kein Sund 'n Stück Brod van em nämen fall.“

Id fär nix un geew Jochen stillswigens Recht. Mi wir dat, as wenn dei Generalreeder bi mi up 't Deck stünn un to mi sprök: „Martin Feuer, hett Gust Swant nu sin Schuld an Di betahlt, Kaptal un Tinsen, ore nich? Ore harst Du leitwer dei dreihunnert Speziesdaler namen, dei Du em vör föstlein Johr vörshaten hest, as id Di Dinen Willen leet, em noch einmal wedder up dei Bein to helpen?“

Un wedder heww id em hürt, as id in 't Quartir mößt un insürt worden söl. Dor leem id dörch den Ur-Sund, un dor har ein van dei Kräwis 'n bisapen Kirl up dei Schunvor un fort em nah 't Brummboorenloch ünner't Rathaus, un dei Jungs wren dor achter, schamwenwis, un schregen: „O, wo dun! o wo dun!“ Un dat wir Agent Möpper. Dei har den Rum to sinen Generalreeder makt, nahdäm sin vörige Generalreeder's, dei Hochmunt un dei Dummheit, Panfrott makt har'n. Id glöw nämlich nich, dat hei, wenigstens wissentlich nich, Brümmer'n sin Agent bi den „Agamemnon“ wäst is.

Sei wir immer ein van dei Klür, wovan dat heiten deiht: „Daddaun is min Läben, Brauder, leih mi 'n Bapphahn“. Hei har sid mit dei Schäp'sparten mi gegen-aewer man wichtig mälen wolt un kün einfach achterher kein Wort hol'n. So'n Lür giwwt dat, dei ahn Rot un unupgeförrert sid un anner Lür, dei to hastig un unbörsichtig sünd, as id dat mit Möppern wir, rin fideln dauhn, bät sei bei' up 'n Kopp to stahn kamen. Möpper wir nich ahn Mittel un Kenntnissen, id glöw süst, hei wir gaudmäudig; aewer Räsen har hei bi Stollen liren mößt, un disponiren kün hei nich. Wenn aewer Hochmunt un Dummheit spekuliren un fallieren, denn war dei Rum gor to licht actor communis. Un so güng dat bi Agent Möp-

pern. Van Eliquot leem hei up 't bayersch Bier un van 't bayersch Bier up 'n Fusel, un sin Generalreeder höl em in 'e Fohrt, immer mit vulle Ladung, immer in'n steigenden Storm, bät hei tolekt in 't Katharinenstift Nothaben binnen lep un klapperal in Benkarden sin Nobelgar wör. Wenn mi dat nich drüggt, is hei dat wäst, dei den nigen Armentkirchhof vör dat Kröpliner Dur mit 'n fladen Räsendeckel hett mit inweihen hulpen.

Un nochmals bün id den Generalreeder bigegent, un dat wir, as 'n Husknecht Brümmern in'n Rullstauhl vörbischuben deer; dei ol Hoffrat wir pahstiv van dei Lehn bät in dei Fingerspißen. Dei har den Mammon to sinen Generalreeder makt un sin heil Läben lang schraht un rakt un plickt un mit sinen klauen Kopp un sin stinke Fexer van Morn bät in dei sinkende Nacht schörwarft, all üm Geld to maken. Hei har namen, we hei't funn'n har, un har't funn'n, wo't nich verluren wir, un har sin Auktangelhaken utsmäten in dat grote bittre Unglück van dei Tid un dor richtig rutangelt, wat hei sin Glück heiten deer. Em wir dat all igal, wo dat herkeem, wenn hei't man freeg, hei nehm dat grot un leet of dat lüttst nich liggen.

Id kann nu nich seggen, dat id Brümmern dat giunt heww, as id em so gottsjämmerlich in den Rullstauhl an mi vörbischuben sehg, obschons hei mi sin Tid so bläurig tribulirt har. Dat kann id aewer woll seggen, dat dei Welt so nah Geld jachten deiht, as hei dat dahn hett, dat gefößt mi nich, un dat bigrip id of nich recht. Id heww immer Respekt vör dat Geld hadd, dat will id nich leigen, wo dat irlich up'n Hümpel tohop künmt un kamen is, un wo dat irlich anleggt un verwent ward. Wän dor aewer sin Minshenhardt vör weg giwwt, dei kößt köppern Biesebörger's für hollännisch Dukaten, un mag hei dei Mag' noch so vull un noch so'n feinen Aewertreeder anhemm'm, hungern un frieren deiht em doch, sin Dag is Waddid un sin Nacht is Weihdag, un 'n powern Sund is hei un bliwvt hei, un wenn hei't twintigmal of nich wor hemm'm will. Mi is nix unuttstahlicher as so'n uppußten Hansnarr, dei sid up sinen Badder ore Unkel sinen Geldbüdel breit makt un nu van haben dal litt as 'n Delgöb van'n Testament. So'n Lür giwvt dat jo schockwis, un dei kamen mi immer so vör as Adebors up'n Schündack, dei dor glöben, wat dei Schün man blot vör sei erentwägen dor is. Treck so'n Alas Meyer mal den Geldsack ünner den Achtersten weg, un Du saßt seihn, hei sölt in dei Mar' un Maraz herin un bliwvt dor of in liggen. Dei Verstand is 'n schönen Kumpß un 'n richtigen Kronendaler vör't Läben, aewer dat eig'nliche Nooder, dat is un bliwvt doch dat Hart allein, dat Hart mein id, so as Gott uns dat inhakt hett.

Du mößt nich glöben, Heinrich, as wenn id Di hir dei Lex läsen ore 'n Sermon un Salm hol'n will. Du weißt recht gaud, 'n Ruder bün id nie wäst, un jon'n Minsch, dei den Globen aewer dei Leiw stellen will, kann mi stahlen warden; wän dei Leiw hett, dei glöwt of, man nich ümgekir't. Un wenn id Di disse Geschicht van den Generalreeder hir vertellt heww, min Jung, dennso heww id dat dahn, wil mi dat hier so recht schicklich up dei Jung leem, un wil id denken dauh, dat wenn hei mit an Burd van den „Kopernikus“ seilen deiht, dat för Di un den „Kopernikus“ äben so gaud utslagen mag, as hei dat för den „Agamemnon“ dahn hett. So väl steiht fast, har id sin Bisanttschaft nich makt, wän weit, ob id Hans'n dat Hus up dei Olstadt un Franzen dat Grundstück up dei Ristadt har köpen un Di dat Wittel in den „Kopernikus“ har redder künnt. Un denn Heinrich, vergät den ol'n Spruch nich: 'n Schipper fall nich hastig sin un of nich aewermastig sin. 'n bäten Teerquaftigkeit hürt nah min Meinung mit to den Virap. — Un'n Kläpdamper brukt Du of nich, Heinrich, lit ens, dei Wind vir't af.“

1325.

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Wid, Teterow.

Jahrgang 12

Teterow, 5. März 1939

Nr. 3

Wilhelm Neese, ein mecklenburgischer Dichter

Zu seinem sechzigsten Geburtstag

Von Dr. Hans W. Barnewitz.

Am 10. März feiert unser Mitarbeiter Dr. Wilhelm Neese seinen sechzigsten Geburtstag. Das ist ein passender Zeitpunkt, seiner auch an dieser Stelle zu gedenken.

Wilhelm Neese ist in einem Lehrerverbände geboren. Liebe zur plattdeutschen Dichtung, künstlerische Begabung sind väterliches Erbe, das Verständnis für die plattdeutsche Sprache — dem Angehörigen einer alten Sippe der Griesen Gegend war es angeboren — wurde verstärkt durch seinen Lehrer Richard Wossidlo, für dessen Volksüberlieferungen er schon als Tertianer gesammelt hat. Anschaulich schildert Neese, wie der Meister heimatkundlicher Forschung sich schon um den Sextaner und Tertianer gekümmert hat, und jeder Fachmann erfährt mit Interesse, wie Neese schon als Tertianer für seinen Lehrer lateinische Dichtungen, die im Unterricht behandelt waren, in plattdeutsche Verse übertragen hat.

Schon als Student der Rechtswissenschaft in Berlin nahm Neese die Verbindung zu den Männern auf, die in der plattdeutschen Bewegung führend waren, wie August Seemann und Albert Schwarz, der Herausgeber des „Selboom“. Später wurde er Mitbegründer des Plattdeutschen Landesverbandes, sowie der großen Plattdeutschen Gilde in Schwerin. — Plattdeutsche Gottesdienste, Plattdeutsche Aufführungen im Staatstheater, Förderung junger plattdeutscher Dichter — das alles hat er stets als wesentliche Aufgaben betrachtet; sie wurden mit Erfolg gelöst. Eine bedeutsame Forderung der Gegenwart wurde von Neese schon vor Jahrzehnten vertreten: die Anstellung von plattdeutsch sprechenden Beamten im Heimatlande, wie in ganz Norddeutschland überhaupt. Seine Stellung als Oberregierungsrat und Bibliothekar an der Landesbibliothek in Schwerin gewährten ihm den Ueberblick über alle schwebenden Fragen heimischen Volkstums; von allen Heimatforschern ist er wegen seiner gern gewährten und zuverlässigen bibliothekarischen Auskünfte geschätzt.

Im Jahre 1916 ließ Wilhelm Neese sein erstes Buch erscheinen, „Börmahd“, plattdeutsche Lieder und Balladen. Bald war eine zweite Auflage nötig: „Von Leiw im Lengen“ ist sie betitelt. Die Beurteilung war von allen Sei-

ten erfreulich: „Feinstes Sprachgefühl ist ihm angeboren, Verständnis für die so wichtige Form durch seine humanistische Bildung anerzogen. Musik und Melodie liegt ihm in Fleisch und Blut. Ungemein stimmungsvoll sind seine Naturbilder“. So heißt es in der Besprechung durch einen plattdeutschen Dichter. „Neese empfindet und dichtet plattdeutsch“ urteilt an anderer Stelle ein Vertreter der Wissenschaft. — Seine Erzählungen „Mang Brink im Braut“ zeigen Menschen von Fleisch und Blut und verraten tiefstes Heimatgefühl.

Auch die Bühne hat sich dem Dichter nicht versagt. Ein Drama „Verspelt“ und ein Heimatspiel „Die beiden Vadeddiels“ wurden mehrfach mit Erfolg aufgeführt. Eine straff geführte Handlung, Menschen, die mit beiden Füßen fest auf der Erde stehen, dazu im Heimatspiel noch eingestreute Lieder mit frischen sangbaren Melodien — alles das schuf den Aufführungen volle Häuser, den Stücken selbst mehrfache Auflagen.

Ein hochdeutsches Werk, jüngeren Datums, ist „Sonne und See“, Lieder aus sonnigen Sommertagen. Es ist köstliche Poesie darin enthalten: manche Gedichte haben eine Höhe wie Lieder von Hermann Löns.

Aber auch dem Alltag dient Neese. Viele Aufsätze volkstümlichen und literarischen Inhalts sind von ihm erschienen, in Zeitschriften und Zeitungen verstreut, dazu mancherlei Veröffentlichungen kämpferischen Inhalts, in denen er für niederdeutsche Sprache und Eigenart eintritt.

Die beste Charakteristik des Menschen und Dichters Wilhelm Neese geben wohl seine eigenen Verse, die er dem Werk „Von Leiw im Lengen“ vorangestellt hat; jeder aufrechte niederdeutsche Mann kann sie als Wegweiser für sich betrachten:

Wat id bin, dorvör gah id,
Fast in mien Stewel stah id,
Dan ahn vel Praten mien Dingen,
Unreinen Kram lat id liggen,
Up Lüd'snack, dor ward nicks up geben,
So stah id staffrecht dörch't Leben.

Der Teterower See in Vergangenheit und Gegenwart

Von Dr. Gerhard Böhmer.

In das bergige Gelände des Mecklenburgischen Hügellandes ist von Nordosten her eine große Niederung eingesenkt, an deren Rand die Siedlungen Thürkow — Teterow — Al. Koethel — Teschow — Bohnstorf — Karnitz — Al. Markow — Küßerow — Klenz — Sukow — Levisow liegen. Die größte Länge dieser geographischen Depression von Al. Koethel bis zur Reher Mühle beträgt 16 km, die größte Breite von Thürkow bis Bohnstorf die Hälfte davon. Wir wollen uns zunächst einmal in den Gedanken hineinleben, daß diese riesige Fläche einmal in ihrer ganzen Ausdehnung ein einziger See gewesen ist, aus dem der Burgwall und einige Kuppen bei Sührkow als Inseln herausgeragt haben und der bei Karnitz, wo heute die Peene fließt, mit dem Rummower See zusammenhing. Nur ein Zehntel davon ist heute noch Wasserfläche; etwa 4 qkm. Der Teterower See aber hat sich da die Größe ihm versagt blieb, die hochwertigen Vorzüge einer vielgerühmten landschaftlichen Schönheit bewahrt. Wenn Teterow heute ein Hauptort des mecklenburgischen Fremdenbesuches geworden ist, so verdanken wir dies neben den waldigen Miniaturgebirgen unserer Umgebung in erster Linie auch unserm See, dessen erdgeschichtlicher Werdegang sicher einer kleinen Plauderei interessanten Inhalt geben mag; denn das Gewordene gewinnt nur durch sein Werden Blut und Leben.

Der früheste Abschnitt dieses Werdeganges, wo das Bett für jene gewaltige Seefläche entstand, über den die erste Auskunft zu geben möglich ist, war die etwa zwanzig Jahraufende zurückliegende Eiszeit. Damals begann der Rückzug des Gletschers. Noch früher war alles unter einer mehrere hundert Meter dicken Eisschicht begraben. So ein Gletscher schiebt sich, wenn er von rückwärts genügend Nachschub erhält, in mehr oder weniger breiten Bändern, die vorne zungenförmig gerundet sind, über den Untergrund. Eine solche Gletscherzunge hatte sich, in der Gegend des heutigen Neutalens auf Widerstand stoßend, in zwei Teile gegabelt, von denen eine die Niederung unseres Sees austiefte. Hier ist dann später das Eis zuerst weggeschmolzen, während über dem Kernlandhöhenzug von Serrahn über Burg Schütz — Glasow — Hagensruh bis Neutalen eine abgetrennte tote Eisschicht noch lange liegen blieb. Es ist fraglos interessant, sich einmal in Vorgänge hineinzuversetzen, ohne die die Entstehung unserer Heimat wohl ein Rätsel bleiben würde. Eisschollen und gewaltige Wassermassen füllten damals die Niederung aus, während sich auf den gebirgigen Rändern noch mächtige Eiszenerien aufbauten, besonders über den Heidebergen und über dem Hardtland. Von den letzteren strömten wasserreiche Bäche talwärts und nagten sich Täler aus, die uns heute noch in nur wenig veränderter Form vor Augen treten. Die Bäche im Kellerholz, bei der Bornmühle, die „Kleine Peene“ an der Koetheler Chaussee, die Riendorfer Bäche durchfließen solche postglazialen Furchen. Allmählich verebten die Schmelzwasserfluten; immer mehr Land wurde frei, und in der Mitte desselben blieb jener riesige See übrig, von dem wir anfangs sprachen. In jener Zeit kamen auch die ersten Menschen in unser Land, die sich überall im Grenzsaum zwischen Land und See ansiedelten. Große Funde der ersten Besiedelung wurden in der Gegend der Bornmühle gemacht. Hier, wo der damalige See in einer schmalen Bucht (b. i. heute der Stubbenbruch) endete, fanden jene Höhlenbewohner bei Jagd und Fischfang hinreichend Nahrung. Alles übrige eiszfreie Land aber hatte bald der vorgeschichtliche Urwald mit

unbeschreibbarer Undurchdringlichkeit bedeckt, so daß schon deswegen jenen Urbewohnern kein anderes Wohnland übrig blieb als die Uferstreifen unseres Sees. Und das ist selbst noch in germanischer Zeit kaum anders gewesen. All unser Wissen aus dieser Zeit ist nur ein Ahnen und Vermuten; denn der Schleier, der sie umhüllt, ist noch viel dichter als jene Urwälder es jemals gewesen. Noch ist das Bild farblos, das wir von unserer Seenniederung entwerfen können, und nur, die eigene Phantasie vermag es aufzuhellen. Man nimmt an, daß der See in jener Zeit etwa 10 bis 20 m tief gewesen ist; nach der Lage der Fundstellen kann sogar noch eine erheblich größere Tiefe angenommen werden. Ueber den Untergrund und die Entstehung unserer Seenniederung unterrichtet uns eine Arbeit, die als Doktor-Dissertation kurz vor dem Kriege in Rostock erschienen ist. Der Verfasser, der die Arbeit nicht zu Ende führen konnte, da er im Weltkrieg gefallen ist, wurde bei der 500-Jahr-Feier der Rostocker Universität zum Ehrendoktor ernannt; Dr. Georg Wather: „Das Teterower Seebecken“. Ueber die erste Besiedlung der Seeufer erfahren wir dann von Dr. H. Asmus in der „Zeitschrift für Vorgeschichte“ Band 23 unter dem Titel: „Die Faunistik von Teterow“. Beide Arbeiten, dazu die allgemeinen Forschungen von Professor E. Seinitz, sind äußerst lesenswert. Sie sind exakt und tiefgründig, während es uns hier mehr auf den Stimmungsgehalt und auf eine Interpretation des Teterower See-Erlebnisses ankommen kann, um überhaupt erst einmal in diese Gedankengänge hineinzuführen. Die Heimat ist uns eine Dichtung, ihr Werdegang von den Anfängen an etwas hoch Dramatisches; besonders dieser erste erlebnisstarke Aufstakt.

Wie oft mag wohl die Erde um die Sonne gewandert sein, bis das letzte Jahrhundert der prähistorischen Zeit über der Siedlung Theterowe mit ihrem See anbrach? Hier fällt zum ersten Male Licht in das Dunkel der grauen Vorzeit. Wie sah damals der See und seine Umgebung aus? Da sich inzwischen das Land, wenn auch kaum merklich, nach Nordosten gesenkt hatte, war auch unser See flacher geworden. Von den Ufern her war der Pflanzenwuchs, wie wir dies auch heute noch erleben, zur Mitte vorgeedrungen. Immer flacher wurden die Säume; schließlich vertorfte sie vollends und wurden sogar landfest. Alle Inseln kamen stärker zum Vorschein. Langenbruch, Sauerwerder und Salgenbergswiede standen größtenteils noch unter Wasser. Hier hatten an höheren Stellen die damaligen Bewohner Dämme hindurch gebaut. Auf der Hauptinsel wohnte ihr Häuptling. Seine Burg war groß genug, um allen Bewohnern aus der ganzen Umgebung des Sees bei feindlichen Angriffen als Zufluchtstätte dienen zu können. Die Burg hieß „Bridder“ und die größte der zugehörigen Siedlungen, die zwischen der „Koethe“ und der nordwärts führenden Landstraße lag, hieß Theterowe. Andere Siedlungen lagen westlich der jetzigen Bornmühle, bei der Danschow, bei Teschow und überall zwischen den sumpfigen Ufern des Sees und den alle Höhen bedeckenden Urwäldern. In diesen hausten Wölfe, Bären, Auerhähne, die heute hier nicht mehr vorhanden. Auf ihrem See betrieben jene vorgeschichtlichen Bewohner eifrig Fischfang, in den Urwäldern Jagd und auf den schmalen Landstreifen dazwischen einen primitiven Ackerbau. Daß sie den See mit kleinen Schiffen befahren haben, besagt die älteste schriftliche

Nachricht des Saxo Grammaticus. Ihre stark befestigte Fliehburg „Bridder“, wonach unsere Burgwallinsel noch heute den Namen „Burgwall“ trägt, war schon damals durch eine Brücke mit dem Festland verbunden. In Kriegszeiten wurde sie abgebrochen. Nicht nur daß 1860 die Reste dieser Brücke gefunden wurden, auch der Name „Brügghop“, jene Landzunge, die dem Süden des Burgwalls am nächsten kommt, geht auf sie zurück. Sie ist $4\frac{1}{2}$ Meter breit gewesen. Wer damals durch ihre Vermittlung die Insel betrat, gelangte auf Dämmen und an verschiedenen Erdbefestigungen vorbei auf den 11,3 Meter hohen Wall, von dem wir heute so wunderschöne Fernsichten genießen können. Damals aber lag noch eine wesentlich größere Wasserfläche zu Füßen des Beschauers, und gewaltige Wälder fingen überall die Blicke auf. Keine Wasserburg von damals ist so übersichtlich klar erhalten wie Bridder. „Schloßberg“ nennen wir heute ihren Hauptteil, über den „Ringwall“ führt die Promenade; die Wiese davor bis zur jetzigen Gaststätte war damals die Vorburg für die Verteidiger. Ein Wassergraben mit Durchlaß trennte sie von dem Längswall. Auch der „Al. Bröcken“ war damals noch Insel. „Schnalenlant“ war ein undurchdringlicher Morast und von dem jetzigen „Sauerwerder“ schauten nur zwei kleine Erhöhungen als Inseln hervor. Wir sollten uns dies Bild einmal gegenwärtigen, wenn wir heute mit unseren Booten hier fahren. Wie stark sich ein Landschaftsbild doch in wenigen Jahrhunderten verändert, zumal wenn der Mensch noch nachhilft wie hier. —

Bridder war das stärkste Bollwerk der Bewohner im ganzen Oberpeeneland. Sie war außerdem ein höchst wichtiges religiöses Heiligtum. Ähnlich wie wir heute in katholischen Gegenden an allen Wegen zahlreiche Heiligenbilder finden, so hatten die damaligen Bewohner überall im und am See ihre Götterbilder postiert. Und so stark und zäh wurzelte die Vorstellung von ihnen noch Jahrhunderte später im Volke, daß unsere Flurnamen wie „Busbari“, „Bröcken“, „Bismorgen“ u. a. immer noch daran erinnern, genau so wie unsere Burgwall sagen bis auf derzeitige Mythen zurückgehen, wie wir noch sehen werden. Gerade damals ist der See mit seinen Inseln und Ufern Hauptinhalt im Denken und Handeln der gesamten Bevölkerung gewesen. Er war, trotz seiner eigenen Wandlungen, stets das Ruhende, das Gleichbleibende im Leben der Bewohner, er war und ist die Seele der Landschaft. Wie könnte es da heute anders sein? Traulich vereint liegen See und Stadt im schützenden Kranze ihrer Ränderhöhen, und das ist fast schicksalhaft, damals wie heute.

*

Es ist bekannt, daß in dem Jahrhundert, welches der Eroberung der Burg Bridder folgte, die Schutzsiedlung Theterowe mit allen Nebendörfern in die deutsche Kolonialstadt Teterow aufging. Noch 1272 wurden von der ländlichen Nachbarsiedlung „Budorp“ auf der heutigen „Dorfstelle“ 43 Hufen der Stadt Teterow eingemeindet. Das neue Teterow war auf einer Insel im Sumpf gegründet worden. Daher führen alle Straßen von den Toren zum Markt stark bergauf. Budorp ist wahrscheinlich mit dem prähistorischen Theterowe identisch. Unser See aber war bei all diesen Veränderungen unbedünktet derselbe geblieben. Er reichte immer noch erheblich über die heutigen Ufer hinweg. Der „Rahnbach“ war im ganzen Mittelalter bis an die Stadt schiffbar; die Einwohner benutzten ihn bei der Heuernte. Erst später vermoorte er, die Seeufer verlandeten; immer weiter rückten sie von der Stadt ab. Schließlich wurde ein unduldsamer Zustand

daraus, indem, wie noch heute erkennbar, breite Uferstreifen weder See noch Wiese waren und dadurch völlig wertlos schienen. Dies galt in fast gleichem Maße für unsere Mühlenbruch- und Stubbenbruchweide. Ueberall Bruch- und Sumpfstand, unbenußbar und ungesund. Diesem unhaltbaren Zustande machte erst Senator Danneel mit der großen Seespiegelsenkung von 1860 ein Ende.

Doch nochmals rückwärts: Die Hauptländereien des Fürsten Chotimar lagen östlich des Sees. Hundert Jahre später finden wir das Rittergeschlecht der Moltkes in Teschow und Sührkow, und es liegt die Vermutung einer direkten Verwandtschaft mit Dtimar nahe. Es klingt seltsam, wenn ich nun hinterher bekennen muß, daß es damals einen „Teterower See“ garnicht gegeben hat. Teterow lag ja für damalige Verhältnisse unerfreulich abseits; Teschow hatte schon immer die besseren Ufer und das Geschlecht der Moltkes den Hauptanteil an der Fischerei. Und da nur von ihnen die ersten Urkunden handeln, so ist es verständlich, wenn unser See darin nur als „stagnum Tesselowe“ bezeichnet wird. Damals hießen Niendorf „nova Tesselow“ und Sührkow „Scurekendorp“. Auch heute noch grenzen Niendorf, Butow und Teschow an den See; sie haben schon im Mittelalter Fischereifreiteileiten mit einander gehabt. Aus dieser Zeit stammen auch die übrigen Burgwall sagen, so die Schloßberg sage, die Sage von der goldenen Kette zum Hünengrab, die Sage von der weißen Frau, die in der verschollenen Chronik „femina Regia“ hieß, und viele andere. Uebrigens findet sich auch anstelle der weißen Frau die Ueberlieferung von einer schwarzgekleideten. Beide Nachrichten finden in Flurnamen Bestätigung, deren uralte Sprache noch manches Geheimnis birgt. Das ist aber auch alles aus jener Zeit; graue Schleier liegen darüber. Der Zusammenhang zwischen Stadt und See ist bestimmt nicht immer von der anfänglichen Innigkeit geblieben. In dem Maße wie die Verlandung zunahm, wurde die Erreichbarkeit des Sees schlechter und schließlich beschränkte man sich nur auf bescheidene Fischerei, auf Grasnutzung an höheren Stellen und ähnliches, und ließ ihm im übrigen gerne den Nimbus des Uebergeheimnisvollen, mit dem er sich allmählich eingehüllt hatte. —

Die Wiederentdeckung begann, wie erwähnt, mit der Seesenkung, die Senator Danneel 1859/60 durchführen ließ. Dadurch erreichte er, daß Stubbenbruch, Mühlenbruch, Längenbruch und die Galgenbergswende endlich brauchbare Ländereien wurden. Da er uns gleichzeitig eine Wasserleitung mit vorzüglichem Trinkwasser schuf, legte er das Fundament für die nun einsetzende Entwicklung der Stadt zu der beachtlichen Sommerfrische, die sie heute ist. Sodann ging er in nachahmenswerter Weise daran, die neugewonnenen Gebiete, dazu die Heideberge, schön auszugestalten. Unser See aber verdankt ihm allein seine heutige Pracht. Die jetzige Naturschutzparkszenerie des Burgwalls ist sein Werk. Der Weißdorn, die Prachtkoniferen, der Christusdorn, alles das erinnert immer noch an ihn. Auf eine weitere Eigentümlichkeit des Sees wollen wir noch hinweisen: es gibt auf dem Burgwall, dem Sauerwerder, der hiervon vielleicht seinen Namen haben könnte und an anderen Stellen unserer Seeniederung Pflanzen, die nur auf salzhaltigem Untergrund gedeihen. Auch das ist eines der Rätsel des Sees, das noch der Lösung harret. Und noch etwas: nach der Seesenkung fand man auf dem Sauerwerder die Reste eines Leichnams, der hier vor langer Zeit verscharrt worden sein mußte. Im Volke bildete sich darauf die Sage, „dat wier 'n Snieder mit Schier un Bögeliesen west.“ Als man dem Gerüchte nachging, stellte sich heraus, daß es sich um die Leiche eines dänischen Soldaten handelte; denn u. a. war

dat Bögeliesen ein Steigbügel un dei Schier eine Mähnen-
schere gewesen. So könnte man noch manches Geheimnis
aufzählen. Aber das schöne daran ist der märchenhafte
Zauber, den alle diese Rätsel über die wunderfame Schön-
heit des Sees austreuen. Das will erlebt sein. —

Aber noch einmal versank der Burgwall in die tiefen
Träumereien eines kurzen Dornröschenschlafs; das war
in der Aera unseres Bürgermeisters Dr. v. Pentz. Zwar
wurde der See und der Peenekanal regelmäßig von einem
kleinen Schlepper befahren, der in langen Reihen große
Stahlboote mit Rüben nach der Zuckerfabrik brachte, sei-
nen Burgwall aber hütete Dr. v. Pentz wie den eigenen
Augapfel. Und er wußte wohl, was er tat. Er wußte zu
schätzen, was er von Danneel ererbt hatte; denn damals
lebten die seltensten Tiere an den Ufern unseres Sees:
Schildkröten, Kormorane, Seeadler, Eiderenten, Möwen
und vieles andere. Heute versuchen wir, diese seltenen
Seebewohner durch das Vogelschutzgebiet wieder herzu-
gewöhnen, was nur allmählich gelingt. Gewiß war die

Pentz'sche Absicht der Seepflege höchst lobenswert, aber
wir können mit gutem Gewissen behaupten, daß die vor
einigen Jahren einsetzende friedliche Eroberung des Sees
noch wertvoller ist. Heute ist das wieder erreicht, womit
unsere Heimatgeschichte begann, nämlich jene Innigkeit
in dem Zusammenhang zwischen Stadt und See. Um
beide beginnt sich wieder ein einheitliches geschichtliches
Band zu weben. Der Grad der See-Erschließung, der in
so kurzer Zeit erreicht wurde, ist erstaunlich und bedeu-
tungsvoll zugleich. Der See und das Heidegebirge bergen
unsere größten Schätze, ein Fischleindeckich, von dem wir
täglich neu verschwenden können.

Wenn wir uns heute unseres Sees freuen, wenn wir
von seinen Reizen so entzückt sind, so mögen diese Zeilen
dazu beitragen, daß wir auch die Quellen ergründen, aus
denen seine Reize perlen. Diese liegen in seiner Ge-
schichte, in seinem Werdegang, wobei sich viel Rätselhaftes
und Geheimnisvolles erhalten hat, das den See immer
noch umgibt.

Berühmte Militärs aus Mecklenburg

Von Hauptschriftleiter Fr. Josephi.

Aus dem heutigen Wehrkreis II, der Pommern und
Mecklenburg umfaßt, sind im Laufe der Geschichte eine
ganze Reihe tapferer Männer — und auch eine Frau —
hervorgegangen, deren Namen und Taten für alle Zeiten
mit ihrer engeren Heimat verbunden bleiben. Die bekann-
testen Söhne Mecklenburgs aus dem vorigen Jahrhundert
sind natürlich Blücher und Moltke, hinzu kommen der
Neustrelitzer Husar Timm, im Weltkrieg der Unteroffi-
zier Theodor Krüger und — als Frau — vor 125 Jahren
Auguste Friederike Krüger, genannt August Lübeck.
Schließlich ist der Afrikaforscher Hermann Wissmann aus
einem Mecklenburger Regiment hervorgegangen. Gebhard
Leberecht von Blücher, der am 12. Dezember 1742 in No-
stod das Licht der Welt erblickte, entstammte einem alten
Geschlecht des Landes, obwohl der Vater in hessischen
Diensten stand. Der junge Blücher trat zunächst als Hu-
sar in das schwedische Heer ein, später in das preußische
Regiment der Vellinghusaren. Als Rittmeister wurde er
vom König Friedrich II. verabschiedet, ging aber unter
Friedrich Wilhelm II. wieder in preußischen Dienst zurück.
Während der Feldzüge gegen die revolutionären Franzo-
sen zeichnete sich Blücher in den Jahren 1793/94 erstmalig
aus, im unglücklichen Kriege 1806 focht er mit Bravour
bei Jena und Auerstedt und schlug sich mit der Avant-
garde bis Lübeck durch, wo er jedoch im November bei
Maketau die Waffen strecken mußte. Ueber die Führer-
rolle Blüchers während der Befreiungskriege weiß jeder
Deutsche hinreichend Bescheid, er hatte zunächst den Be-
fehl über die Schlesische Armee, siegte an der Katzbach
(26. August 1813) bei Wartenburg, Leipzig-Möckern, ging
am Neujahrstag 1814 mit den Preußen bei Caub über
den Rhein und trug den Befreiungsfeldzug in Feindes-
land. Bei Belle-Alliance und Waterloo wurde der ent-
scheidende Sieg errufen, der den Kampf der Verbünde-
ten gegen Napoleon beendete. Unzweifelhaft war der
„Marshall Vorwärts“ der vollständigste Heerführer in
der ganzen Armee. Nicht lange durfte er sich seiner Er-
folge erfreuen, schon am 12. September 1819 starb Blücher
auf seiner schlesischen Besitzung bei Krieblowitz.

Um bei den Befreiungskriegen und seinen meckl. Hel-
den zu verweilen, seien kurz der Husar Timm und
Auguste Friederike Krüger gestreift. Ersterer war ge-
bürtiger Neustrelitzer und stellte sich als freiwilliger Hu-
sar zur Verfügung, als Herzog Carl von Mecklenburg
1813 als erster Verbündeter auf die Seite Preußens trat

und zur Bildung freiwilliger Formationen aufrief. Timm
erbeutete im Laufe des Krieges auch als Erster und Ein-
ziger einen Adler der kaiserlichen Garde Napoleons; er
hat noch lange nach dem Kriege gelebt und liegt heute in
seiner Vaterstadt begraben, die kürzlich die Straße, in der
das Geburtshaus steht, auf den Namen „Husar-Timm-
Straße“ taufte. Auguste Friederike Krüger wurde in
dem kleinen Städtchen Friedland, unweit von Neubran-
denburg, geboren. Als 25jährige wurde sie von der Be-
geisterungswelle der Befreiung erfaßt und meldete sich
unter den Namen „August Lübeck“ im Kolberger Inf.-
Regt. 9 freiwillig. Unerkannt machte sie den ersten Teil
des Feldzuges mit, bis sie bei Dennewitz verwundet
wurde und sich im Lazarett herausstellte, daß sich hinter
diesem Namen ein Mädchen verbarg. Wiederhergestellt
durfte sie auf ihr flehentliches Bitten bei der Truppe ver-
bleiben u. zeichnete sich so sehr aus, daß sie für ihr tapferes
Verhalten bei Laon am 3. Juni 1814 das Eisene Kreuz
am schwarz-weißen Bande erhielt, nachdem sie bereits vor-
her vor dem Feind zum Unteroffizier befördert worden
war. Nach dem Kriege heiratete sie den preußischen Ober-
steuerkontrollleur Köhler; sie starb am 31. Mai 1848 in
Templin (Mark), wo sie auch begraben liegt. Es ist be-
kannt, daß die Freiwillige Krüger die einzige Frau war,
die das Eisene Kreuz am Bande für Combattanten er-
hielt; es wurde zwar zu Beginn des Weltkrieges irrtüm-
lich an einige Krankenschwestern verliehen, doch erhielten
diese später nur die Genehmigung, das Ehrenzeichen als
Brosche weiterzutragen.

Der zweite große soldatische Sohn des Landes
war Helmuth Graf von Moltke, der ebenfalls
einem alten Adelsgeschlecht aus Mecklenburg ent-
stammte. Gleich seinem Vater trat auch Helmuth —
am 26. Oktober 1800 zu Parchim geboren — zunächst in
dänische Dienste. Nachdem er in das preußische Heer ein-
getreten war, wurde man bald auf ihn aufmerksam, be-
rief ihn in den Generalstab und sandte ihn als Instruk-
teur in die Türkei. Weitere Studienreisen schulten sein
können, bis er als 58jähriger die Führung des General-
stabes erhielt. Gemeinsam mit Roon schmiedete er die
Waffee, welche König Wilhelm in drei Kriegen erfolgreich
führte und deren Entwicklung von Düppel über Königs-
grätz nach Sedan und Paris reichte. 1870 in den erb-
lichen Grafenstand erhoben, wurde Moltke nach dem sieg-
reichen Abschluß des deutsch-französischen Krieges Gene-

ralsfeldmarschall. Im Alter von 90 Jahren starb Helmuth v. Moltke in Berlin.

Bekanntlich war zu Beginn des Weltkrieges ein Neffe des großen Schweigers und seines Namens Chef des Generalstabes. 1848 in Gersdorff (Mecklenburg-Schwerin) geboren, war dieser Generalquartiermeister, als er 1906 — als Nachfolger Schlieffens — Chef des Generalstabes wurde. Er wurde im ersten Kriegsjahr durch Falkenhayn ersetzt, nachdem die Operationen an der Marne und die vorherige Schwächung des rechten Flügels der Armee den deutschen Vormarsch zum Stehen gebracht hatten. Er starb am 18. Juni 1916 in Berlin. Die Gerechtigkeit gebietet die Feststellung, daß er stets erklärt hatte, der ihm vom Kaiser gestellten Aufgabe nicht gewachsen zu sein und daß er als schwerkranker und körperlich hinfalliger Mann zu Beginn des Krieges soldatische Höchstleistungen vollbringen sollte.

Hermann v. Wissmann, den 1853 zu Frankfurt a. O. geborenen und 1905 in der Steiermark verstorbenen Afrikaforscher dürfen wir nur insofern den Mecklenburgern zu rechnen, als er bei den Rostocker 90er Pionieren dienend, seine ersten Anregungen für die Forschartätigkeit erhielt und von hier aus seine Tätigkeit begann, die ihn nach Mittelafrika, zum Kongo und Sambesi führte, schließlich nach Deutsch-Ostafrika, wo er als Reichskommissar 1890 den Aufstand arabischer Stammesfürsten niederwarf und später zwei Jahre als Gouverneur in dieser Kolonie weilte.

Im Weltkrieg war es wieder der Name Krüger, der bestes mecklenburgisches Soldatentum verkörperte. In dem kleinen Dörfchen Garwitz bei Parchim wurde er am 4. November 1887 als Sohn eines Kleinbauern Theodor Krüger geboren, der im Jahre 1906 in das Schweriner Feldartillerie-Regt. 60 eintrat. Er blieb bei der Truppe und rückte mit ihr bei Ausbruch des Krieges ins Feld. Im dritten Kriegsjahr gehörte Krüger als Unteroffizier zum Feldartillerie-Regt. 108, das im Verbands der 54. mecklenburgischen Division tritt. In der Gegend von Cambrai hatte diese Truppe im November die schwersten Lanfangriffe des Weltkrieges zu überstehen. 52 Tanks vernichtete allein sein Regiment, als letztes Geschütz feuerte das des Unteroffiziers Krüger, der allein weiterkämpfte und schoß, als seine ganze Geschützbedienung gefallen oder kampfunfähig war. Tank auf Tank — insgesamt 16 — vernichtete er und ergriff noch den Revolver, als die Feinde auf ihn eindrangen. Auch dann gibt sich dieser tapfere Soldat nicht gefangen, sterbend fiel er über seinem Geschütz auf französischer Erde bei Flesquieres. Es ist bezeichnend für sein tapferes Verhalten, daß sogar der britische Heeresbericht diese Tat erwähnte.

Auch die Amerikaner wissen den soldatischen Geist der Mecklenburger wohl zu schätzen, so heißt es in dem erschienenen Werk eines höheren Offiziers, daß die 17. Division noch im letzten Kriegsjahr „so gut wie die preußische Garde“

gewesen sei. Auf dem Reichsehrenmal der Feldartillerie in Köln ist die Heldentat Theodor Krügers symbolisch dargestellt, seine Leiche wurde im Vorjahre nach Deutschland übergeführt und unter militärischen Ehren in der Heimat beigesetzt. Unzählig sind die Namen von Mecklenburgern, die sich im Verlauf des Weltkrieges auszeichneten, doch möge Krüger für alle von ihnen künden.

Bei der Marine sind die Namen des Fregattenkapitäns Kerger und des Kapitanleutnants d. R. Lauterbach — beides Rostocker — unvergessen. Ersterer war Kommandant des Hilfskreuzers „Wolf“ und erhielt für seine Kaperfahrten den Orden Pour le merite, Lauterbach war zunächst Priisenoßizier des Kreuzers „Emden“ und später Führer einer U-Bootfalle. Schließlich darf hier der Bootsmannsmat Anton Schmidt nicht ungenannt bleiben, der während der Skagerratschlacht auf dem sinkenden Kreuzer „Frauenlob“ allein sein Geschütz bediente, bis die Wellen über ihm zusammenschlugen. Diese Theodor Krügers Heldentat ähnliche Leistung fand später ebenfalls ihre Würdigung: Schmidt ist das Urbild des Skagerrakdenkmals in der Seestadt Rostock. Die Marine ehrte unlängst seinen Mut durch die Benennung eines Zerstörers mit dem Namen „Anton Schmidt“.

Auch in der Nachkriegszeit waren Mecklenburger beim Wiederaufbau der Wehrmacht tätig, deren Namen und Taten unvergessen bleiben sollen. Kurt Frhr. v. Hammerstein-Quord, der aus Hinrichshagen bei Neustrelitz Gebürtige, machte als Generalstabler den Weltkrieg mit und war als Nachfolger des Generalobersten Hehe Chef der Heeresleitung. 1934 wurde er dann von Generaloberst v. Fritsch in dieser Stellung abgelöst. Anfang dieses Jahres schließlich vollendete in Neustrelitz General der Artillerie a. D. Heinrich Stempel sein 70. Lebensjahr, der — wiederum ein Sohn Rostocks — in den schwersten Jahren der Nachkriegszeit Kommandant der Festung Spandau war und Mitglied der Friedenskommission, wobei er sich durch die Beiseiteschaffung wertvollen Materials vor den Augen der internationalen Schnüffelformmissionen unvergängliche Verdienste erwarb.

Sicherlich sind in dieser Aufzählung manche vergessen, deren Taten in Krieg und Frieden Mecklenburgs Namen als Soldatengau würdig wären. Zweck dieser Zeilen war und ist aber, wahllos einzelne Persönlichkeiten herauszugreifen, die in allen militärischen Stellungen — Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften — Hervorragendes leisteten und den Begriff besten Soldatentums verkörpern. Ihre Taten mögen unvergessen bleiben: seien es nun die des „Marschall Vorwärts“ oder des Bauernsohnes und Unteroffiziers Theodor Krüger — alle geeint durch die Liebe zu Mecklenburg, das Jahrhunderte hindurch der engeren Heimat und dem deutschen Vaterlande bestes Soldatenblut gab.

*

Filme, die in Mecklenburg entstanden

Der Welterfolg des Ufafilms „Pour le merite“ läßt Mecklenburg als Filmland stark in Erscheinung treten. Die Außenaufnahmen, vor allem die Kriegsbilder, wurden auf dem Flugplatz Rechlin bei Mirow im Kreise Waren gedreht; ebenso die aus der jungen deutschen Luftwaffe. So haben die Beschauer die Gelegenheit, sichtbare Eindrücke von dem Land der Seen und Wälder zu gewinnen. In noch stärkerem Maße ist dies bei dem Film „Alles Herz geht auf Reisen“ der Fall, der nach dem gleichnamigen Roman von Hans Fallada entstand. Feldberg, Burg Stargard und Garwitz, die heutige Wohnstätte des Schriftstellers sind die Schauplätze des filmischen Geschehens.

Spielleiter und Darsteller waren gleicherweise begeistert von der Ursprünglichkeit der Landschaft, welche den Gedanken des Autors den idealen Hintergrund gibt. An die Gestade der Ostsee führt uns der Rühmannfilm „Nanu, Sie kennen Rorf noch nicht?“ Die in Holland spielenden Außenaufnahmen wurden bei günstiger Witterung in und bei Wustrow auf dem Fischland gedreht; mancher Abf. -Urlauber wird beim Betrachten des humorgewürzten Spiels auf der Leinwand Erinnerungen austauschen sehen. Ein weiterer Bildstreifen zeigt uns die Reuterstadt Neubrandenburg in ihrer malerischen Schönheit. Sie gibt Tutta Freybe, Karl Ludwig Diehl und anderen den Mah-

men für den Spielfilm „Liebe kann lügen!“, dessen Handlung uns in das südliche Schweden führt. Also auch für diesen Staat gibt der norddeutsche Gau die richtige Aufliffe. In Neustrelitz wurden in den letzten Jahren gleich zwei Filme gedreht: zunächst der erste Spielfilm der neuen Behrmacht, der den Titel „Soldaten — Kameraden“ erhielt und welcher unter anderem den gleichnamigen von Küffel komponierten Militärmarsch enthält, der sich im Sturm einen Platz in dem Fundus aller Militärmärsche eroberte.

Unter Mitwirkung des Inf.-Regts. 48, des früher bekannten Regiments Döberitz, das 1935 seinen historischen Marsch durch die Mark Brandenburg in die neue Garnison vollbrachte, wurde dieser ansprechende und überall

begeistert aufgenommene Film gedreht. Ebenso in und bei Neustrelitz — am Ufer der See — entstand der lustige Schülerfilm „Glückspilze“ nach dem Roman „Sieben unter einem Hut“ von Horst Biernath. Diese Auswahl sei unter anderem herausgegriffen. Hinzu kommt eine Reihe wertvoller und entsprechend vom Publikum aufgenommener Kulturfilme, deren bekanntester von Prof. Hege bei Waren gedreht wurde und das Leben der Müritzadler behandelt. Die Liste wird in Kürze abgeschlossen durch einen Film, der das gesamte Gauggebiet zeigt und mit Unterstützung des Landesfremdenverkehrsverbandes an der Küste, wie auch im Binnenland und in den Städten des Gauggebietes, sowie an den historischen und landschaftlich schönsten Plätzen gedreht worden ist.

Königliche Hoheit schreiben 'ne niege Stüer ut und id maß werre Pött

Hier noch verschiedene kleine Geschichten vom äußerst populären Großherzog Friedrich Franz I., geboren 10. December 1756, regiert vom 24. April 1785, gestorben 1. Februar 1837. Von ihm heißt es 1819, er liebte die Studentenwirthschaft und gab sich nur widerwillig her zur Demagogenhut. Baldmöglichst begnadigte er die irre geführten jungen Leute, gab ihnen auch, allerdings nur schwach dotierte Anstellungen, und als nach Jahren zwei derselben sich ein Herz faßten und persönlich um Erhöhung einkamen, erwiderte er lächelnd: „Mehr könnt Ihr doch nicht verlangen als Ihr Eurem Großherzog geben wolltet. Aus den derzeitigen Untersuchungsprotokollen habe ich ersehen, daß, während die Meisten ihre Fürsten absetzen und tödten wollten, Ihr gesagt: „Wenn auch unser alter Friedrich Franz nicht weiter regieren darf, getödtet soll er nicht werden, dazu haben wir ihn doch zu lieb; 800 Thaler und ein Reitpferd muß er bekommen.“ Ihr dummen Kerls, warum habt Ihr mir denn so wenig geben wollen, ausgenommen wäre ich auch nicht damit — nun seht zu, wie Ihr damit fertig werdet.“ Bald darauf erfüllte er denn auch ihre Bitte.

In Doberan, wo sich der Großherzog alljährlich längere Zeit aufhielt, war er für Jeden zugänglich. Einen mit einem Teller herumgehenden Harfenisten verwies er lächelnd an einen Studio Hahn mit den Worten: „Der Herr zahlt für mich.“ Ohne sich zu besinnen und seiner Standesehre bewußt, sagte dieser: „Bier Schillinge für den Großherzog von Mecklenburg und einen Gulden für den Koftocker Studiosus.“ Recht bald wurde er angestellt.

Gern spielte der Großherzog an der Doberaner Bank und unterhielt sich dort in zwanglosester Weise. So gab es in Koftock einen originellen Töpfer, der die ganze Woche fleißig arbeitete, oft Sonntags zu Fuß nach Doberan pilgerte, um an der Bank sein Heil zu versuchen. Einst sagte der Großherzog in seiner jovialen Weise, als beide Pech gehabt: „Ja, Töpfer, unser Geld haben wir verspielt, was tun wir nun?“ Schlagfertig erwiderte dieser: „Königliche Hoheit schreiben 'ne niege Stüer ut und id maß werre Pött.“

Der Kanzleidirektor Peter von Forstner hatte als Konsistorialpräsident den Pastor A. zu B. disziplinarisch zu vernehmen, weil derselbe auf der Jagd unterm Weidenbaum den Communicanten kurzweg die Beichte verhört hatte; dieser berief sich auf Christus, der gesagt habe, des Herrn Tempel sei überall und es ähnlich gemacht habe. Forstner hatte replicirt, „man solle Christus nur im Böblichen nachseifen“, worauf der Pastor den Staub von seinen Füßen geschüttelt und ein Collegium verlassen hatte, welches dem Herrn Christus, implicite wenigstens, Unböbliches imputirte. Als Forstner später nach Doberan kam, empfing ihn Friedrich Franz mit den Worten: „Petre, Petre, schon wieder den Herrn verleugnet!“ Jener witzige Pastor ritt einst auf stolzem Roß durch Koftock und als ihm der Oberpostdirektor zurief: „Dem Apostel ziemt es auf dem Grautier zu reiten“, erwiderte er: „Nest nicht mehr, da die Esel alle bei der Post angestellt sind!“

Aus dem Tagebuch Herzog Adolf Friedrich I.

„1611. Bei Lebedow's Hochzeit, der junge B. von Kardorff Maulschellen erhalten, ohne sich gewehret.“

„Am 9. Juni 1613 haben Johann Albrecht II. Passow und dessen Rath Rosen sich in Brandenburg verzürnt; mein Bruder hat nach Rosen mit dem Degen gehauen, meinem Bruder ist das Pistol losgegangen, meines Bruders Gemahlin ist dreimal todt geblieben, daß man sie wieder mit Wasser und Balsam hat auskühlen müssen. Graf Stolberg hat meinem Bruder zugesprochen, er solle doch sich und seine Gemahlin bedenken, den hat er mit dem Degen hauen wollen. Bei dem Tumult hat der närrische Magister, so bei meinem Bruder ist, Rosen für den Kopf gehauen, Rosens Junge hat ihm einige Wunden in den Leib gestochen.“

„Am 25. August 1613 sind Rosen und Hans Meyer

hier angelangt und haben berichtet, daß die Question mit Rosen und Passow zu Ende, daß sie sich gerauft vor Tefsin bei der Vogelstange und Rosen den Passow durchgestochen, also daß Passow die Klinge im Leib abgebrochen und hat er nach dem Stich noch eine Stunde gelebt.“

„Am 17. Mai 1613 ist meine Mutter allhier in Schwerein angelangt, ich habe seltsamen Discours mit meiner Frau Mutter gehabt; sie will allzeit Recht haben; es ist böse mit ihr zu disputiren.“

„Am 5. October 1614, wie ich von Thums Hochzeit aus Lübz weggeritten, ist mein Edelknecht Christoph Ziegler so vollgeessen gewesen, daß er kaum hat fortreiten können. den hab ich wacker abgeschmiert und er hat mir zu Fuß nachlaufen müssen.“

„Den 8. November 1616 wie ich schlafen gegangen bin, hat Volrad B. Daniel Bloch, den Maler, für einen Schelm und Fuchsschwänzer gescholten, der hat ihn aber wieder nicht vergessen, sondern ihn braun und blau geschlagen.“
 „18. Mai 1620 ist Bischof Ulrich L. hier gewesen, wie seine Gewohnheit, gegessen und schandirt.“

*

Peter Lurenz bi Abufir

John Brindman.

„Ja har mi dunn 'n bäten up dei Nautik smäten un hatt un 'n heißen Winter aewer mank dei Oktantens un Quadrantens säten un wir so deip in dei Elliptik rin un in den tellurischen Magnetismus, dat ein Gedanke den annern man immer so van süßen geew; un wenn einer denn Glück un Verstand heit un tauwerlatig rālen kann un sāker un richtig mit den vōddelsten in den achteisten to dividieren versteiht, so dat dei Brauw nahsten mit dei Fazziten stimmt, dennso mößt dat jo mit den Dūwel as Fracht un sin Großmudder as Decklast tangahn, wenn hei denn nich up wat niges stōten un wat usfūnnig maken sōl, wat noch nich dor wāst is, wat dei Navigatschon mit 'n gewaltigen Schupps fursten glif ein por Jorhunnert vōrwärts schūfft, wovan dei klāufften Kapitāns van Noah an bāt up Tromp un Ruyter, Sir Walter Ralihen un Jakob Stufen sīd nix hemm'm drōmen laten, un wo denn nahsten so'n Vurd van dei engelsch Admiralität sin blagen Kalkverogen so wid aewer upriten deiht, dat hei sei in sinen ganzen Lāben nich ganz vedder taufrigen kann.“

„Seihn Sei, Herr Bloch! — tobōr laten Sei mi gefälligst noch 'n Buddel van Er Dūwelbier to drei Schilling tauflēiten, un denn birr ick of ūm 'n lūtten dūwelsten Raem un 'n FidiBUS! Seihn Sei, Herr Bloch! Dei Klock is nu nāgen. Wi sīnd nu immer unszwei beiden. Bōrgertid is dat, dei annern sīnd nu to Hus gahn. Dei of diē Hornemann is all vōr 'ne Stunn'n astrūnnelt. Kanzlist Maakens sīt dor nich mir. Gust Willies un dei Hospitālsters hemm'm sīd of all drückt un nu dat Smid Hōppner un Koppersmid Steinhorst un wat dei Hoffringelbācker is of utklariert un Haben utlopen sīnd, nu is dei Luft hier rein in Sei Er Gasthuw. Un wenn Sei sīd nu so up Kanzlist Maakens sinen Stammpļaz an dei annern Sid van den Aben noch so 'ne lūt hālw Stunn'n gedūllig dal setten möchten, dennso kunn'n Sei dat all van mi to hīren un to weiten frigen, wo Sei mi all ens nah fragt un wat ick Sei all lang' tauacht heww.“

Dunn seeg Herr Bloch nah dei Klock, puht all dei Talslichters in sin Gasthuw sorgsam ut bāt up zwei un sār to den Jungen, den hei as Markūr hōt: „Na, Friß: denn hal Du mi of man noch 'ne hālw Buddel Bier un denn kunnst Du nahsten dei Husdōr man tauhofften, süß aewerfallen unsz hir am En'n noch 'n por van dei ewig dōstige Klūr van Walzmannen ore Meister Lāngen. Un denn geiht Du nah achter, Friß! un puht Herr Ablat Thyben sin Stāwel un min eigen. Wedder rin to kamen bruckst Du nich, wenn Du dat Bier brōcht hest; ick will nahsten Herr Lurenzen woll süßen ut dei Dōr laten.“

Un dunn dreigt Herr Bloch sīd nah Herr Lurenzen rām un sār to Herr Lurenzen sīr hōflich un sīr bedāchtig: „Sei sīnd so 'n seltenen Gast, Herr Lurenz, dat ick mi dat as 'ne absonderliche Jhr anrāken dauh, dat Sei of mal wedder ens bi mi vōrkken maegen un mit min Bier vōrleitw nāmen. Ja kann woll seggen, dat ick all 'n lūt bāten nidlich blīn up dei gefälligen Mitteilungen, dei Sei mi to maken geneigt sīnd, so 'n welterforen un widgereisten

„Am 26. Juni 1620. König Gustav Adolf von Schweden bei uns in Wismar zum Besuch gewesen, da haben wir die ganze Nacht trinken müssen. Am 27. Juni haben mein Bruder und ich ihm das geleid gegeben auf sein Schiff, da haben wir wieder stark getrunken, sehen also mit gutter Vertraulichkeit und curtoisie geschieden. Unser Gott geleite ihn.“

Mann as Sei sīnd, un ick kann of woll noch seggen, dat dei Anfang, den Sei gūtigt all makt hemm'm, vāl versprāten deiht.“ Un dorup nehm sīd Herr Bloch of 'n FidiBUS un sett'et sīd vōrsichtig un mit all den bidāchtigen Anstand, den hei eigens sōr dat Lāben mit up dei Welt brōcht har, up Kanzlist Maakens sinen Stammpļaz an dei annern Sid van den swarten Kachelaben to Herrn Lurenzen hen.

ner Sid van den swarten Kachelaben to Herrn Lurenzen bei' Siden van den Kachelaben — denn November un kolt wir dat buten — dei lūtten Wāpdaufdischen vōr sīd, jerer mit 'n missingschen Lūchter un 'n rūsich Talslicht dorup, mit den FidiBUSbāker un Buddel un Glas, un so, dat dei ein of Herr den annern nich seihn kunn, ahn den Kopp wid vōraewer un lang ut den Kockstragen rut to stāken, dunn seten dor zwei, dei woll wirt wāsen deden, dat man sei dor eins up anseel. Herr Bloch in 'den blagmelirten gāschen Husrock bāt ünner den Hals tauknōpt, 'ne Schuwlār' vull slohwitte Halsdānker ūm sinen langen Hals, mit dei beiden langtaegschen Ogen, dei jo woll seggen wol'n: „Man immer langsam! Sacht Kat, man nich to hastig! Un ūm Gotteswillen nich gegen dei löbliche Polizei!“ un mit 'ne lange boltengrade spīze Kāf aewer dei smallen taufluāpen Lippen, dei utsehg as 'n Bājonett, wat vōr 'ne tauflaten Pirt hol'n ward, dat dor nix nich rut fall, wat seinen Paß nich vōrtweisen kann. Un Herr Lurenz an dei annern Sid van den Aben, wo maeglich noch drōger un länger, wat growtznatig as eilen Krummholt, sinen grisen kasimirschen Bonjur wid apen, West un Hemd hālw apen, so dat sin horig Postkasten dor männiglich rut seel, un nich so vāl as 'n Twirnsfaden van Daul ünner den ūmklappten Hemmstragen un ūm den drōgen Hals, wo dei Slagadern so diē un vull up legen as uttrāden Darns, un dei Adamsappel so wid vōrstūnn, dor har hei Mīddags bi Disch sin eigen Salswētt an uphängen kunn. Un wenn hei den uhlenfuntigen Kopp mit dei grisen buschigen Brannen un dei lūtten grānnen Ogen dorünner dōrch den Dampf van sin irden Pip rut stōl, denn sehg hei so wild ut, as wir dor 'ne Schruw los ünner dei blichblanke Kron mit dat korte, sture, grise Hor dor achter, un den leer em dat lister Welt as so'n Hawt, dei up 'n Feldslūchter stōten will.

„Seihn Sei, Herr Bloch!“ — sīng dunn Peter Lurenz wedder an. — „Ja har mi dei gesamte Nautik den Winter so scharp dōrch den Kopp gahn laten, fālen kunn dat nich, rut kamen mößt dorbi wat — aut — aut. Entweder ret mi dei groi Knuppen, van dei Membranen in dat Cerebrum, ore aewersten dor keem of wat Grundgeschentes sī herut, wat sīd seihn laten kunn, as Sir Eisaak Nuton sin Doktrin van den universalen Sworpunkt, Leibnizens sin Differenzialkalkulus un dat swore Gesez van dat Deklinatorium Magnetikum. Seihn Sei, min leitw Herr Bloch! dunn mößt ick jo dat grote Glück hemm'm, dat mi dei biseggte Brāgentknuppen nich riten deer; dunn freeg dei Navigatschon dōrch mi 'n Schupps bāt in dat negst Jorbusend

rin, — mit ein Wurd, dunn ersünn ick dei horizontale Peilung un den submarinen Pegel mit den düwvelten Snelser. Man ick bün nich so, weiten Sei; ick deer dor nich did mit. Mi wirt blot iim dei Nautik to dauhn. Ick bihöi dat nich för mi allein. Dat künn nich fälen, dat sief dat utsnaden deer. Sei fregen dor toleht wat ran up dat Observatorium in Grienitsch to hüren, un forð un gaud, ick heiw dei Ihr dor noch van, man wat dei Engelsmann is, dei hett den reellen Nutzen dor van weg hatt, un ein van dei Lurds van dei engelsch Admirilität dei fall jo, as ick man hürt heiw, dat Hofenband dorfor frägenhemm'm. Newersten dat schar't nich, dor mak ick mi nix nich ut. Ick weit, ick rangaer nu mit Kiepler un Kopernikussen, un Galilei kann mi gewogen bliben. Seihn Sei, Herr Bloß! ahn dei horizontale Peilung un den submarinen Pegel har dei Schlacht bi Abukir in desen Låben nich van dem Engelsmann gewunn'n warden künn, un wir ick nich to rechter Tid doraewer tauksamen, denn har dei Engelsmann dor of so säter mit 'ne lange Rås' van astrecken mößt, as dei Dän vor Gadebusch, ore aewersten hei har of so väl Släg' frägen, dat dei gesamten britischen Eilanden sief dorup har'n gichten laten künn.

Un dat mößt jo nu so kamen, Herr Bloß! Ick dreew mi dunn grar' 'n bāten in dei Middlannsch See riim an Burd van dei Amsterdamer Ruff, dei Raatje Raatje, Kaptān Piet van den Peerenboom. Eig'nlich wir ick dor Superfargo (Bevollmächtigter des Eigentümers) an Burd van dei Ruff Raatje Raatje, man mir noch as Amatüre van dei Nautik, versteiht sief grar' van wāgen dei Peilung un den düwvelten Pegel mit den düwvelten Snelser. Napoleon hōl sief dunn grar' so'n bāten achter dat Delta van den Nilus in Egypten up — verstahn Sei mi recht, Herr Bloß! Sei weiten woll noch, dor achter bi Gizeh un dei Katarakten hen, mein ick, man dei Pharaonen un bi dei Pyramiden herim: so väl har ick man in Smyrna hürt, wo dei Raatje Raatje dunn leeg, un Kaptān Piet van den Peerenboom dei Druwrosinen grar' stauen deer, dei ick dor för Rotterdamer Rākung inkōfft har. Juni-Maand wir dat un stidenheit, süß har ick mi sacht 'n Kameel kōfft ore 'n Dromedari un har mi dor den Krepel mit dei Mamelufen bi dei Pyramiden un Singsussen 'n lütt bāten mit anseihn. Man ick fāhlt mi jo woll nich so upkrāht dortan, dei ganze Kram leem mi aewerhaupt so'n bāten pulig vor, ick estemiert Boneparten dunn noch nich recht, will ick Sei seggen Herr Bloß, iim mi dorüm 'n Wulf antoriden, vorut bi dei Bacabenhitt. Na, dit wir jo nu gaud, dei Raatje Raatje klart jo nu ut. Ick giing natürlick wedder mit an Burd. Dat wir māllich Weber, un wi löpen vor östlich Wind ünner Sandia weg, Leeseilen bi, wat dat Bramdauk man hol'n wol. Gott fall mi 'n Daler schenten, Herr Bloß! fregen wi dunn aewerst 'n Krepel mit dei Mamelufen (Nordwestwind) van Marselji ut un aewer Sizilien raewer in dei Zack, as wi ünner Kap Matapan legen. Dat wir as 'n Handumdreigen, dunn har hei uns up dei egyptisch Kliff spāten: man dat dei Wind dunn nah Südwesten viren (herumgehen) deer, un as dat dunn wedder Dag wör, dunn leem dor dei gesamte französische Flott an."

"Ne, wat Sei einmal seggen, Herr Lurenz! dei gesamte französische Flott?"

"Wān anners, Herr Bloß, wān anners! Dei Franzmann sülben, all dei Newen ut bāt up dei Reil rup, vulle Johrt, dōrtein Knuppen, saebentein Orloggen hoch, dōrtein Dreideckers un vir Fregattschāpen! Un wat dat Admiralschipp wir, Herr Bloß, segg ick Sei, dat har 'n Wimpel an dei Fock, Gott fall mi 'n Daler schenten! dei wir so lang as van Dover nah Calais."

"Ne, wat Sei seggen, Herr Lurenz!" — sār dunn Herr Bloß. — "Dat is jo erstaunlich!"

"Dei Wimpel mag of 'ne Nel' ore jo förter wāst sin, Herr Bloß! Up einen Faut ore twei kümmt dat dorbi nich an. Dat is man 'n Mitasser, as wenn einer van den brüllenden Löwen spreckt un den Düwel dormit meint. Man ick stünn dor grar' an dei Stürburdreeling van dei Raatje Raatje, Herr Bloß, un har vullup to dauhn mit dei horizontale Peilung un den Submarinen mit den düwvelten Snelser, weiten Sei; denn wi legen för den forschen Wind so hart ünner Land, segg ick Sei, einen richtigen Jung, dei har mit 'n Stein van dat Deck an den Strand smiten künn, ahn sief dei Schuller ut dat Gelenk to seiten."

"Is nich maeglich, Herr Lurenz!" — sār dunn Herr Bloß.

"Dei Gefohr wir grot wāst dor uplopen, Herr Bloß! Un wer weit, wat ahn minen Pegel un min Peilung vor sief gahn wir. Kaptān Piet van den Peerenboom har Himelangst vor sowat; man ick kalmiri em, un sār to em: „Wenn wi blot man irst dei Snut dor vorbi sünd, Piet, wat denn för Not? Birtthalben Faden Water hemm'm wi noch ünner ünner den Kiel hadd; dat is aewergenaug för den grōtsten Urlogsmann!" Seihn Sei, Herr Bloß! wi wāderten dei Snut dor of richtig af. Achter Alexandria wir dat, un Abukir nāumen sei dat dor. Un as wi uns dunn richtig asseilt har'n, dunnso segg ick to den Kaptān van dei Raatje Raatje: „Piet! segg ick: Der Franzmann dor, der kann doch unmaeglich so unklau wāsen un will dor in Alexandrien Haben binnen lopen, Piet? segg ick: Dat geiht nich, dat geiht in 'n Låben nich, Piet! In den Nilus un dat Delta sünd sei förre dei Seeslacht bi Actium nich mit 'n Bagger rin wāst, anno einundörtig post Christum natum, ore aewersten is dat noch ante wāst. Dat geiht woll för 'n Koppföhre, Piet! man nich för dei Dreideckers as dei dor. Wat meinen Sei, Piet? Sō'n sei woll den Engelsmann so'n lütt bāten achter sief up dei Hacken sitten heiwven? sei seihn mi wat hastig ut. Wenn dei beiden hir in dei Eck sief sat't frigen sō'n, dennso is dat nich uttolaten, Piet, Rāsch giwrt dat denn as bi Lepanto un La Hogi, dor bün ick gaud för. Seihn Sei, Herr Bloß! dorup krūzien wi uns hell dōrch dei gesamte französische Flott dōrch, un dunn leek ick sei mi dor all ens up an, un dat Admiralschipp har vulle Tall an Burd, Mensers un Kanonen haben Deck un ünner Deck hunnert un twintig Stüd alles in allen. Seihn Sei, Herr Bloß! un dennso dacht ick noch so bi mi: Kümmt dat tom Klappen, knallen ward dat! Un dor geew dei Kaptān van dei Raatje Raatje mi ganz Recht in, as ick em dei Maeglichkeit vōrlār."

"Dit hürt sief jo worhastig romanhastig an, Herr Lurenz!" — sār dunn Herr Bloß. — "Dit klingt jo binah so, as wenn ick Robinsonen läsen dauh. Dit versett't mi jo in 'ne wore Spannung, Herr Lurenz! Erlauben Sei, dat ick mi Sei 'n bāten gegenaewer setten dauh. Dat hürt sief doch ünner bāter an, wenn 'n sief dorbi in 't Gesicht seihn kann, Herr Lurenz!" Un dormit stünn Herr Bloß bidāchtig up van Kanzlist Maatsen sinen Stamplaz, bōrt sief den Ledderstauhl nah Herr Lurenzen sinen Tisch ran, puht sin eigen Licht bidāchtig ut un Herrn Lurenzen sin vorsichtig af, sett't sief dunn vor em hen un leet sin langtaegschen Ogen nahdenklich aewer Herr Lurenzen sin uhlensmutiges Gesicht gahn, as künn hei aewer Herr Lurenzen sin Bertlorung achterher noch eidlich vor dat Obergericht un to Protokoll vernamen warden un dat mit Sugestiv-Fragen to dauhn frigen, — to weiten wir dat nich, vōrkamen wir so wat all.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 12

Teterow, 2. April 1939

Nr. 4

Jüdische Devisenschieber schon vor 115 Jahren

Unter dem 31. August des Jahres 1824 wird in dem „Mecklenburg-Schwerinschen offiziellen Wochenblatt“ folgende Bekanntmachung erlassen, nach welcher russisch-polnische Juden versuchen wollten im Auslande angefertigte Falschmünzen in Deutschland in Umlauf zu bringen. Falschmünzerei und Devisenschiebungen gehörten also schon damals zu der täglichen Beschäftigungsart dieser Rasse, der es nie darum zu tun war, den Unterhalt durch der Hände Arbeit zu verdienen. Sie wollten vielmehr schnell und mühelos Geld verdienen, um allmählich zu dem alles beherrschenden Großkapitalisten emporzusteigen.

Das Königl. Preussische Ministerium des Innern und der Polizei hat die Mitteilung gemacht, daß mit einem Pommerischen Schiffe mehrere, größtenteils Russisch-Polnische Juden am 18. v. M. in Memel angekommen, welche eine bedeutende Quantität, wahrscheinlich in England verfertigten, Polnischen Geldes eingeführt haben, und nachdem dies entdeckt worden, verhaftet sind; und daß außerdem noch mehrere Juden in England bedeutende Aufkäufe an falschen, vielleicht auch Preussischen Münzen gemacht haben, und im Begriffe sein sollten, damit nach den Ostseehäfen abzugehen.

Schwerin, den 31. August 1824.

Aus Großherzoglicher Regierung.

Dat is nu vörbi! Nu möten sei in Palästina, wur sei jo herkommen sünd, ehr eigen Brot backen un wenn sei dor nich ol son dämlich Jüd sinnen, dei ehr dei Arbeit fariq maken, denn ward ehr woll nicks anners äwrig bliben, as ehren Meß allein up den Acker to bringen un sic ehr dreckig Wäsch allein tau waschen. Aewer id glöw nich doran, dat sic dese Anshieters to ne ibrliche Arbeit to recht sinnen warden, id glöw irer, dat sei versöken sic gegensidig antosmer'n un wat dor so blühten ruter kümmt, dat könn 'n wi uns woll allein nidenten.

Fremde Juden treiben sich im Lande umher.

Der jüdische Hausierhandel nach den Befreiungskriegen 1806/13 und der Zustrom von jüdischen Flüchtlingen aus

dem Osten, vor allem aus Rußland nahm derartige Formen an, daß sich die meisten Regierungen der Kleinstaaten veranlaßt sahen, diese Sorte von Menschen, denen man Gastrecht gab, die aber bei allen möglichen Gelegenheiten das Gesetz zu übertreten suchten, einmal ganz gehörig an die Kandarre zu nehmen. So wurde schon am 14. Oktober 1811 ein Gesetz erlassen, das die Bewegungsfreiheit der Juden in Mecklenburg ganz erheblich einschränkte. Nach wenigen Jahren wurden diese Anordnungen der mecklenburgischen Regierung anscheinend von den Juden nicht mehr befolgt und es kam am 30. August des Jahres 1823 zu einem neuen Erlaß, der die Freizügigkeit der Juden wieder erheblich beschränkte.

Dieser Erlaß hatte folgenden Wortlaut:

Wir haben mehrmals mißfällig bemerken müssen, daß von den, in Unserm Publicato vom 14. Oktober 1811 benannten Grenz-Behörden denjenigen fremden Juden, welche die Jahrmärkte in Unsern Landen beziehen, Pässe in einer Fassung erteilt werden, die der Gesetzes-Vorschrift zuwider ist, und zur Folge gehabt hat, daß dergleichen fremde Juden sich viele Jahre in Unsern Landen umher, auch wohl gar den Hausierhandel darin getrieben haben, und auf solche Weise nicht nur den einheimischen Handelsleuten den Verdienst entziehen, sondern auch am Ende schwer wieder aus dem Lande zu schaffen sind.

Um diesem Unwesen zu steuern, wird allen Behörden hierdurch aufs strengste eingeschärft: daß sie sich genau nach der Vorschrift obberegteter Unserer allgemeinen Verordnung vom 14. Oktober 1811, insbesondere soviel die in Unserer Cirkular-Verfügung an die Grenz-Städte vorgeschriebene Form der Paß-Erteilung für dergleichen Jahrmärkte bereisende fremde Handelsleute betrifft, richten sollen; wobei Wir indessen annoch die nähere Bestimmung geben; daß solche Pässe hinführo keineswegs auf die Dauer eines Jahres ausgedehnt, sondern immer nur auf ein halbes Jahr erteilt, und für die Zeit von Weihnachten bis zum Güstrower Umschlage gar nicht gegeben werden sollen.

Zu gleicher Zeit aber auch alle übrige Behörden in den Orten, wo sich die vorerwähnten reisenden Juden wäh-

rend der Zeit von einem Jahrmärkte zum andern aufhalten, darauf, wie ihnen hierdurch angefügt wird, genau zu achten: daß der Jude in dieser Zeit keinerlei Handel treibt, vielmehr ihm, wie dies gleichfalls früher vorgeschrieben ist, seine Waren nach beendigtem Jahrmärkte von unserer Steuerstube sofort versiegelt werden.

Man sieht also auch hier wieder, daß schon damals die Juden den einheimischen Kaufmann und den Handwerker von den Jahrmärkten zu verdrängen suchten. Eine weise

Regierung gab dann ein Gesetz heraus, dessen Schranken gar bald dem Ansturm der jüdischen Handelsleute nachgaben. Noch bis zum Jahre 1933 sah man auf den Krammärkten, den Pfingst- und Johanni-Märkten jüdische Schausteller und Händler in größerer Zahl. Erst der Nationalsozialismus schaffte hier vollkommene Abhilfe. Jetzt sind die Märkte wieder in alte Bahnen gelenkt, das „Gefaires“ ist verstummt, der einheimische Händler hat wieder das Wort.

Snieder Schröder ut Malchow sin Späufgeschichten

Von em süßen vertelt.

Nacherzählt von Bürgermeister i. R. F. Kähler-Laage.

Min Mudder ehr Mudder het vör dese Tied in Dammwoll (Dammwolde) wohnt. Dunn wir dor ne Buerfru, dei heit Buchinsch, von dei säden dei Lüüd, sei harr mit denn Düwel tau daun. As min Großmudder mal in dei Wochen keem, schickten ehr dei Frugens in't Dörp, as dat so Mod is, Eier un Bodder un sowat, un Buchinsch schickte of twei Pund Bodder, so recht goldgällig. „Lotte“, säd min Großmudder tau ehr Mäten, gah mal hen nah dei Käl un mal mi en beten Eierrüt mit Buchinsch ehr Bodder“. Lotte güng nu nah dei Käl, slög en beten von dei Bodder in dei Pann, äwer as dei Bodder heit würr, würr sei gräun utseihn as Kaushschit. Dei Diern schürret dei Bodder firing in dei Gät un schüert dei Pann mit Asch un Sand ut, denn sei harr glöwt, dei Pann wir nich orrig rein weft, äwer as sei dun dei Bodder inslög, würr sei werre Kaushschit. Dunn leep Lotte nah min Großmudder hen: „Fru, Fru, lamens blot mal her, wenn id von Buchinsch ehr Bodder weft in dei Pann slag, wat dat immer gräun as Kaushschit!“ „J Lotte,“ säd min Großmudder, „heft du dei Pann of orrig utschüert?“ — „Ja, Fru, dat hew id all dan, äwer dei Bodder würr immer werre Kaushschit!“ — Min Großmudder würr falsch. Sei wir eben so wies, dat sei werre upstahn künn; dat ded sei un güng nah dei Käl. Dor müßt Lotte dei Pann nochmal rein maken un denn Bodder inslahn. Newer kum wir dei dünn, dun würr sei werre Kaushschit. Nu würr min Großmudder sühr falsch, reet dei Pann vo'n Hierd un wull sei ümslenkern un dei Bodder in dei Gät schürren, dorbi fül ehr äwer dei Pann ut dei Hand un bauz! drew all dei gräune Sauf denn Eckstänner dal. Min Großmudder het em nahst schüert un dan, äwer dei Kaushschit slög immer werre ut. — Na, dat was gaud, äwer nah 'ne lütte Tied kem Buchinsch ehr Jung un leibte sich von min Großmudder 'ne Tüglin, verget äwer, dei werre trög tau bringen. Dunn säd min Großmudder werre tau ehr Mäten: „Lotte, gah mal räwer nah Buchinsch un hal mi dei Tüglin werre, dei sei sich lezt von uns leibt hett“. Lotte güng, äwer as sei Buchinsch ehr Dör upret, dun seeg sei ganz düttlich, ant Bodderfett stünn dei Düwel un bodderte immer för dull! Bull Angst smeet sei dei Dör tau un leep. Up en Mäh-hümpel stünn Buchinsch un reep: „Lotte, Lotte!“ Newer Lotte hörte nich, sei rönnte, bet sei tau Hus wir. „Herre Gott“, reep sei min Großmudder tau, „nah Buchinsch gah id nich werre hen, dor stünn dei Böf an't Fatt un boddert!“ „J, Lotte!“ „Ja, ja, dat wir dei Düwel, dei Düwel wirt! Id heww denn Pirsaut seihn!“ — Dit wir min Großmudder denn doch tau dull, sei güng in't Dörp un vertellte alle Lüüd, dat Buchinsch sich mit denn Düwel af-gewen ded. Denn willen wi kriegen!“ säd dei ein; un au führten sei twei Wagen up Buer Buchinen sinen Hof un leden dei Diefstels früzwis' äwer denn Sod, denn ut denn Sod keem dei Düwel immer rut. As dei Düwel na tau

Nachttied werre keem, seeg hei dor dat Krüz, dat verwehrt em denn Utgang. Dunn würr hei äwerst falsch un het denn ganzen Sod vull Gasten makt, äwer nich Minsch, nich Weih het dorvon freten künn, so het dat funken.

Von dat Schmettern.

In Dammwoll was dat so Mod, dat alle Wihnacht dei Knechts in dei Kirch-beiert hemmen. As sei eis werre in'n vullen Gangen dorbi wiren, stünn ünnen mit eis ein Dierd, denn dat Fier immer ut Näs un Mut sprühten ded, grad as wenn dei Smid smedt. Dunn fregen dei Knechts dat mit dei Angst un krazten ut, wat sei lopen künnen. Dat Beiern het förredem uphört. Newer annern Wihnacht fledten sich vier Knechts as Auslas ut, un dei sünd äwer Land gahn, äwer kein Minsch hei sei werre tau seihn fregen. —

Hei leg dod in de hinnelst Ed.

Dei Paster in Dammwoll harr einen Knecht un twei Mätens. Nu kreeg dei Paster eis Besäuf, denn vertellte hei, hei harr ein Mäten, dei so driesst wir, wenn hei dei in'n Düstern nah dei Kirch schiden ded, güng sei of hen. Dei Anner wull dat nich glöwen, äwer dei Paster reep dat Mäten: „Gah mal hen nah dei Kirch un hal mi dat Bauk von'n Altar!“ Dei Diern güng nu of; äwer dat anner Mäten wir denn Knecht sin Brut. „Täuw“, säd hei tau dei, „dei will id äwer grugen maken!“, nehm sich en Laken un güng immer dichter achter dei Diern an. Sei güng nu bi, slööt dei Kirchendör up, äwer as sei nah den Altar rangüng, frög hei achter an un stellte sich bi dei Dör hen. As sei nu trögkeem, seeg sei in dei Dör wat Witts stahn; sei güng fir rut un — bauz smeet sei dei Dör von buten tau, slöt üm un leep nah Hus, wat sei lopen künn. Dunn kreeg hei dat mit dei Angst; hei füng an tau bölfen un tau schriegen, äwer sei leep nah Hus un geew denn Paster dat Bauk.

Na, dit was gaud. Newer as dat an'n annern Morgen an dei Arbeit gahn füll, wir min Johann oder Johann-Friedrich oder wo hei heiten ded, nich tau sinnen. Dei Paster reep sin beiden Mätens un frög sei, wat sei nix von em weiten deden. „Ja“, säd dei ein, „as id gistern Abend nah dei Kirch gahn ded, stünn dor wat Witts in dei Dör, dat mag hei weft sin!“ As id dei Dör werre tauslöt, füng dat dor binnen an tau schriegen, äwer id hew mi dor wider nich an lirt!“ „J“, säd dat anner Mäten, wat denn Knecht sin Brut wir, „dat is hei weft, hei wull ehr grugen maken!“ Dunn reep dei Paster sich en poor Dagelöhners, un nu güng dei ganze Tog hen nah dei Kirch. Newer as

sei innerfemen, wir fein Johann-Friedrich tau feihn un tau hüren. Newer ätwer dei Bänken hängen fin Darm, dei ein Bein leeg vörn Altor un dei ganze anner Kierl leeg hinnen in dei himmelft Et.

*

De Tod meld fid an.

Ja wir in Nabel bi einen Meifter in dei Sniderlihr, dei noch drei anner Gefellen un einen Lihrburken harr. Eis leem id spät nah Hus, dei Moeck mag teihn weft fin, as dei annern all flöpen. As id nu dei Trepp rup wir, wir mi so, as wenn mi ein int Geficht pusten ded, id fihrt mi ätwer dor nich an un güng tau Bedd. An'n annern Morgen freg ein von min Mitgefellen en Breiw, dat fin Vadder-Brauder-Söhnskind ätwer Nacht aflewit wir, un justement tau dei Tied, as mi dat in't Geficht pust harr. So het hei fid doch anzeigen wullt, un dat het grad mi drapen.

*

Ein Drak tem an tau fleigen.

Tau Hus in Klink, wo min Vadder Kutscher wir, hew id eis ne Drak feihn. Dei Newer stünn grad in dat fülwig Slog, wo hei dit Johr stahn deit. Wi Gören spalten grad dicht bi dat Dörp in dit Slog. Dunn mit eis leem dor dei Drak antaufleigen von dei Mähl peflinggrad up uns tau.

Sei wir so lang as en Bes'boom, harr of en Skopp as en Bes'boom, un dat Fier flög immer man so rut. Newer dor, woneben dei grote Kuhl up dat Feld is, dor söhl sei dal un het dei ganze Kuhl vull Stein mast, dei noch hütigendags dor lingen. „Dor kümmt dei Dürwel!“ repen dei Jungens un nu lepen wi hen. Newer dor wir nir tau feihn as dei Stein.

*

Mit Lüs' beherzt.

Tau Klink wir of en Jung, denn fin Großmudder heit Mareilies, von dei fäden's immer, sei wir ne oll Her. Wenn ein dörrch dat Dörp güng, leem irst dei Sod, denn Mareilies ehr Hus' un denn uns'. As id nu eis ut dat Finster feek, seeg id, dat dei Jung, dei Mareilies tau dei Großmudder harr, minen Brauder hangen ded. Dun seep id fix rut un haugt em dat Fell vull. As di naug wir, lepen id un min Brauder nah Hus. Oll Mareilies stünn grad in dei Dör. Tau Hus' harren min Vellern Kamin-für an. As id rin leem, säd min Mudder: „Jung, wo süst du ut! Di sitt jo dat ganze Uhr vull Lüs', so'n Klumpen as en Dum grot!“ dun grep id mit dei Hand nah dat Uhr un reet sei af; as wenn'n 'ne Aliew afritt, so gnarscht dat; dun smeet id's paldangs naht't Fier rin. Ja hew meindag kein Lüs' hat up'n Liew, väl weniger an dei Uhren, ditmal het mi dei Olsh, oll Mareilies, sei richtig anbeizt. So'n Klumpen as min Dum von dei rechte Hand wirt.

Fürst Riklot

Elfriede Wendler.

Ueber dem Vorderportal des Mecklenburg-Schweriner Schlosses steht in einer Nische eine Reiterfigur, überlebensgroß; sie zeigt einen Ritter, zum Kampf gerüstet, den Helm mit einem Fürstendiadem geschmückt. In der rechten Hand hält er einen Speer, mit der linken die Zügel seines Rosses, ein kleiner runder Schild hängt über dem linken Arm. Die Unterschrift der Figur lautet: Riklot 1160. Es ist der letzte heidnische Fürst unseres Landes und Abnherr des Mecklenburgischen Fürstenthums; im Jahre 1160 ist er gefallen für sein Land. — Um das Jahr 1129 war Riklot Fürst der Obotriten, eines Wendenstammes, der seit der Völkerwanderung den Westen unseres Landes bewohnte. Er war ein tapferer Herr und bald bei seinen Nachbarn sehr gefürchtet, besonders bei den Dänen: diese hatten oft die Küsten des Wendenlandes geplündert, doch die Wenden hatten eine große Kriegsflotte und suchten nun die dänischen Küsten ab, raubten und plünderten. Im Jahre 1147 aber verbanden sich die Deutschen mit den Dänen gegen die Wenden; der junge Sachsenherzog Heinrich der Löwe zog nebst anderen Reichsfürsten mit einem Heer von 40 000 Mann gegen Riklot; er gelangte bis zur Burg Dobin, die am Nordende des Schweriner Sees lag und stark von den Wenden besetzt war. Hier stieß ein dänisches Heer zu ihm, das in der Wismarischen Bucht gelandet war und sie vermochten sie nicht zu erobern, auch war sie durch ihre geschützte Lage schwer anzugreifen. Inzwischen hatte eine wendische Flotte aus Rügen die dänischen Schiffe angegriffen, die, mit geringer Bewachung, im Hafen von Wismar lagen und sie gänzlich ausgeplündert; als dies nun die vor Dobin liegenden Dänen erfuhren, eilten sie den Bedrängten zu Hilfe, kehrten auch nicht wieder nach Dobin zurück, sondern fuhren in die Heimat. Auch die Deutschen wurden der langen Belagerung überdrüssig, sie schlossen einen Vertrag mit den Wenden, daß sie im Döwese getauft wurden, wovon dieser seinen Namen erhalten

hat. Doch lange hielten die Wenden ihr Versprechen nicht, bald raubten und plünderten sie wieder und verschiedentlich zog Heinrich der Löwe gegen sie in's Feld, bis sich Riklot endlich unterwarf und versprach einen jährlichen Tribut zu zahlen. So war Friede mit den Deutschen, aber die Raubzüge gegen die Dänen setzten bald wieder ein und aufs Neue rüstete Heinrich sein Heer gegen Riklot. Als dieser davon erfuhr, es war im Herbst 1160, verbrannte er alle seine Burgen im Westen seines Landes, auch Schwerin und zog sich auf Burg Werle südlich von Schwaan, zurück. Heinrich der Löwe durchzog plündernd das Land, bis er in Mecklenburg sein Lager aufschlug; von Werle aber zogen täglich Rundschafter bis an das Lager des Feindes, lauerten den Lebensmittel und Korn holenden Feind auf und erschlugen sie. Einst waren auch Riklots Söhne, Pribislav und Bertislav bis an das Feldlager der Sachsen gekommen und hatten einige von ihnen getötet, aber als sie auf dem Rückwege waren, wurden sie von den tapferen Sachsen verfolgt, es entspann sich ein harter Kampf und Pribislav und sein Bruder entkamen mit genauer Not. Zornig fuhr der Vater die Zurückkehrenden an: „Ich habe gedacht, ich hätte Euch zu tapferen Männern erzogen, Ihr aber flieht eiliger, als die Weiber; so will ich selbst hinaus und sehen, daß ich mehr ausrichten kann.“ Dann sammelte er einen Trupp seiner Getreuesten und legte sich in der Nähe des feindlichen Lagers in Hinterhalt. Bald kam ein Trupp Troßknechte, wohl 60 an der Zahl, sie waren auf dem Wege nach Waren und Lebensmitteln; aber viele von ihnen trugen unter ihren Rücken Harnische. Riklot sprengte ihnen kühn entgegen, nicht achtend, daß er seinen Mannen weit voraus war und fast umzingelt von den Feinden. Als er die Gefahr erkannte, war es zu spät, er fand den Heldentod; seine Begleiter aber flohen nach Werle zurück. So starb der letzte heidnische Wendenfürst im Kampfe für sein Land.

nachdem er drei Jahrzehnte darüber geherrscht hatte. — Nach seinem Tode verbrannten seine Söhne Pribislav und Wertislav auch die Burg Werle und zogen sich in die Rostocker Heide zurück. Heinrich der Löwe verteilte nun das eroberte Land an seine Krieger, ließ die zerstörten Burgen wieder aufbauen und gründete die deutsche Stadt Schwerin. Pribislav aber trat nach einigen Jahren zum Christentum über und im Jahre 1167 erhielt er den größten Teil seines Reiches als Lehen zurück, bis auf die Gegend westlich vom Schweriner See mit der Stadt Schwerin, die Heinrich zu einer deutschen Grafschaft machte und seinen Feldherrn, Gunzelin v. Hagen als Statthalter einsetzte.

Pribislav blieb fortan dem Christentum und seinem Lehnsheerrn treu, und sein Sohn heiratete später dessen Tochter Mathilde. Als Heinrich im Jahre 1172 eine Wallfahrt nach Jerusalem unternahm, begleitete ihn Pribislav, während dieser Zeit starb seine Gemahlin Boislava. Am 30. Dezember 1178 starb er auf einem Turnier zu Lüneburg, wo ein Lanzenstich ihm die rechte Schläfe durchbohrte; seine Leiche wurde im dortigen Michaeliskloster beigesetzt, aber 1219 nach Doberan gebracht und in der Klosterkirche bestattet. Von Riclot und Pribislav stammen sämtliche Fürsten ab, die seit dem Jahre 1167 in Mecklenburg regiert haben.

Aufhebung der Leibeigenschaft

Der § 8 Unserer Patent-Verordnung vom 18. Januar 1820, wegen Aufhebung der Leibeigenschaft, wird hierdurch dahin erläutert:

Daß jeder Mann, der heiraten will, nicht eher aufgeben und getrauet werden soll, als bis er dem kompetirenden Ehren-Prediger durch ein Attest der Obrigkeit bescheinigt, daß er ein Domicilium erworben, welches er bei seiner Verheirathung beziehen dürfe, woraus dann von selbst folget, daß dieses Attest nur allein von der Obrigkeit desjenigen Orts auszustellen ist, wo der künftige Ehemann sein Domicilium erworben hat.

Wonach sich ein jeder zu richten. Gegeben auf Unserer Bestung Schwerin, den 25. Januar 1823.

Friedrich Franz.

(L. S.) A. G. v. Brandenstein.

Da Wir allergnädigst beschloffen haben, daß die neue Büdner-Kolonie auf dem Groß-Wokernschen Felde eine eigene Kommune bilden und den Namen Neu-Wokern

führen soll, so wird dies zu jedermanns Nachricht und Nachachtung hierdurch gemeinkündig gemacht. Gegeben auf Unserer Bestung Schwerin, den 25. November 1823.

Friedrich Franz.

(L. S.) A. G. v. Brandenstein.

Zensur.

Wir finden Uns, wegen der erforderlichen Sicherheit behuf der Identität des Inhalts der zensurten Schriften mit ihrem Abdruck gnädigst bewogen, kraft dieses zu bestimmen: daß künftighin alle, in Gemäßheit Unserer Verordnung vom 27. Oktober 1819 zur Zensur bei Unserer Regierung einzureichenden Schriften von ihrem Verfasser in duplo übergeben werden sollen; widrigenfalls davon, in so ferne der Druck gestattet wird, auf Kosten des Verfassers eine Abschrift zu den Akten wird behalten werden.

Wonach sich jeder zu richten. Gegeben auf Unserer Bestung Schwerin, den 24. Dezember 1823.

Friedrich Franz.

(L. S.) A. G. v. Brandenstein.

Mecklenburg versorgt Schweden, Norwegen und Rußland mit Obst

276 480 Rthlr. flossen jährlich in unser Land.

Ueber die Ausfuhr von großen Mengen Obst aus Mecklenburg in unsere nördlichen und östlichen Nachbarländern berichtet ein Forstinspektor Becker in einer mecklenburgischen Zeitschrift sehr ausführlich. Wir wissen ja z. B. auch aus Teterow, daß Bürgermeister Dr. v. Benk diese lobnenden Bestrebungen außergewöhnlich gefördert hat, entstanden doch zu seiner Zeit die Obstbaumpflanzungen an der ihm zu Ehren benannten v. Benk-Allee, an dem Weg von der Röhtheler Chaussee zur Vornmühle und an der Vornmühle selbst.

Wie sehr sich die Rostocker Schifffahrtskreise vornehmlich im Herbst mit der Ausfuhr von Obst beschäftigte, erzählt uns ja auch Brinckman in seinem „Kasper Ohm und ich“. Der Verfasser schildert hierin besonders, welcher starker Zustrom an Fahrzeugen sich in den Tagen der Obstablieferung nach Rostock ergoß. Es war schon eine nette zusätzliche Einnahme, die sich der Landmann hierdurch beschaffte.

Doch lassen wir jetzt dem vorerwähnten Forstinspektor Becker das Wort, der sich schon damals mit der ernstesten Seite dieses Problems befaßte. Er schreibt folgendes:

Wir haben in Mecklenburg ziemlich vieles, auch größtentheils schmackhaftes Obst; es wird entweder roh gekocht oder getrocknet verspeist, oder als Handelsware verschickt. Beim Handel wird das meiste verschifft, ein geringerer

Teil aber in benachbarte Länder, besonders nach Berlin verschifft.

Die Verschiffung des frischen, grünen Obstes ist ein in der Ostsee, von Rostocker Schiffern eröffneter Handelszweig. Vor ungefähr 60 Jahren hat ein Schiffer namens Rohde die erste Fahrt mit grünem Obst nach Petersburg gemacht; vorher soll von keinem fremden Orte etwas zur See dahin gebracht worden sein. Seinem Beispiel folgten mehrere unserer Schiffer, und wir versorgten Petersburg beinahe 40 Jahre allein mit Obst. Vor etwa 20 Jahren wurden auch den Stettiner, Lübecker und Holsteiner die Augen geöffnet, indessen soll ihre Verschiffung mit unserer noch bis jetzt in keinem Vergleich zu setzen sein.

In Rußland selbst wird die Einfuhr des Obstes gar nicht erschwert, vielmehr ist vor 9 Jahren der Zoll darauf gänzlich aufgehoben, und jetzt wird nur 9 Copiek (etwa 4 fl.) Trägerlohn für jede Tonne bezahlt.

Die Schiffer bekommen das zu verschiffende Obst gewöhnlich in einem Distrikt von 6 Meilen in der Runde um Rostock, lassen es aber auch, wenn es selten ist, 9 bis 10 Meilen weit bringen. So versorgten sie sich etwa vor 10 Jahren, als die Blüte durch strengen Frost sehr gelitten hatte, besonders aus Orten die in holzreichen Gegenden,

und also mehr vor der Kälte gesichert liegen, z. B. Zetserow, Kemplin, Malchin, Schloß Grubenhagen, Schorffow, Bülow usw. Vieles erhalten sie auch aus Pommern, aus obstreichen Dörfern bei Barth.

Zum Verschiffen wählt man gerne solches Obst, das sich gut hält und in Petersburg andern vorgezogen wird, z. B. Kantäpfel, Traubäpfel, Crivitzer, Königs- und Kopfäpfel usw. Diese rechnet man zu den mittleren Sorten, und der Schiffer zahlt, wenn viel Obst gewachsen ist, für die Tonne 1 Rthlr. auch wohl 1 Rthlr. 24 bis 28 fl.; ist aber wenig gewachsen 1 Rthlr. 32 fl. bis 2 Rthlr. Zu dem feineren Obst rechnet man Poireblanc, Poiregris, Kaiserbirne, Bergamottenbirne, Reinette und Borstorfser Nessel; für diese wird doppelt so viel bezahlt. Im Jahr 1785, da wir wenig Obst hatten, ist hier die Tonne Poireblanc und Bergamottenbirn mit 8 auch 10 Rthlr. von den Schiffern bezahlt.

Einige Obstsorten werden in Rußland nicht sehr geschätzt, z. B. Pigeonäpfel; Traubäpfel werden dagegen stark gefordert. Von Leipzig werden besonders Borstorfser Nessel und aus Frankreich Reinetten einzeln eingewickelt nach Petersburg geschickt und dort auf den Tafeln der Vornehmen verzehrt. Unser Obst von der mittleren Sorte wird nur von geringeren Leuten roh gegessen, sonst aber in der Küche benutzt.

Außer dem Kernobst verfäbrt man auch Pfirsiche, die hier dufendweise 8, 10 auch 12 fl. bezahlt werden, ingleichen Pflaumen, besonders Zweischen und Eierpflaumen, die dort guten Abgang finden. Walnüsse und Haselnüsse, Lambartsche werden ebenfalls dorthin gebracht und wie die Nessel der mittleren Sorte bezahlt.

Das Obst wird beim Verschiffen unreif und grün gepflückt, die besten Sorten einzeln in Papier gewickelt, die übrigen aber abgewischt und in Tonnen eingepackt: die Pflaumen legt man in angefeuchteten Sand. Durch die Hitze im Schiff entwickeln sich die Säfte und das Obst bekommt eine ziemliche Reife, aber nie die, welche es auf den Bäumen erhält.

Getrocknetes Obst wird nach Petersburg fast garnicht verfahren, der Russe liebt das französische mehr, weil es süßer ist, hingegen nach Dänemark, Norwegen, Schweden so wie auch nach Berlin wird es häufig geschickt und hier der Scheffel Kirschen oder Pflaumen mit 1 Rthlr. 32 fl. auch 2 Rthlr. bezahlt. Inzwischen ist der Handel damit nicht sehr erheblich, weil wir das meiste im Lande selbst verzehren. Vor zwei Jahren litten wir selbst solchen Mangel, daß wir Pflaumen aus Frankreich bringen lassen mußten.

Außer nach Petersburg geht auch von hier rohes Obst nach Reval und Riga, doch werden diese Orte öfter durch Lübecker Schiffer versorgt. Aus dem südlichen Teil Mecklenburgs wird auch rohes Obst nach Berlin geschickt. Eingemachtes Obst geht nach Norden, besonders nach Bergen.

Von den 23 Schiffen die 1783 abgingen, hatte das eine nach Liefland bloß Walnüsse geladen. 1787 kamen hier 2 Schiffe von Wismar mit grünem Obst an, sie waren nach Riga bestimmt, mußten aber widrigen Windes und der einfallenden Herbstwitterung wegen ihre Ladungen hier verkaufen.

Unsere Schiffe halten 50, 60 und auch 70 Last; beim Obst, als einer sehr leichten Ware kann man 16 Tonnen auf die Last rechnen und auch hierbei erhält das Schiff noch nicht seine völlige Ladung. Die Ausfuhr in den acht Jahren beträgt daher, jedes Schiff zu 60 Last und jede Last zu 16 Tonnen gerechnet, zusammen 138 240 Tonnen, dies macht, wenn die Tonne 2 Rthlr. gilt, 276 480 Rthlr. Dies Geld erhält der Landmann; daß auch der Schiffer

nun noch ansehnlich dabei gewinnt, ist aus mehreren Umständen einleuchtend. Die Schiffer nehmen diese Ladung auf ihre eigene Rechnung und auch nur die Vorsicht beim Einpacken, die Aussicht während der Reise und der nachherige gute Verkauf, gewähren ihnen ansehnliche Vorteile bei dieser Fracht, wobei sie stets viel wagen. Bei entgegenstehendem Winde verdirbt zuweilen die ganze Ladung, sehr häufig muß aber der dritte Teil auch wohl die Hälfte über Bord geworfen werden; manchmal bringt aber auch der Schiffer die ganze Ladung glücklich hin und man hat Beispiele, daß Schiffe die Reise von hier nach Petersburg mit fliegendem Sturm, in drei Tagen gemacht haben. Wenn keine wesentliche Hindernisse sind, als Obstmangel bei uns, wie 1785 und 87 oder Mangel an barem Geld in Petersburg, so unternehmen unsere Schiffer diese Fahrt recht gerne und manche, die den ganzen Sommer keine Fracht haben bekommen können, suchen sich durch eine Fahrt mit Obst zu entschädigen.

Es wäre zu wünschen, daß die Obstfracht unserer Schiffer allein den mecklenburgischen Landmann bereicherte, allein es fehlt uns sehr oft an Obst, alles wird in der Nachbarschaft Rostocks aufgelaufen, die Schiffer steigern sich einander oft selbst das Obst und mehrerer sind genötigt, ihre Obstladung in der Fremde anzunehmen.

Seit 10 Jahren befrachten sie in Pommern, Danzig, Elbingen und Königsberg ihre Schiffe und gehen von dort nach Rußland. Im vorigen Jahre gingen 4 von Lübeck, 2 von Danzig, 4 von Königsberg und 8 von Stettin nach Petersburg, so daß also 38 unserer Schiffe Obst dorthin brachten.

So unverkennbar die Vorteile sind, die der Obsthandel Mecklenburg gewährt, eben so einleuchtend ist der Nachteil jeder Beschränkung dieses Handels. Es verdient gewiß unsere ganze Aufmerksamkeit, diesen Handelszweig immer mehr empor zu heben, um so mehr, da die Ausfuhr des Landes vorzüglich aus natürlichen, in der Landwirtschaft gewonnenen Produkten besteht. Können wir nun auch wegen vieler Schwierigkeiten die Einfuhr der ausländischen Fabrikwaren und die durch ausgehenden Geldsummen, durch Anlegung eigener Fabriken nicht einmal vermindern, viel weniger selbst solche Waren versenden; so müssen wir doch alle Bemühung anwenden, durch Emporbringung einheimischer Naturprodukte die Ausfuhr mit der Einfuhr in Gleichgewicht zu bringen. Wie kann aber dem Obsthandel am besten aufgeholfen werden? Ich glaube am sichersten durch Anpflanzung mehrerer Obstbäume und Veredelung der Obstsorten.

Wenn ich Mecklenburg mit andern Ländern vergleiche, so finde ich es lange nicht so obstreich als jene, es ist daher das Obst verhältnismäßig viel teurer. Ich darf nur zum Beweise anführen, daß ich selbst in einer großen Stadt in der Pfalz das Duzend Pfirschen mit einem Kreuzer und eben so das Pfund Kirschen mit einem Kreuzer bezahlt habe. In Verhältnis mit diesem, dort nicht ungewöhnlichen Preisen stehen die übrigen Obstsorten auch. Ich gebe gerne zu, daß der Boden dort besser und das Klima gefinder ist, allein man pflanzt auch weit mehrere und bessere Obstbäume als bei uns; selbst die Landstraßen werden mit Alleen von Obstbäumen besetzt, wovon die schöne Bergstraße von Heidelberg bis Darmstadt, größtenteils mit Walnußbäumen bepflanzt ist.

Unser Klima in Mecklenburg ist zum Anpflanzen guter Obstsorten gar nicht zu kalt, die Erfahrung zeigt, daß wir recht schönes und zartes Obst ziehen können und wenn uns auch zuweilen einige Bäume erfrieren — so geschieht dies doch in andern Ländern ebenfalls.

Warum werden aber nicht mehrere Obstbäume bei uns angezogen? Der Grund ist wohl, weil die Pächter häufig mehr auf ihren Gewinn, den sie durch Anpflanzen junger

Obstbäume in wenigen Pachtjahren nicht gut erweitern können, als aufs allgemeine Beste sehn; es sollte ihnen daher die Anpflanzung gewisser Obstbäume im Pachtcontract aufgegeben oder solche Verbesserung vergütet werden. Bei den Bauern ist dieser Fehler mit den übrigen Nachlässigkeiten in ihrer Oekonomie verbunden. Die Eigentümer pflanzen noch das meiste Obst an, warum sie es aber nicht noch vervielfältigen, weiß ich nicht. Eine Hauptursache ist, daß wenig Landleute mit den Obstbäumen gehörig umzugehen wissen, sie müssen die jungen Bäume kaufen oder einen Gärtner zum ängeln kommen lassen, welches beides mit Kosten verbunden ist. Billig sollte jeder Landwirt die Handgriffe beim pflanzen und okulieren verstehen, die ja auch so leicht sind, daß man sie nur ein paarmal gesehen zu haben braucht, um sie selbst in Ausübung bringen zu können.

Wenn der Landmann den Nutzen des Obstes berechnet, so wird er finden, daß die Vermehrung seiner Obstbäume für ihn außerordentlich vorteilhaft ist. Es gibt in unsern Gehölzen viel wilde Obstbäume, die der Landmann nur ängeln und verpflanzen darf, um in kurzer Zeit eine ansehnliche Baumzucht zu besitzen. Wenn der Baum erwachsen ist, so steht er viele Jahre, er bedarf keiner mühsamen Bearbeitung oder einer Aussaat wie das Getreide, sondern bringt jährlich seine Früchte als reinen und reichlichen Gewinn für den kleinen Platz worauf er steht. Mit den Jahren nimmt sein Ertrag zu, ein großer Baum bringt 3, 4, zuweilen 5 Tonnen Obst; hätte man nun Gelegenheit, dies zu verkaufen, und erhielte nur für die Tonne 1 Rthlr., so würde man doch von den Obstbäumen mehrere Vorteile erhalten, als durch irgend ein Gewächs, das den Platz einnähme, den der Baum mit seinen Zweigen beschattet. Stirbt der Baum ab, so dient das Holz zum verkohlen und brennen, größtenteils aber zu feinen Dreher- und Tischlerarbeiten. Auch der Handel mit jungen Obstbäumen kann Mecklenburg ansehnliche Vorteile bringen. Unsere Schiffer nehmen sie gerne mit nach Rußland, wo sie gut bezahlt werden, und geben hier fürs Stück 16 fl.

Gesetzt man könnte wegen Entlegenheit das Obst nicht gut verkaufen, so ist freilich der Vorteil nicht so auffallend, indessen in der Wirtschaft ungemein groß. Der Landmann, der seinen Leuten Obst vorsetzt, erspart andere kostbarere Speisen; wieviel nutzbarer wird es ihm aber noch, wenn das Mischgewächs mißgerät, oder durch Insekten verdorben wird, wie im Jahr 1790 der Kohn an mehreren Orten. Getrocknet gibt sowohl Stein- als Kernobst eine vortreffliche Speise. Wir haben in Mecklenburg die Gewohnheit dies Trocknen in Backöfen vorzunehmen. Dies Verfahren ist in mancher Rücksicht nicht das beste, besonders kostet es viel Holz. Landleute, die nicht in holzreichen Gegenden wohnen, bedenken sich mehr Obst zu darren, als sie notwendig in der Wirtschaft gebrauchen. Es gibt eine andere wirtschaftlichere Art das Obst zu trocknen, die ich hier kurzlich beschreiben will. Man bauet ein kleines viereckiges Gebäude, das nach Verhältnis der Menge der Obstbäume des Gutes 10, 12, 16 Fuß lang und 6, 8 bis 10 Fuß breit und hoch ist. Es steht ganz im freien, oder wird als eine Abseite angebauet; man deckt es mit Ziegel, besser mit Stroh. In diesem kleinen Zimmer setzt man einen gewöhnlichen Stubenofen, der von Backsteinen aufgeführt und von außen geheizt wird. In dem Stubchen sind rund umher Bretter wie die Korborte, die ganz und gar durchbohrt sind, damit die Wärme auch von unten hinzukommen kann. Auf diesen Brettern stehen ganz flach Körbe, von geschälten Weidenruten geflochten, darin legt man Äpfel, Birnen und Pflaumen dicht aneinander, so daß der Stengel oben steht; Kirschen schüttet man etwas dichter hinein, läßt ihnen aber, damit sie allen Saft behalten, die Stiele.

Um allen Staub abzuhalten, kann man die Körbe mit Papierbögen bedecken. Der Ofen wird zuerst wenig, dann etwas stärker geheizt, und auf diese Art das Obst langsam gedörret. Bevor man das Obst in diese Darrstübchen bringt, zerschneidet oder schälet man das Kernobst, und läßt es ein paar Tage an der Luft welken, damit der Saft nicht stark auslaufe. Das Obst wird in den oberen Körben zuerst gut, weil die Wärme dort am stärksten ist; man nimmt sie weg, setzt die übrigen Körbe höher, und ganz unten frisches Obst herein. Sind die Darrstübchen sehr klein, so beschlägt man die Bretter rund umher mit Leisten und richtet sie so ein, daß sie von außen wie Schieber herausgezogen werden können; man legt alsdann das Obst unmittelbar auf diese Bretter und wechselt mit den Schiebern beim Trocknen ebenso wie mit den Körben ab.

Zur Ersparung des Holzes, kann man die mit Backsteinen aufgeführte Ofen ebenfalls wie die neuen Rachelöfen, mit mehreren Rauchzügen setzen, oder nur die Röhre, wodurch der Rauch abgeleitet wird, vom Ofen durch einen Teil des Zimmers in grader oder gekrümmter Richtung führen lassen. Die Hitze, die den Rauch fortreibt, und sich gewöhnlich zu bald entfernt, verbreitet sich nun im Zimmer und vermehrt die Wärme beträchtlich, wodurch zugleich der Holzaufwand vermindert wird.

Die Vorzüge dieses Darrens vor unserm Backen im Ofen sind: 1.) man gebraucht weniger Holz, 2.) man kann Torf, Kienholz und andere brennbare Materialien dabei benutzen, 3.) man verliert keine Zwischenzeit, die das Einheizen des Ofens erfordert, 4.) man kann mehr Obst mit einmal backen, 5.) das Obst wird weit reinflicher behandelt und wird 6.) viel wohlschmeckender. Mir wurde von einer geschickten Wirtin, mit der ich hiervon sprach, der Einwurf gemacht, daß dies langsam gedörrete Obst wohl sehr zähe und gegen unsern unschmackhaft werden müßte; allein dies ist wirklich nicht der Fall; die Säfte trocknen erst von außen, bleiben alle im Obst, verdicken sich allmählich, schließen sich nachher beim Kochen völlig wieder auf, und machen das Obst ungemein wohlschmeckend. Hingegen bei unserm gewöhnlichen Backen im Ofen, ist die Hitze gleich anfangs zu groß, der Saft kommt in heftige Wallung, zersprengt die Haut und läuft aus, das Obst wird davon unschmackhaft, verbrennt häufig und verunreinigt sich mit der zurückgebliebenen Asche. Wird schlechtes Obst zum Backen genommen, so ist dies noch bemerklicher, die Bauern haben zuweilen Backbirn, die man eher für Stücke Leder als Obst halten sollte. Zuletzt verderben die nassen Ausdünstungen des Obstes auch unsere Backöfen sehr.

Das Anlegen der Darrstübchen ist auch noch aus einem anderen Grunde anzuraten. Es ist nämlich, um den Holzaufwand zu verringern, in vielen Ländern die Gewohnheit, daß in jedem Dorfe nur ein oder zwei Backöfen sind, worin sämtliche Einwohner ihr Brot backen. Die Backöfen sind kunst- und regelmäßig gebauet; zu einer gewissen Zeit bringen sämtliche Einwohner ihren Teig, und der Bäcker besorgt, daß das Brot völlig gut und gar ausgebacken werde. Eine der wichtigsten Ursachen, warum dies in Mecklenburg nicht geschieht, ist, weil zur Herbstzeit das Obst alles mit einmal reif wird, ein jeder es backen will, sämtliches Obst eines Dorfes aber in einem oder zwei Öfen nicht Platz haben würde. Die Anlegung der Darrstübchen hebt dies ganze Hindernis. Das Gebäude ist mit geringen Kosten zu machen; wie man jetzt bei uns schon größere Gebäude macht, alsdann müssen nur die innwendigen Bretter an andere senkrechtstehende, wie die Bücherborde, befestigt werden. Die Darrstube kann überdem auch sehr gut benutzt werden, z. B. beim Flachz, zum Aufbewahren der Mischgewächse, und im Sommer als Kuchenschammer.

Peter Lurenz bi Abufir

John Brindman.

(Fortsetzung.)

„Seihn Sei, Herr Bloch!“ — siing dunu Peter Lurenz wedder an. — „Sei siind sülsen aewer den Atlantik wäst, nich wor? Ich irr mi doch nich, Herr Bloch? Sei hemm'm of mal ens up den Krutschendil dor swimmt. Wo is dat, Herr Bloch? Is dat, ore irr ich mi dorin?“

„Hä hä hä!“ — sär dunu Herr Bloch. — „Ich bin woll anno drei 'n lütt bäten in Nijork wäst un heiw dor Grietisch-Strit Nummer einunnägentig in dat Bordinghus dor wahut. Man 'n recht bäten groten Krutschendil is mi dat doch vorkamen, Herr Lurenzen, mit Er güttiges Bollnämén!“

„Bergäten Sei Er Rär nich, Herr Bloch! Wat ich seggen wol, dat is, wenn Sei up den Atlantik wäst siind, Herr Bloch, denn möten Sei of weiten, wat kunträren Wind bisseggen will, un wat dat heiten deiht, wenn 'ne hollännische Kuff, dei Drunvrosinen ünner Deck hett, so'n drei Wochen lang twischen Cap Blanco un Cap Monte Santo kriizen möt vör 'n forschen Süd-West, hett sei of twei richtige Swerters an dei Sid, Stürburd un Backburd, un is dor of teinmal 'n Mann mit an Burd, vör den Sir Gisack Juton den Haut astreckt un den Galisei gewogen bliben kann. Dei Raatje Raatje leem nich ut dei Stär, Herr Bloch, ich segg Sei, nich so väl, as des Disch, dei hir twischen uns steiht, breit is.“

„Hum!“ — sär dunu Herr Bloch.

„Stort un gaud, dat wir all nich Mies un nich Mau. Stah ich dunu grar' bi dat Bratpill un til so'n bäten achter Malta weg un peil mi dei Kimming mit minen scharpfsten Deklinaschons-Winkel. „Piet!“ — segg ich dunu, — „Kaptän Piet van den Zeerenbom!“ — sär ich dunu. — „Wat heiw wi dor achter Westen bi Süden Süd-Süd-West?“ Piet sehg scharp den of achter Malta weg dörrch sinen Riser. — „Dat is drommelsch!“ — seggt Piet. — „Blirem en Donderlag! Dor heiw wi 't!“ — seggt Piet up Hollandsch — „dat is 'n Orlogschipp!“ — „Wat is dat!“ — segg ich dunu wedder. — „'n Orlogsmann is dat? Daub dei Offenogen up, Piet! viertein siind dat! Dat is Nelson, dat is dei gesamte engelsche Flott, Piet! Gott fall mi 'n Daler schenken Piet! wenn sei dat nich is, dor bruk ich gor keinen Riser tau, sowat heiw ich ünner furstens weg mittels dei horizontale Peilung.“ Na, dunu wir dat jo nu of Sir Horaschio Nelson, Herr Bloch! dei dor heran sinnen deer vör dei stüwe Süd-West. Man dei Middlandsch is ünner wat tütsch, Herr Bloch! Dat wort kein Bittelstunn'n nich, Herr Bloch! dunu giing of dei ganze engelsche Flott aewer Stag, so strift östlich föl dunu dei Wind, un dunu har ich jo nu Tid, mi bei Breidsiden all astotellen, dei Gelägenheit wir dor. — „Wenn dat man geht!“ — segg ich dunu to Piet. — „Lat Nelson'n väl hemm'm, denn siind dat dusend Kanonen dor vör uns. Dat siind man luter Vierunsäbentiger, dei Nelson dor hett un lat dat väl wäsen, denn hett hei achtdusend Mann an Burd. Dei Franzmann dor achter bi Abufir dei hett tweihunnert Brümmer mir un kann virdusend Pöggensfräters mir an dat Bratpill un dei Brassen heran setten, as Nelson dat kann. Dat geföht mi nich van Nelson'n, kann ich woll seggen Piet!“

„Ich har dit aewer sinu dacht un to Piet'n seggt, dunu weigt dor of all 'ne Signallagg van Nelson'n sinen Topp för dei Raatje Raatje. Dunu hiisten wi uns' Flagg up, un dunu wir dor of all wedder 'n anner Signal haben an Nelson'n sinen Topp un wedder för dei Raatja Raatje „Alle Handen ahoy! Rä! Rä!“ — schreeg dunu Piet un

spuckt sinen Prim aewer dei Keeling. — „Wat bitekent dit? Dunu schöt aewer of all 'n Sig van dat Admiralschipp sülsen nah de Raatje Raatje ran. „Woher un woher?“ — schreeg dei Leutnant, dei dor in seet. — „Van dei Smyrna nah dei Rotterdam!“ — röp dunu Piet. — „Schön!“ — röp dunu dei Leutnant wedder. — „Is dor kein Minsch nich an Burd, dei firm engelsch spräten kann?“ — „Ah, ah, Sir! How du hou do?“ — röp ich dunu aewer dei Keeling. — „Very well, I thank you!“ — röp dunu dei Leutnant wedder ünner in dat Sig. — „Denn kann sich dat jo nich bäter passen. Nah den Akzent siind Sei jo woll gor 'n Lannsmann?“ — „Ne!“ sär ich dunu. — „Ich bin man Peter Lurenz!“ — „Peter Lurenz ut Rostock?“ — sär dunu dei Leutnant, wör up ens fir höflich, stünn up un nehm den Haut fir deip un fir orig vör mi af. — „Herr Peter Lurenz ut Rostock van dei horizontale Peilung?“ — „Dei süstige!“ sär ich. — „I, dit sleit Nelson'n jo in as Hagel in 'e Finstern. — Dit künnt sich jo gor nich bäter drapen. Wat nu för Not. Bitte, Herr Lurenzen! denn bimäuhn Sei sich man gefälligst 'n bäten in min Sig runner. Nelson hett 'n por Wör mit Sei to spräten. Ward dei sich aewer freun!“ — „Na, denn helpt dat nich, Piet!“ — sär ich. — „Denn führ Du man ruhig mit dei Raatje Raatje nah Rotterdam un hol Di nich up, wenn ich Di dat Signal dorto gäben lat. Ich seih dat all kamen, ich krig nu alle Hänn'n voll to dauhn, un so siink lam ich dor sacht nich wedder van af. Dei Staatsatschon geht aewer alles un jeres Privatintresse! Dit segg Du man in Rotterdam, Piet! wenn du ankümmt.“ — „As ji bileiwt, Mynherr!“ — sär dunu Piet. — „Denn gäw ich min Verflörung dor nächsten nah af, bisweren kann ich Sei, Herr Lurenz!“ — Un dorup stieg ich to den engelschen Leutnant in dat Sig un führt nah dat engelsch Admiralschipp, un dat wir dei Vangard van vierunsäbentig Kanonen. As wi dor nu gegen den Dreidecker kemen, dunu sehg dor wän achter aewer dat Heck, un dunu sehg ich dat glit an den groten Dreimaster den hei up den Kopp, un dei bannigen Epolettsen, dei hei up dei Schullern har, dat künnt kein anner wäsen as Nelson sülsen, Herr Bloch! Dunu stünn jo nu dei Leutnant in dat Sig wedder up, as dei Rodsen dei Sig mit den Bootshafen an den Fallreepen fast höl, nehm den Haut fir orig vör mi af un sär to mi: „Sei nämen mi dat nich aewel, Herr Lurenz! wenn ich mi dei Ihr gäben dauh un vör Sei dei Fallreepen rup stig un Nelson'n 'n bäten worschugen dauh. Nelson hett nich die Laus van 'ne Ahnung dorvan, wän ich em an Burd bringen dauh. So angenehm as sei is, dei Aewerraschung künnt em doch in dei Mag' scheiten, un wenn hei dat denn mit de Dissenterie kreeg, dat künnt 'n slichtes Omen wäsen för ganz Old-England un dei Ost-Indies, wo dat Mas van Bonapart dat up asseihn hett. Nelson, weiten Sei, hölt 'n geferliches Stück up Sei. Sei siind ünner sin drürr Burd. Mit dei horizontale Peilung steht Nelson up un mit den submarinen Beigel un den düwvellen Snelser geht hei Roje an, un denn möcht ich girn dei irst wäsen, Sei weiten woll, Herr Lurenz, denn künnt min Nam nahst mit in dei Kappurten an dei Admiraltät, un denn is min Glück makt.“

Na, dunu stieg jo nu dei Leutnant dei Fallreepen rup, un ich stieg em nah an Burd van dei Vangard. Ich har aewer noch nich so drar' den Haut up Deck sett't, dunu sehg ich man, wat Nelson achter up dat Quarterdeck sin Resmex ut dei Scheir tröl un 'n Teiken geew. Dunu siing of dei Hochbootsmann an to pipen; dunu kreeg ich all dei militärischen Honnürs; dunu kasperien all dei Bullmatrosen nah dei Marsen rup un stellten sich dor up dei Raan up;

dei Baun'n van dat Admiralschipp sett't dortau mit ens in: „Rule Britania! rule the waves!“ un all dei Topgasten up den Mars un dei Raa'n schregen dunn dreimal achter einanner van baben aewer minen Kopp dal: „Peter Lurenz sall läben, hurah!“

„Dit is erstaunlich!“ — sár dunn Herr Bloch — „dit is worhaft Erstaunen erregend, Herr Lurenzen! Un wenn dat nich ut Sei Eren eigen geihrtten Mund keem“ —

„Vergäten Sei Er Rár nich, Herr Bloch!“ — sár aewersten Peter Lurenz un tuppt aewer den Dsch weg mit sinen knaefernen Vörfinger dreimal up Herr Blochen sin Hand, dei dor fir still un bndächtig up den Dsch leeg. — „Dauhn Sei mi den einzigsten Gefallen un vergäten Sei Er Rár nich! Dat kümmt noch 'n heilen Stupen báter, kann id Sei seggen. Seihn Sei, min leiw Herr Bloch! mir verlangen künnt id nich gaud. Fürstliche Jhren wiren dat. Friedrich Franz har nich mir verlangen künnt, wir hei an Burd van dei Vangard kamen. Id wir of so ergräpen, dei Sprak versár mi den Ogenblich, man blot dat id den Haut afnehm un mi höflich verneigen deer. Dunn stünn aewer of all Nelson bi mi un sehg mi fir utdrucksvull mit sin ein Dg an, — dat anner har hei jo bi Calvi liggen laten, — un geew mi dorup fir fründschaftlich sin linke Hand, — sin rechte wir em bi Teneriffa afhann'n kamen, — un dunn haudjudu'ten wi uns as 'n por richtige Gentlemen, un dorup sár Nelson to mi: „Bitte, bitte, Herr Lurenz! bedecken Sei Sied un nâmen Sei gefälligst so man vörleiw. Har id dor 'ne Ahnung van hatt, wân Leutnant Sir Knockhindaun dor in sin Gig van dei Raatje Raatje nah min Admiralschipp raewer bringen deer, God damme, denn har'n Sei 'n Salut van einuntwintig fragen, dat bün id Sei schüllig, denn ahn dei horizontale Peilung un ahn den submarinen Pegel wir dat rein 'n Ding der Unmaeglichkeit wäst, mit man vierunsäebentig Kanonen dei Santissima Trinidad van hunnerisökhundörtig den dörteinsten Scherperwohrti faebenunnägentig bi Cap Vincent to nâmen. Wat Recht is, möt Recht bliben, — undankbor bün id nich. Dei Praxis söl nie vergäten, wat sei dei Theorie schüllig is, un nix is gehässiger un weddersteiht mi mir as Reid un Ufgunst twischen twei so'n geniale un apen Köpp as wi bei' sünd; man id den, dei Gelâgenheit sall sid noch finnn'n. Nu kamen Sei aewer gefälligst 'n bâten neger un vernüchtern sid 'n bâten. Id beww utgeteikenten Chesterkes' an Burd, un min Portwin is of nich van flichte Dessern, dat is echten Karakavellös. Van Geschäften taenen wi nahsten sprâken. Dei Kriegrat is all anseggat. Punktto elben kamen all min dörteim Kaptâns hir an Burd: signalisiert sünd sei. Bitte, bitte, Herr Lurenz! stigen Sei gefälligst vör mi dal, dauhn S' mi dei einzigste Leiw un maken man kein Uemstänn'n nich.“

„Ein wahrer Gentleman, der Nelson, ein reeller Gentleman!“ — sár dunn Herr Bloch mit 'n höchst vörsichtigen Utdruck up jere Sülw. Direktor Krampe har dat nich báter seggen künnt vör dei Kulissen van dat ol Rostocker Stadttheater, un dorbi sehg hei achtungsvull, bewunderungsvull un erwartungsvull in Peter Lurenzen sin Ahlengezicht.

„Dor hemm'm Sei 'n wores Wurd seggt, Herr Bloch! Dat nâm id Sei gaud. 'n Gentleman wir hei, jeres Lot van em, wat dor noch van wir, afgeseihn van dat ein Dg un den einen Arm, dei dor dunn all an Sir Horäschio fâlen deren. Man id bün of min ganzes Lâben lang 'n Gentleman wäst, Herr Bloch! ahn mi to verröhmten, un wer 'n woren Gentleman wâsen will, dei lett sid nich lang' nörigen un makt nie nich vâl Umstänn'n, nich mit Fründ un nich mit Fiend. Un so steeg id denn nah Nelson'n sin Kajüt rin un Nelson mi nah, un dor vernüchtern wi uns gehörig. Un id weit noch hüt un desen Dag nich, Herr Bloch! wecker mi dunn noch báter tausseggt hett, dei

Chesterkes' ore dei Port. Uenner vier Ogen wiren wi, un dunn möht id Nelson'n den Gedankengang van dei horizontale Peilung verfloren, un wat dat för 'n glücklichen Griff wäst wir, dei mi up den submarinen Pegel mit den duwvellen Sneller hulpen har, un dunn freeg Nelson dat Stillswigen aewer minen natürlischen Scharpsinn. Na, id har jo nu vâl to vâl Taft, Herr Bloch! Id deer jo nu so, as wenn id dat nich marlen deer, dortau har id vâl to'n fines Gefâhl. 'n Weltmann weit dat denn immer glit, wat hei denn to dauhn hett; so stünn id denn up, Herr Bloch! un nehm min Glas un sár: „Gestatten Sie gütigst, Herr Admiral! England hat zuerst den Verstand gehabt, den in meinem bescheidenen Geiste jung gewordenen marintimen Gedanken zu begreifen, zu würdigen und zu benutzen. Erlauben Sie gefälligst, Herr Admiral: „Old England for ever!“ Dunn har'n Sei dat blot seihn sölt, Herr Bloch! wo dunn Nelson'n sin ein Dg an to lüchten süng. Dunn störr'n wi an, un dunn drünten wi ut, un dunn wir jo nu dei Reig an Nelson'n, un id dacht all, hei wör nu 'n Toost up den Bagel Grip utbringen, as hei dei Gläser wedder vull schenten deer. Man dat deer hei nich; hei lár sin linke Hand up min Schuller, un in den edlen Patriotismus, wo hei dunn vull van wir, sár hei to mi: „Sei mein Freund, Peter! Alle großen Männer sollten Duhbrüder sein!“ Un dunn schrenkelt hei sinen linken Arm aewer minen rechten. „Smollis!“ — sár id, un „Fiduzit, Herr Bruder!“ sár Nelson, un dunn küften wi uns bei' irst up dei ein un dunn up dei anner Back, un so wören wi bei' as in'n Handumdreiegen gaud Fründ'n un Duhbräuder.“

„Dor kann ein, dei dat hüt, jo of rein dat Stillswigen aewer trigen!“ — sár dunn Herr Bloch, un nippt 'n lütt bâten an sin Glas. — „Dor lett sid jo so flink gor nich dei rechte Beteiknung för finnn'n. Dat is jo 'ne wore Bigâbenheit, Herr Lurenz! Id glöw nich to vâl to seggen, dat dat 'n höchst providentielles Rankonter wäst is, as man so to seggen plegt, will id man so unmaßmäktig seggen, Herr Lurenzen!“

„Vergäten Sei man jo un jo Sei Er Rár nich, Herr Bloch!“ — sár dunn Peter Lurenz wedder. „Strikt providentielles Rankonter wir dat, un dat Wurd stammt van Nelson sülben, Herr Bloch! Denn ahn min akzidentielles Dorthwischenkamen wir sacht achterher ut den ganzen Spaß bi Abutir nix nich worden, un denn har sacht achterher dei Londoner Morning-Post 'n tollbreiden Truerrand anleggt, un ganz England har sid denn in französche Departementen uplösen künnt, as dat Holland dunn noch möht, as dat in Not keem. Seihn Sei, Herr Bloch! wat id seggen wol, wi wiren bei' of stillswigens stahn blâben in dei Kajüt, Nelson un id, Hand in Hand; Würr har'n wi of nich. Wi fâhlten dat bei', dat dat 'n welthistorischen Mojemang wir, Herr Bloch! Man dat Nelson mi männigmal dei Hand drücken deer un „Old fellow!“ to mi sár, un denn drückt id sei em wedder un sár: „Nelson, min Junge, verlat Di up mi!“ Willdeß wör dat jo nu Tid för den Kriegrat, un dunn stegen all Nelson'n sin dörteim Kaptâns dei Kajütentreppe dal, un dorup güng dat, as sid dat jo nich anners schiden deer, mit dei gegensittige Vörfstellung dörch Nelson'n los.

„Kaptân Foley van dei Goliath“ — „Herr Peter Lurenz ut Rostock“ — sár Nelson dunn — „Mister Lurenz, Mister Foley“; „Kaptân Hood, van den Zealous“ — „Herr Peter Lurenz ut Rostock“ — „Mister Lurenz — Mister Hood“; „Sir James Saumarez, Kaptân van den Orion“ — „Herr Peter Lurenz ut Rostock“, — „Sir James“ — „Mister Lurenz“; un so wir id dörteim mal achter einanner haudjudu't, freeg dörteim mal fir fründlich dei Hand to schürr'n un sár dörteim mal: „Very well, I thank You, Sir!“

(Fortsetzung folgt.)

1825

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Wld., Teterow.

Jahrgang 12

Teterow, 7. Mai 1939

Nr. 5

Dörfer und Höfe um Teterow

Ein Streifzug durch die Heimat zur „guten alten Zeit“.

Von Karl Demmel.

Es ist immer wieder lehrreich, ab und zu in die heimatische Vergangenheit zu blicken, um daraus für die Gegenwart einen Maßstab zu finden. So wollen wir einmal in diesen Zeilen

durch einige Dörfer um Teterow

streifen und uns von diesen etwas aus der guten alten Zeit berichten lassen. So ausführlich, wie die Quelle, die wir zu diesem Streifzug benutzen, wird in unserer modernen Zeit keine wieder verfaßt; denn wir haben nicht mehr die Zeit dazu, uns mit so vielen kleinen und kleinsten Dingen zu beschäftigen.

Wir benutzen hierzu das heute schon so gut wie vergessene „Vollständige Handbuch der sämtlichen Deutschen Bundesstaaten zum Gebrauch für Gerichte, Secretarien, Actuarien usw.“ (Naumburg/Saale, 1845) worin uns für einige Dörfer und Höfe um Teterow zum Teil sehr ausführliche und auch heimatlich sehr interessante Mitteilungen gemacht werden. Wir konnten zwar hierbei nicht auf alle Orte eingehen, um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu sehr auszuweiten, und über alle Dörfer ist uns auch nichts berichtet.

Unser Streifzug durch die Dörfer und Höfe um Teterow beginnt mit Appelshagen, einem Hof, der zur Pfarre Thürlow gehörig war und von dem es lautet, daß er „regelmäßig und gut gebaut“ und ein ansehnliches Herrenhaus habe. Er „liegt hoch und hat eine Schule“, heißt es noch. Damals wohnten hier 105 Menschen.

Alt-Wendischhagen war zur Kirche Panstorf gehörig, zählte 232 Köpfe und wird in unserer Quelle so charakterisiert: „Das Dorf liegt in einer Niederung am Malchiner See lang ausgedehnt und hat eine Schule, Tagelöhnerhäuser und sechs Bauern“.

Bartelsshagen ist ein Hof, der mit seinen 99 Seelen der Pfarre Warnkenhagen zugeteilt war. Hier bestand auch noch ein eigenes Gericht der Gutsherrschaft,

ein Patrimonialgericht, wie es damals hieß. Zu dem Hofe gehörte ferner eine Ziegelei.

Bergfeld unterstand mit seinen 51 Bewohnern der Pfarre zu Alaber und hatte ein Patrimonialgericht. Der Hof wird „an einem See gelegen mit einer Mühle“ bezeichnet.

Bristow ist ein Hof mit einer Filialkirche von Hohen-Denzin, von dem unser Buch noch dieses zu sagen weiß: „Der Ort, mit Schule und Mühle, liegt am Malchiner See, in einem weiten herrlichen Thale, welches nordöstlich steile Höhen begrenzen“.

Bülrow wird als ein „großer Hof mit einer Pfarrkirche“, 196 Seelen und einem eigenen Patrimonialgericht bezeichnet, doch unterstand ein Ortsteil dem Patrimonialgericht zu Schorffow. Auch hier berichtet unser biedermeierliches Buch wieder etwas zur Charakteristik: „Der Ort, in romantischer Lage und vom Malchiner See begrenzt, hat eine Schule“.

Bukow nennt unsere Quelle „einen Hof bei Neukalden zur Pfarre Hohen-Mistorf gehörig“, der damals 85 Bewohner zählte. Es heißt dann noch: „Der Hof liegt in einem Thale am Teterower See“.

Dahmen, hier auch „Dahme“ u. „Damen“ genannt, ist weiter ein Hof mit einer Filialkirche von Rambow, zählt 74 Seelen und unterstand dem Patrimonialgericht zu Rothmoor. Sein geographisches Bild ist kurz dieses: „Der Hof liegt nahe am Malchiner See und in einem weiten Wiesenthale“.

Dalkendorf erscheint als ein Hof zur Pfarre Warnkenhagen rechnend, hatte 87 Einwohner und gibt ferner eine Schule und eine Schmiede an.

Demzin, ein Hof mit einer Schule hatte 206 Einwohner und ist nach Rittermannshagen eingepfarrt. Das zuständige Patrimonialgericht war Faulsenrost. Wir lesen noch hierzu: „Der Hof liegt am Abhange eines Hügelz,

die Tagelöhnerhäuser aber vor dem Hofe, in einem Thale, rings um einen Teich“.

Hohen-Demzin nennt man ein Dorf mit einem Hof und einer Kirche, die zu Bülow gehört. Hier wohnten 215 Menschen, die dem Patrimonialgericht zu Hohen-Demzin unterstanden. Ergänzend schreibt hierzu unsere Quelle: „Der Hof, mit Schule, zwei Bauern und einer Ziegelei, liegt in bergiger Gegend, an der Straße von Teterow nach Malchow“.

Glasow ist ein Hof „in bergiger Waldgegend“, der mit seinen 125 Menschen zur Kirche Bristow gehört, wo auch das für diesen Ort zuständige Patrimonialgericht war.

Grambow, ein Hof von 139 Seelen, ist nach Teterow eingepfarrt und gehörte in dieser Stadt zum Rechtsbezirk des Vereinten ritterschaftlichen Patrimonialgerichts. Grambow hatte auch eine Schule.

Görzhausen ist eine nach Hohen-Demzin eingepfarrte Meierei mit 79 Köpfen, die ebenfalls dem Teterower Patrimonialgericht unterstand.

Gülitz wird nach unserer Quelle ein kleiner Hof zur Pfarre Gorschenhof gehörig bezeichnet. Er zählte damals 34 Einwohner und liegt „am Saume einer Waldung und von Bergen umgeben“.

Schloß-Grubenhagen. (Leider ist Kirch-Grubenhagen von unserer Quelle vergessen worden!) erscheint als ein Hof am Peenebache, mit einer Mühle, ist nach Grubenhagen eingepfarrt und besteht aus 128 Köpfen. Hier war auch ein Patrimonialgericht. Dazu lesen wir noch: „Neben dem neuerbauten Herrenhause des Hofes ist noch etwas Gemäuer von der alten Burg vorhanden. Diese, ein uralter Sitz der von Malchowschen Familie, soll schon im Jahre 1167 erbaut worden sein. Auch war sonst die Erblandmarschallswürde mit ihrem Besitze verbunden“.

Hagensruh heißt ein „kleines Dorf“, ist zur Pfarre Hohen-Mistorf gehörig, hat 42 Einwohner, ein Patrimonialgericht und eine Ziegelei.

Hohen-Mistorf nennt man einen Hof mit einer Pfarrkirche „bei Neu-Ralden“ der „in bergiger Gegend“ befindlich ist, 208 Einwohner angegeben.

Hohen-Schlich erscheint als eine zur Pfarre Thürlow gehörige Meierei mit ganzen 17 Seelen, die dem Patrimonialgericht zu Faulenrost unterstanden. Die Meierei wird als „auf einem Berge gelegen“ genannt.

Jördenstorf „ist nach unserem Biedermeierbuche auch „Jürdenstorf“, „Gördenstorf“ und „Jordansdorp“ und hat 249 Einwohner. Hierzu wird uns noch dieses berichtet: „Das Dorf liegt im Mittelpunkte einer beträchtlichen Hochebene, die sich von hier nach allen Richtungen hin senkt. Es enthält eine Schule, eine Erbmühle, zwei Erbpachtgehöfte, eine Schmiede, einen Krug, eine Holzwogtswohnung, fünf Bauern und fünf Büdner. Es werden hier zwei Jahrmärkte gehalten. Die altertümliche, massive Kirche ist eine der ansehnlichsten Landkirchen Mecklenburgs, und es sind dahin 13 Orte eingepfarrt. Die Pfarre besitzt ein treffliches Ackerwerk mit einem besonderen Pfarrpachthofe, auch die Kruggerechtigkeit mit einem Kramladen und Bäckerei“.

Klader ist ein Hof mit einer Pfarrkirche, einem eigenen Patrimonialgericht und 191 Einwohnern. Hier waren ferner eine Schule und eine Ziegelei. „Die von hohen Binden umschattete Kirche ist ein beträchtlich großes, steinernes Gebäude, jedoch ohne Turm, und liegt auf einem Hügel“, berichtet unsere Quelle ergänzend.

Kraßow (Neu-) nennt unsere Quelle als eine zur Pfarre Warnkenhagen gehörige Meierei mit einer Schule,

einer Mühle und 106 Einwohnern, die dem Patrimonialgericht zu Roggow unterstanden.

Küßerow erscheint als Dorf mit einem Hofe, zu Alt-Ralden gehörig, hat 23 Einwohner, und: „Das Dorf, westlich getrennt vom Amtsbezirk gelegen, hat sechs Bauern, drei Büdner und eine Schule“.

Lalendorf war ein Hof mit einem eigenen Patrimonialgericht, gehörte zur Pfarre Wattmannshagen, zählte 123 Seelen und verzeichnet neben der Schule noch drei Hofstäten.

Marlow (Groß-) ist auch wieder ein Hof mit einer Filialkirche von Schorrentin: seine 219 Bewohner unterstanden dem im Orte ansässigen Patrimonialgericht. Hier war auch eine Schule und man berichtet noch, daß „der Hof ein palastartiges Herrenhaus und ein beträchtliches Gestüt“ habe.

Mamerow, ein Dorf mit einem Hof, gehörte zur Pfarre Klader. Unter den 291 Bewohnern waren damals vier Bauern, sechs Büdner und ein Schmied. Auch die Schule und der Krug sind genannt.

Mielow ist auch „Mielenhof“, ein Hof zur Pfarre Teterow gehörig, mit 78 Bewohnern, die dem ritterschaftlichen Patrimonialgericht zu Teterow unterstanden.

Niegleve nennt unsere Quelle einen Hof von 107 Einwohnern an einem See, der Ort war nach Wattmannshagen eingepfarrt.

Niendorf ist als Dorf, kirchlich nach Hohen-Mistorf gehörig, genannt, hat weiter vier Erbpachtgehöfte, vier Büdnereien und eine „schön gebaute holländische Windmühle“. Hierzu heißt es noch: „Niendorf liegt hinter hohen Pappeln versteckt“.

Nienhagen nennt unser Buch als „Erbpachtgehöfte, die nach Klader eingepfarrt waren und zum Klosteramt Dobbertin gehörten.“

Pampow ist in unserem Biedermeierbuche als ein Dorf zur Pfarre Teterow gehörig bezeichnet; es hatte damals 172 Einwohner, darunter sechs Bauern. Auch die Schule und das hierfür zuständige Patrimonialgericht zu Teterow sind genannt.

Alt-Panstorf ist ein Dorf mit einer Pfarrkirche und 33 Seelen. Es liegt „in einem Tale“, hat ferner eine Ziegelei und einige Tagelöhnerkaten. Neu-Panstorf gehörte kirchlich zu seinem Schweserdorf, zählte 46 Köpfe und „liegt auf einer Höhe an der Chaussee“. Beide Orte unterstanden dem ritterschaftlichen Patrimonialgericht in Teterow.

Pohnstorf war ein Hof mit einer Mühle, rechnete zur Pfarre Jördenstorf, zählte 107 Bewohner und verzeichnet auch noch sein eigenes Patrimonialgericht.

Rachow bezeichnet unser Buch als ein der Pfarre Wattmannshagen zugeteiltes Dorf von 113 Einwohnern, und zwar „in hügeliger, holzreicher Gegend“ liegend, hat ferner drei Erbpachtgehöfte, ein Bauerngut und auch eine Schule.

Ralden ist auch „Rahden“, ein Dorf mit einem Hof am Raldensee, ebenfalls zur Pfarre Wattmannshagen gehörig. Hierfür war das Patrimonialgericht zu Güstrow zuständig. Im Dorfe befanden sich eine Schule und eine Mühle. „Die Dorfgebäude nebst dem Krüge liegen getrennt vom Hofe an der Güstrow-Teterowschen Landstraße“, ergänzt unser Handbuch.

Rempelin erscheint als ein nach Hohen-Mistorf eingepfarrter Hof, zählt 229 Einwohner und gehörte damals

zum Patrimonialgericht in Teterow. Hier waren eine Schule, ein Forsthaus, eine Wasser- und auch eine Windmühle. Dann entwirft unsere Biedermeierquelle vom Orte selbst noch diese kurze Schilderung: „Remplin liegt in lieblicher, naturschöner Gegend, an einem Wiesenthale, nördlich von einer beträchtlichen Bergkette umgeben. Eine schöne Linden-Allee bildet den Hauptweg zu dem großen, aus zwei Teilen bestehenden Hofe durch ein betürmtes Torgebäude. Das Palais mit den parallel laufenden Seitenflügeln ist ein sehr großes Haus und hat zahlreiche Wirtschaftsgebäude. Die Dorfhäuser sind solid gebaut und haben Ziegeldächer. Durch den Ort führt die Chaussee. Als Hauptgut begreift Remplin mit Pertinenzen sehr ergebigen Acker, ausgedehnte Wiesen, Weiden und Waldungen und hat eine zahlreiche Schäferei und Holländerei. Besitzer des Gutes ist der Graf von Hahn auf Basedow“.

Rehow nennt man ein Dorf mit einem Hof; es gehört zur Pfarre Gorchendorf, hat 166 Bewohner, auch eine Glashütte, worin damals 85 Personen arbeiteten und „liegt in bergiger Waldgegend“.

Rothemoor ist ein Hof, der zur Kirche Laage (?) gehört und 76 Seelen zählt. Hier bestand auch das vorhin schon einmal genannte Patrimonialgericht. Unser Buch sagt noch dieses über den Ort: „Der Hof, wohlgebaut, liegt in naturschöner Gegend unsern des Malchiner Sees, von welchem ein Teil hierher gehört, in einer von Höhen begrenzten Wiesen-Niederung und an der Landstraße von Malchin nach Stavenhagen, nach Plau, Schwerin usw. Dabei liegt ein Kruggehöft und am See ein Fischerhaus“.

Rothspalk ist auch wieder ein Hof, zur Pfarre Alaber rechnend, mit 192 Köpfen und mit einem eigenen Patrimonialgericht. Hier bestanden auch eine Schule und eine Mühle. Der Ort „liegt in anmutiger Gegend und hat durchgehends massive Gebäude und ein schönes Herrenhaus mit einem großen, an einen Eichenwald grenzenden Lustgarten“, kündigt unser Buch.

Groß-Roge, „in der Volkssprache Rau genannt“, ist „ein Dorf an einem Bache und zur Pfarre Teterow gehörig“. Es hatte damals 297 Bewohner, vier Bauern, sieben Büdner, eine Schule, eine Schmiede, eine Erbpachtmühle, zwei Erbpächtereien und einen Holzvogt.

Klein-Roge ist ebenfalls ein Hof an einem Bache, und zwar von 83 Köpfen. Es gehörte kirchlich ebenfalls nach Teterow.

Groß-Rehberg, ein Hof, rechnete kirchlich zu Grubenhagen, zählte 43 Einwohner und ist „in bergiger, mit zahllosen Geröllen bedeckten Gegend“ befindlich.

Klein-Rehberg nennt man ein Tagelöhnerdorf mit einer Meierei. Kirchlich war es ebenfalls nach Grubenhagen zuständig, hatte 102 Einwohner, ist „an einem in den Malchower See fließenden Bache gelegen“ und hat auch eine Windmühle und eine Schule zu verzeichnen.

Schlafendorf erscheint als ein Hof, der der Pfarre Jördenstorf zugeteilt ist. Hier wohnten 125 Menschen. Im Orte war ferner eine Schmiede.

Schlieffensberg („sonst Zierhagen“) wird uns als ein zur Pfarre Wätmannshagen gehöriger Hof von 137 Einwohnern genannt. Dazu berichtet man uns vor hundert Jahren noch das folgende: „Der Hof Schlieffensberg ist ein durch Natur und Kunst höchst reizender Landsitz. Auf einer beträchtlichen, die ganze Umgegend beherrschenden Höhe liegt das Palais, in elegantem Stil erbaut, ziemlich groß und von oblonger Form, mit zwei in einiger Entfernung stehenden ansehnlichen Nebengebäuden. Die aus sanften Anhöhen und kleinen Talariünden bestehende Umgegend ist zu den schönsten englischen Gartenpartien um-

geschaffen. Diesen schließen sich weiterhin bedeutende Waldstrecken an, sowie mehrere Seen und zahlreiche Ortschaften in der Nähe und Ferne. Die Aussichten von den Höhenpunkten beleben und verschönern. Seitwärts vom Palais liegt der Wirtschaftshof, woselbst eine bedeutende Stuterei und hochveredelte Schäferei ist; entfernter liegen die Tagelöhnerhäuser nebst Schule, Zierhagen genannt“.

Schorffow nennt man ein Dorf mit einem Hofe, das der Pfarre Bülow zugeteilt ist, hier wohnten 192 Menschen. In Schorffow waren auch eine Schule und ein eigenes Patrimonialgericht. Der Ort „hat eine romantische Lage zwischen dem Malchiner See und dem Haussee“, schreibt unsere Quelle, und „das Schloß ist im Jahre 1808 von dem damaligen Besitzer mit großem Kostenaufwande auf einem sumpfigen Boden erbaut, groß und geschmackvoll mit drei Flügeln, und enthält 49 Zimmer. Der Wirtschaftshof und die entfernt gelegenen Tagelöhnerhäuser sind ebenfalls sehr solid, meistens massiv gebaut“.

Süßkow (Alt-) bei „Neu-Kalden“ ist ein Hof, zur Pfarre Hohen-Mistorf rechnend, von 102 Seelen, hat im Orte ein Patrimonialgericht, eine Schule und eine Mühle „an einem Bache, unsern des Teterower Sees“.

Süßkow (Neu-) wird ein „kleiner Hof“ geheißen, der kirchlich ebenfalls nach Hohen-Mistorf gehörte und 49 Einwohner aufwies. Hierfür war das Patrimonialgericht in Teterow zuständig.

Suckow bezeichnet unser Handbuch als einen Hof bei Neukalen, der zur Pfarrei Jördenstorf gehörig ist und 226 Einwohner zählt. Auch ein Patrimonialgericht ist genannt. Unser Biedermeierbuch kündigt hierzu ergänzend: „Der Ort liegt in anmutigster Gegend, am Saume eines Wiesentales und am Abhange eines Hügels. Hier ist ein Gestüt und eine bedeutende hochveredelte Schäferei, auch hat der Hof eine Schule und eine Mühle“.

Tenzel wird als ein „incamerirter Hof“ bezeichnet, der kirchlich der Pfarre Thürkow unterstand. Den Ort machten 82 Einwohner aus. Man erwähnt auch die Tenzel Mühle „an einem zum Teterower See fließenden Bache“, die nach Thürkow eingepfarrt war und damals sieben Bewohner in ihrem einen Hause hatte.

Tellow rechnete kirchlich ebenfalls nach Thürkow, ist hier ein Dorf mit einem Hof von 135 Seelen und einem eigenen Patrimonialgericht. Es heißt noch dazu: „Dorf und Hof liegen entfernt voneinander. Das Dorf besteht aus Katenhäusern“.

Tessnow ist auch wieder ein Dorf mit einem Hof, wartet mit 114 Bewohnern auf und unterstand zu dieser Zeit zu einem Teil seinem eigenen und zum anderen dem Bülower Patrimonialgericht. Es hatte ferner zwei Bauerngüter „und liegt unsern des Malchiner Sees, in sehr bergiger Gegend“.

Teschow, „in einer sehr freundlichen Gegend am Teterower See liegend“, ist nach unserer Quelle ein Hof mit einer Mühle, hat auch ein Patrimonialgericht und zählt 88 Bewohner.

Thürkow nennt man ein Dorf mit einem Hof und einer Pfarrkirche von 250 Bewohnern, das dem Patrimonialgericht Faulenrost unterstand. Hierzu weiß unser Biedermeierbuch wieder einiges zu dessen besonderer Schilderung zu sagen, nämlich: „Das Dorf liegt auf abhängigem Terrain an der Kunststraße. Es befinden sich hier eine Schule, eine Mühle, vier Bauern, eine Ziegelei, eine Kalkbrennerei, ein Chausseehaus und ein neuerbautes ansehnliches Gasthaus, das in jeder Beziehung zu den besten auf dem Lande gehört. Der Hof ist sehr unregelmäßig und verfallen, weshalb ein gänzlicher Neubau bevorsteht. Auf

dem höchsten Punkte liegt die Kirche, ein altes, steinernes, turmloses Gebäude. Die Feldmark enthält meist Lehm-
boden“.

Lodendorf, ein Dorf, das zur Kirche Levisow gehörte, hatte vor hundert Jahren 69 Einwohner, worunter fünf Bauern waren und unterstand dem Teterower Patrimonialgericht.

Warkenhagen nennt unsere Quelle einen Hof mit einer Pfarrkirche, einem eigenen Patrimonialgericht und 151 Seelen. Dazu lesen wir noch dieses: „Der Ort, mit Schule und Mühle, sieht von ferne wegen der beträchtlichen Kirche und der mit Ziegeln gedeckten Gebäude einer kleinen Stadt ähnlich“.

Wattmannshagen erscheint als ein Hof mit einer Pfarrkirche. Unser Buch kündigt hiervon noch folgendes: „Der Hof, mit Schule und Mühle, liegt nahe an einem beträchtlichen Landsee und hat zwei pyramidalische Thorgebäude, aber kein Herrenhaus, da der frühere Besitzer das alte Schloß hieselbst bis auf die Keller hat niederreißen lassen. Entfernt vom Hofe liegt die Kirche, zu deren Sprengel 1372 Seelen gehören, nur durch einen Bach von Hohenfelde getrennt. Es ist hier eine feine Schäfererei“.

Groß-Wolern ist „ein großes Dorf mit einer Filialkirche von Klaber. Die Charakteristik unseres Buches über diesen Ort lautet so: „Das Dorf, eng gebaut, hat eine hochliegende Kirche, zwei Schulen, sechs Erbpachthöfe, sechs

Bauern, zehn Büdner, Tagelöhnerkaten, eine Erbmühle, einen Krug und eine Erbschmiede“.

Klein-Wolern gehörte kirchlich nach Groß-Wolern. Der Hof hatte damals 144 Einwohner.

Wotrum, ein Hof von 48 Seelen, war der Pfarre Wattmannshagen zugeteilt. Hier bestand auch ein eigenes Patrimonialgericht. „Der Hof liegt an einem See“ sagt unser Buch noch ergänzend.

Zierstorf hat „eine freundliche Lage an einem See, der unmittelbar den Garten bespült“, und: „Das Herrenhaus ist ansehnlich, die Wirtschaftsgebäude liegen meist seitwärts, so daß ein zweifacher Hof gebildet wird“, urteilt unsere Biedermeierquelle. Zierstorf hatte 138 Einwohner und auch ein eigenes Patrimonialgericht.

Damit schließen wir unseren kleinen heimatischen Streifzug ab, der uns doch aus vielen Dörfern und Höfen von Dingen Kunde gab, die heute zwar schon bald hundert Jahre zurückliegen, aber da es die Heimat ist, für immer ihr besonderes Interesse beanspruchen dürfen. Vieles, vieles ist seitdem anders geworden; aber in den Grundzügen ist auch manches so geblieben. Man möchte nur jetzt schon das lesen, was man hundert Jahre später über diese Orte, von denen uns leider nicht überall nähere Mitteilungen gemacht werden, zu berichten hat.

Die Zunft der Papiermacher ist eine „schreckliche Zunft“

Geschenk- und Lehrbratenfeste sind zugleich Rechtstage. Diebstahl wird mit Verstoßung bestraft.

Als im Jahre 1780 den Papiermachern eines schlesischen Amtes der Vorwurf gemacht wurde, daß sie lange nicht genug Papier lieferten und daß das Papier, welches man mit Mühe und Not von ihnen bekomme, auch noch nicht einmal viel taue, da kamen so allerhand Dinge zutage, die ein nicht gerade sehr günstiges Licht auf die damaligen Zunftbräuche dieses zu jener Zeit von allen Regierungsstellen besonders geförderten Gewerbes werfen.

Zugunsten der Papiermacher soll jedoch nicht ungesagt bleiben, daß die alten schönen Zunftbräuche in den meisten größeren Orten des Reiches damals längst mißbräuchlichen Gepflogenheiten gewichen waren, die das Wesen der Zünfte allmählich zerrütteten und bei den ernst denkenden Handwerksmeistern längst schärfste Ablehnung erfuhren.

Doch lassen wir jetzt den Chronisten zu Worte kommen, der uns über die von jeher interessant gewesene Organisation der Papiermacher erzählen will. Er schreibt folgendes:

Nicht alle Meister dieses Handwerks sind Eigentümer einer Papiermühle; sie können auch Pächter, sogar Faktoren des Eigentümers sein; und dieser ist nicht immer gelernter Meister. — Der Meister regiert das Ganze. Die Gesellen haben unter sich wieder verschiedene Funktionen und eben so verschiedene Namen. Der Blättgesell ist der Erste in der Ordnung, er schöpft das Papier und führt die Arbeitsberechnungen der übrigen Gesellen. Der Gantischer legt das geschöpfte Papier zwischen die Filze. Der Leger nimmt das ausgepreßte Papier wieder aus den Filzen heraus. Der Stubengesell besorgt die Appretur. Und der Mühlenbereiter hat die Aufsicht über die Verfertigung des Zeugs oder der Masse, und Abtrochnung des Papiers auf den Böden.

Nach einer kleinen Verschiedenheit in der Bearbeitungsart, und nach der Beobachtung oder Nichtbeobachtung wunderlicher Gebräuche teilen sich die Papiermacher in förmliche Sekten; und auch hier ist Sektiererei nicht ohne Ver-

folgungsgeist. Die Stampfer glätten ihr Papier mit einem am Wasser erbauteu eiserneu Planierhammer oder Schlagstampfen. Die Glätter aber auf einer steinernen Platte mittels eines festgemachten Instruments. Die Schwäbischen Stampfer beobachteten gar nicht die wunderlichen Handwerksgebräuche weder der Glätter noch Stampfer, sondern meistens noch die vom Kaiser Karl dem Dritten am 27. November 1656 für seine Erblande geordneten Gebräuche. Ihrer sind viele im Reiche, vorzüglich aber in Schwaben. Und Pfscher sind, die entweder wegen Vergehungen aus der Zunft verstoßen worden, oder das Handwerk nicht ordnungsmäßig erlernt haben.

Kein Lehrling kann auf einer Papiermühle lernen, wo nicht wenigstens zwei Gesellen sind. Er darf kein uneheliches Kind, und keines Pfschers Sohn, Enkel oder Ur-
enkel sein. Nach ausgedauerter Probezeit wird er mit einem Ceremoniel aufgedingt, und muß nun 4, auch wohl mehrere Jahre lernen. Zwar gibt er kein Lehrgeld, vielmehr erhält er noch von seinem Herrn während der Lernzeit 8 Rthlr. nebst Kleidung zur Hülfe. Aber er muß den Gesellen beim Anfange seiner Lernzeit einen Schmaus, auch ein Stück Geld zum Trinken, und am Ende den Lehr- oder Gesellenbraten geben, eine Schmauserei, die vier, sechs oder mehrere Tage dauert, und 100, 150 bis 200 Rthlr. kostet. Mit ihr bekommt er Gesellen-Achtung und Lohn.

Der neugewordene, auch jeder neuangezogene Gesell erhält vierzehn Tage nachher das Geschenk oder den Willkommen — einen Becher Bier oder Wein, den er mit gewissem Ceremoniel und unter Gesang austrinken muß. Darauf bekommt er einen Anzeigebrief, worauf alle Strafbargewordenen aufgezeichnet sind, um solche, wo er sie trifft, am Mangel eines ähnlichen Briefes zu kennen und eigenmächtig abzustrafen. Dieser Brief hat bei den Papiermachern ganz das Vorrecht der Rundschaften.

Der Gesellenlohn ist nach Art der Arbeit verschieden. Dabei muß die Beföstigung der Gesellen vorzüglich gut sein, so daß ihr Lohn mit der teuren Kost und ganz freien Station in der Tat sehr hoch kommt.

Auf der Wanderschaft darf der Gesell in alle Papiermühlen einkehren, und muß ohne Widerrede bewirtet und bedient werden. Er bringt in bestimmter Formel einen Gruß der Mühle, von der er kommt, doch nur, wenn es ihm aufgetragen worden; die Gesellen der Mühle, wohin er kommt, antworten mit einer ähnlichen Formel; und dadurch erkennen sie untereinander sehr leicht den Pfscher. — Fehlt es auf der Mühle, wohin er kommt, an einem Gesellen, so muß ihn der Herr zu der offenen Stelle annehmen, er sei geschickt oder ungeschickt, auch von dem Tage an ihm den damit verbundenen Lohn reichen.

Will ein Gesell Meister werden, so muß er sich mit Geld von den Gesellen loskaufen.

Arbeitet ein Stampfer bei einem Glätter, oder umgekehrt, oder von beiden jemand bei einem Pfscher übernachtet auch nur daselbst, so wird er bestraft, und im Fall der Vorsätzlichkeit sogar verstoßen. Eben so, wenn jemand auch nur bei oder neben einem Verstoßenen arbeitet.

Wird ein Geselle von dem andern geschimpft, so muß der Gescholtene eine bestimmte Geldstrafe erlegen; und bis zur Bezahlung verdoppelt sich das Strafgeld von Woche zu Woche. Ueber 13 Tage darf niemand bei oder neben dem Gescholtene arbeiten, ohne in gleiche Strafe zu fallen. Und ganz nach ähnlichen Grundsätzen richten die Gesellen, wenn jemand an ihren Gesellen zum Verbrecher geworden, nur daß die Strafe nach den Fällen verschieden ist. Jeder Diebstahl, nicht minder aber jede unerwiesene Diebstahls-Anklage, wird mit der Verstoßung bestraft. Bloß durch Zeugen, durch kein anderes Mittel, kann Beweis geführt werden. Und wieder so eigenmächtige Bestrafungen, auch mit fünfzig und mehreren Talern, darf niemand, bei Strafe des Banns oder der Verstoßung, Hilfe der Obrigkeit suchen; vielmehr wird ihm ein ewiges Stillschweigen aufgelegt. In der Tat der gesetzwidrigste Mißbrauch, wodurch diese Leute sich ganz den Augen der aufmerksamsten Polizei und der besten Gerechtigkeitspflege entziehen!

Die Geschenk- und Lehrbraten-Feste sind zugleich die Rechtstage. Hier sprechen die Gesellen, meistens unverständiges und liederliches Volk, mit unumschränkter Gewalt einander selbst Recht nach selbstgegebenen, dummen, eigennützigen und wandelbaren Gesetzen. In nichtsbedeutende Kleinigkeiten werden bei Widersätzlichkeit des Verurteilten oft die Papiermacher mehrerer Länder verwickelt; es kommen 20, 30, 40 Deputierte zur Entscheidung auf einer bestimmten Mühle zusammen, zehren drauf los, und am Ende müssen die Schwächern die ganze Rechnung von hundert und mehreren Thalern nebst den Reisekosten der Deputierten bezahlen.

Alle Geschenke, die oft kaum in fünf, sechs und mehreren Jahren zusammen verdient werden, alle Strafgeelder und Sporteln, die doch nicht selten 40 bis 50 Rthlr. betragen, werden in wenigen Tagen verschwenderisch durchgebracht.

Und wider keinen dieser Mißbräuche darf ein Meister oder Eigentümer bei der unbegrenzten Freiheit der Gesellen etwas sagen. Wagt er es, so wird ihm die Werkstatt gesperrt, das heißt, seine Gesellen gehen sämtlich aus der Arbeit, erklären ihn für einen Pfscher, und niemand darf bei Strafe auf seiner Mühle arbeiten. Hält er sich auch nur über ihre Ausschweifungen auf, so fallen sie schaarenweise in seine Mühle ein, tun ihn, im Fall er obrigkeitlichen Schutz sucht, in den Bann, und erklären ihn für einen Gescholtene und Verstoßenen.

Was Wunder, wenn durch solche Ausschweifungen und Geldschneidereien Leute guter Erziehung von diesem Handwerke abgeschreckt werden. Verderbte liederliche Menschen aber lernen nicht einmal das Nötigste, können also nie auf Verbesserungen denken. So erhält das Publikum stets weniger und stets schlechteres Papier.

Jene Mißbräuche waren zu auffallend, ihre nachteiligen Folgen zu augenscheinlich, als daß man nicht auf kräftige Gegenmittel hätte denken sollen. Der Bolognischen Kammer schien die Errichtung einer förmlichen Papiermacher-Zunft mit Zuordnung eines obrigkeitlichen Beisizers das beste zu sein. Weil aber eine solche Einrichtung, um nicht eine einzelne Provinz dem despotischen Handwerke verhaßt zu machen, in allen Preussischen Landen allgemein werden müsse, wurden von ihr auch die übrigen Kammern um Mitwirkung ersucht; und weil die vorgeschlagene Einrichtung, um nicht den Preussischen Landen zu schaden, im ganzen Deutschen Reiche allgemein sein müsse, wurde von der Neumärkischen Kammer die Sache an das Generaldirektorium gebracht.

Zwar sind hier im Herzogthum Magdeburg, nach der Versicherung des Papiermachers zu Cröllwitz bei Halle, der auf Veranlassung der Magdeburgischen Kammer vernommen wurde, gar nicht die Mißbräuche gewöhnlich, die freilich noch in mehreren anderen Provinzen, vorzüglich in Schlesien, herrschen. Bloß zwischen Glättern und Stampfern unterscheidet man hier; und wenn gleich die Schwäbischen oder Schweizerischen Stampfer sogar Pfscher genannt werden, so genießen sie doch auf den hiesigen Mühlen vierundzwanzigstündige Gastfreundschaft. Jene Trennung der Glätter und Stampfer hat freilich auch hier noch gehässige Folgen; doch wird in der Cröllwitzer Mühle darauf gar nicht gesehen. — Die Aufdingung geschieht hier ohne Feierlichkeit, und die Gesellen bekommen dabei nur 12 Ggl. vom Lehrling und 12 Ggl. vom Herrn. Daß, um einen Knaben in die Lehre nehmen zu können, auf der Mühle wenigstens zwei Gesellen sein müssen, ist freilich Begünstigung der Gesellen, weil ohne dies Gesetz der Herr nichts als Lehrlingen halten würde. Die Probezeit dauert 4 bis 6 Wochen, und die Lernzeit 4 Jahre. Während derselben erhält der Lehrling vom Herrn 10 Fl. oder 8 Rthlr. 18 Ggl. zu Kleidung und andern Bedürfnissen. — Der Gesellschmaus kostet hier doch nur 30 Rthlr. Den Willkommen erhält der neue Gesell vom Meister in Gegenwart der übrigen Gesellen. Der Anzeigebrief aber ist hier ganz abgeschafft. Nur wenn ein Gesell bei seiner Abreise den Lehrbraten noch schuldig geblieben, wird dieser vom Meister angemerkt, und der nach ihm abgehende Gesell muß ihn zur Bezahlung der Schuld anhalten. Der Gesellenlohn ist mäßig; die Kost aber muß wegen der schweren Arbeit von 2 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends in warmen Frühstück, warmen Mittags- und warmen Abendessen bestehen. — Beim Einkehren auf der Wanderschaft ist nicht mehr der förmliche Gruß, sondern bloß ein freundliches Compliment von der nächsten Mühle hier noch gewöhnlich. Den wandernden Gesellen über einen Tag zu beherbergen, ist hier nicht Verbindlichkeit, nur bloße Gefälligkeit, obgleich in Schlesien, in der Mark, in Sachsen und andern Gegenden Gesellen sich oft fünf, sechs und mehrere Tage einquartieren. Kein wandernder Gesell darf sich zu einer offenen Stelle eindrängen; er muß mit 7 Gulden zufrieden sein, die er vom Meister zum Abschiede erhält. — Beim Meisterwerden gibt der Gesell den übrigen nicht mehr als 1 Rthlr. — Streitigkeiten und Vergehungen werden freilich in den Zusammenkünften der Gesellen, aber doch unter dem Vorstehe des Meisters, gerichtet; und nie wird von der Gesellschaft höher gestraft, als um ein Wochenlohn von 7 Ggl. Dem Verurteilten ein ewiges Stillschweigen

aufzulegen, und so der Obrigkeit sich zu entziehen, wagt Niemand.

So gering aber auch diese Mißbräuche in Vergleichung mit den Schlesischen scheinen, so sind sie doch noch immer der Kunst selbst höchst nachtheilig; vorzüglich ist es die Trennung der Glätter und Stampfer. Und wenn der Papiermacher zu Cröllwitz jene unerhörte Mißbräuche zwar in Absicht des Herzogthums Magdeburg leugnet, so räumt er sie doch in Rücksicht anderer Provinzen ein.

Auch in der Neumark ist mancher gute Meister bei aller Unterstützung der Kammer durch diese Mißbräuche zugrunde gerichtet.

Magdeburgische, Neumärkische und Glogauische Kammer schlugen daher als das kräftigste Gegenmittel einstimmig vor, die Papiermacher in eine Zunft zu bringen, sie, gleich andern Handwerkern, Quartale mit Zuziehung eines obrigkeitlichen Beisizers halten zu lassen, und Zunftartikel festzusetzen. Wie sehr dieser Vorschlag durch das Verhältnis des Preussischen Staats zum Deutschen Reich gerechtfertigt werde, glaube ich Anfangs entwickelt zu

haben. Um dem Despotismus der Gesellen so kräftig als möglich entgegen zu arbeiten, sollen nach ihrem Vorschlage die Widerspenstigen mit dem Soldatenstande bedroht werden; und, um zur Erlernung dieses Handwerks zu reizen, sowohl Meisterlöhne als andere die sich dazu entschließen, vom Soldatenstande frei sein.

Ja, die Magdeburgische Kammer schlug in dieser Absicht noch vor, zu dem Papiermacher-Handwerk auch die Söhne der Landleute, die doch nach der neuesten Preussischen Verfassung, so bald sie zum Militärdienste tauglich, von den städtischen Handwerkern ausgeschlossen sind, zuzulassen. Sie riet: den Unterschied zwischen Stampfern und Glättern ganz aufzuheben; den Meistern und Gesellen das Recht der Entscheidung und des Nachspruchs zu nehmen; den wandernden Gesellen nur einen vierundzwanzigstündigen Aufenthalt auf jeder Papiermühle zu erlauben, und jede längere Einkehrung durchaus zu verbieten; auch selbst die kleinen Schmausereien zu 30 Rthlr. hier im Herzogthum Magdeburg abzuschaffen, und die Gesellen dafür jedesmal mit 3 bis 5 Rthlr. abzufinden.

Woans id tau 'ne Fru kamm

Frik Reuter.

Nah de Hochtide hett 't en Enn';

Vör de Hochtide möst du s' wenn'n.

Id was mit de Wil en ollen Anaw' worden, id was in de Welt 'rümme schaelt worden, hir hen un dor hen, id hadd minen Kopp männigmal up en weiten Baehl leggt un männigmal up en Bund Krivstroh; aewer as id öller würd, geföll mi dat Krivstroh lang' nich mihr so gaud as in mine twintiger Johren, denn wer in sin Kinnerjohren girn gele Wörteln ett, versmad't dorüm in sinen Veller grad keinen Gaus'braden. — De Lüd säden: „Frigen“ un id säd: „Bedenken“, un gung üm den heiligen Ehestand herum, as de Bos' üm de Gaus'buch, un dacht: „Hewwen müggst du woll ein! 'Min kümmtst du dor sacht of! aewer wenn du s' di irst upsacht hest, kümmtst du denn of wedder 'rute?“ — Wenn id denn aewer wedder an den Gastwirt sinen ewigen Swin- un Hamelbraden dacht, un dat dat in mine Stuw' utsach, as up de leivve Gottes'ird' vör den irsten Schöpfungsdag, un dat mi de ein oll hadermentische Knop immer afrei, denn säd id: „Frigen“, un denn säden de dummen Lüd' wedder: „Bedenken“. So satt id denn immer twischen Bom un Vork: un de bedenklichen Johren fungen all an, mi gris aewer den Kopp tau wassen, dann stah id mal an 'n Ab:n un heww mi 'ne Pip Tobak ansticht un sit in 't Weder.

De Snei fiffelt so sachten von den Hewen dal, buten is dat so still, kein Wagen is tau hören, blot in de Firn klingelt en Kläden, un mi ward gor tau einsam tau Maud, undortan is 't heilig Christabend. — As id noch so stah un verluren dörrch de Ruten sit, tuckt min Schauster Linse-ner mit en Handfläden voll Holt vör sine Dör, wat hei sid in den Stadtholt sammelt hett, un haben up den Kläden liegt en grünen Dammensbusch. „Nu sit den Rader!“ segg id. „Sei sall mi dat anner For Stäweln maken, un hei farjolt tau Holt! Lidürn hett hei mi all anschautert, id lat bi den Kirl nich länger maken!“ — So stah id denn noch 'ne Wil, un dat schuddert mi denn dörrch dei Glider un gruelt mi den Puckel dal, un id segg tau mi: „Natürlich!“ segg id. „En Snuppen, en dägten Snuppen! Un worüm of nich? De Stäweln sünd intwei un mit de Wull, de id Fru Bütow'n gewen heww, stoppt sei ehr eigen Strümp, un min hewwen keinen Bodden. All'nz in de Welt geiht natürlich tau.“ — So stah id, bet dat düster

ward, un as id Licht ansticken will, kann id 't Füertüg nich finnen, un as id 't finnen heww, will dei Lamp nich brennen: Fru Bütow 'n hett den Dacht nich puht, un as id 't Ding kümmerlich in den Tog heww, geiht 's mi snubbs vör de Näs' ut, Fru Bütow'n hett kein Del upgaten. In so 'ne Umstänn' is dat schön, wenn Einer glif tau Hand is, denn man düchtig utschellen kann; id hadd aewer Keinen tau Hand, un wat süll id dauhn? Id sek also wedder ut dat Finster.

Bi de Schausterlud' was dat hell worden, un in de Stuw' was dat en lustig Lewen un en Zuchen: aewer seihn künn id nicks, denn de Gardinen wiren tautreckt. „Nu sit den Schauster!“ säd id. „Ordentlich Gardinen!“ — Id hadd kein Gardinen, Fru Bütow'n verstunn sid nich up Gardinen; sei hadd mi in de irste Tid mal weck anbünzelt, de seggen ut as „unnen nicks un haben nicks“ un id hadd s' afreten, as mi de Lüd' frogten, ob id an min Finster Kinnerhemden drögen lei. Natürlich argert id mi denn nu aewer den Schauster: de Kirl maht mi min Stäweln nich un wull lewen, as en Graf, un id satt in 'n Düstern ahn Gardinen un mit en Snuppen in den Lhw'. Id maht mi denn up de Bein' un gah aewer de Strat un dent: „Täuw! Sallst den Kirl en düchtigen Zopp maken!“

As id in de Stuw 'rin kamm, stunn en Dammensbom up den Tisch, un Lichter brennten doryn, un den Schauster sin Kirling un sin Krijschaening hadden 'ne Klaut un 'ne Trumpet un mahten Musik dortan, un dat Zuchen un Krijschen besorgte den Schauster sin lütt Mariken, de mit de Hänn' nah de Lichter ampelte un mit de Beinen up ehr Mutter ehren Schot 'rüm stangelte, denn sei was noch nich ganghor. De Schausterfru hadd dat Spinnrad bi Sid sett't, sid 'ne 'reine Schöri vörbannen un ehren sünndagschen Dank ümslagen un hadd en sünndagsch Gesicht upsett't, lachte de Gören an un wischte lütt Mariken den Mund af, wenn sei mit de Pepernaet alltaufhr bitau fohren ded. De Schauster hadd en Enn' Planlaken aewer de Wartstads' deckt, hadd sid Löffeln antreckt un satt nu mit 'ne lang' Pip an den Aben un tügt sid en Kraus Bir.

Na, hir kunn doch Keiner mit Schellen 'rinne kamen! Id säd also blot: „Gu'n Abend“, un hadd doch mal tau-seihn wullt, wat de Lust hir woll tau bedüden hadd. Na, nu würd mi denn Allens wißt: de Pepernaet un de Appel,

de bunten Bohnenkränf' un de Hahnbuttenkränf' de saeben Semmelpoppen un de ein Zuckerpopp, de ganz haben in den Dannenbom hung. „Is angraepefch' Wor, fäd de Schauter, „drei Johr herinnen wi sei nu glücklich döörbröcht, bei up den Swanz von den Huforen sin Bird, den heft Krijschaening, mal asbeten, as Mutter mal nich recht Obacht gaww. — Je, Di mein id,“ sett't hei hentau un draucht den Jungen mit den Finger. — „Id will man nich von em weggahn mit min Arbeit,“ fäd id tan mi, un mi was ganz verdräglich tan Maud, obschonst id de niderträchtigsten Koppweihdag' hadd. Doch as Schauter Linsener mi dat Häupt- un Tafelstück wisen un utdüden ded — 't was Adam un Eva, vör den Sündensall, schön in Stutendeig utfne'd't un mit Eier un Zaffran gel anmalt — un as de beiden lüften Linseners sich rechts un links von uns' ihrwürdigigen Stammöllern henstellten un tan tuten un trumpeten anjungen, dunn würd mi doch grad so tan Maud, as wenn oll Rad'maker Langklas mi mit sinen stumpen Brittböhrer immer pianoforte — pianoforte — in den Kopp 'rin bohren ded, dat dat pip't un quirt, un mi dorbi frog, ob dat nich schön gung? — De Schauter mügg't mi anseihn, dat id mi 'ne Krankheit vermauden was, denn as mi sin beiden lüften Cherubim richtig ut sin Paradis 'rute trumpet't hadd, gung hei mit mi 'raewer un wull mi Licht anmaken un frog, wo id de Zewelstücken hadd? — „Herinnen daub id Allens,“ fäd id, „aewer blot uns' Herrgott un Fru Bülow'n weit, wo 't tau sinen is.“ — De Schauter hülp

mi nu ut de Stäweln un fäd: „Natte Fäut! Un id herwv Sei de annern Stäweln nich farig makt!“ hülp mi tan Bedd un fäd: „Däuwen S' man, min Fru fall 'raewer kamen un fall Sei Tee kafen.“ — Dat geschach denn of; aewer wat in de negsten vireihn Dag' mit mi vorgahn is, dorvon weit id nich vel tau vertellen.

Id lag in en sweren Drom. Mi was, as wenn min ganze Stuw' vull Dannenböm brennen un lüchten ded, un an jeden hung 'ne wunnerschöne Semmelpopp mit Adam un Eva un dat ganze Paradis, un wenn id dorup losgung un de Hand dornah utreckt, denn hadd id en inntweiligen Stäwel in de Hand un en Strump ahn Bodden, un Krijschaening un Körtling stunnen twischen mi un de Heilschrift-Bescherung un fläut'ten un tut'ten, dat mi dat döör den Kopp flirren un gnirren ded, un de dusend Lichter danzten vör mine Ogen, un wenn id denn rep: „Lat't mi doch! Lat't mi doch! Id will jo ol wedder bi Jugen Badder maken laten!“, un reekt de Hand wedder nah de schöne Semmelpopp ut, denn drewen sei mi wedder taurügg un trumpet'ten mi in de Uhren:

„Stäwelmaten, Stäwelmaten!
Heit sid wat tau Stäwelmaten!
För so 'n ollen Junggesellen
Sall kein Wihnachtslust mihr gellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Peter Lurenz bi Abufir

John Brindman.

(Fortsetzung.)

„Nun aber auch furstens ans Geschäft, meine Herren!“ — Jar Nelson dunn! „Sit down, Gentlemen, if you please“ Sei saenen doch noch so väl engelsch, Herr Bloch!“ „Nis, nis, nis! Please, go on, Mr. Lurenzen!“ — Jar dunn Herr Bloch, un dorbi smet hei einen nachdenklichen Blick in den deipen Schatten van sin lang' Gaststuw rin bät haben nah dei insmökten gräunen Koloßs rup, as bidur't hei dat sir, dat kein Minsch nich wirer mir dor wir van all sin Stammgästen, Smid Höppner un dei Hoffringelbäcker, Steinhorst un Hornemann, van Guft Millies un den Hospitaliter gor nix to seggen. Wat dei woll för grot Ogen makt un sid einanner tauplinkt har'n aewer Herr Blochen sinen feinen Accentus, dei wir so echt engelsch as Native Oysters un Stilton-Kes! — „Do me the favour, go on, Mr. Lurenzen!“ — sett't hei dunn noch hentau un dreigt sinen Kopp wedder vull nah dei Uhlengesicht un nehm wedder 'n halben Stuck Bier. — „Dit streift jo an dat wunnerbore. Id bün ganz Og un ganz Uhr!“ — dorup stünn'n Herr Blochen sin langsamen Ogen bomstill in eine Peilung mit Peter Lurenzen sinen lantigen Adamsappel. Peter Lurenz har aewer all sin Buddel Dummelbier haww un un schenkt dorup den dummelsten Blochschon Kaem as ne Tasse in, woran dei Rest van dei Buddel sid lichter rup trizen lett.

„Well, Sir! Verh well, Sir!“ — füng Herr Lurenz dunn wedder an. — „Wo wir id doch man noch, Herr Bloch? Nichtig! „Na, nu aber auch man furstens ans Geschäft, meine Herren Kapitän!“ — Jar dunn Nelson. — „Sehen wir uns nach die Anciennität! Un Du, Pieter, min Junge! Du settst Di hir links bi mi sülsen dal, denn kann id Di bäter den Kautabad tauvangen, min Junge! Sehn Sie, meine Herren Kapitän! dies hier ist mein lieber Freund und Duzbruder, Herr Pieter Lurenz aus

Kostock, das wüßten Sie, und was das mit der horizontalen Peilung und dem submarinen Pegel auf sich hat, und was Großbritannien und Irland sein maritimes Uebergewicht Herrn Lurenzen indirekt mit verdankt, das weiß ich von die Santissima Trinidad her, un so viel Navigation darf ich Ihnen ja woll zutrauen. Postkapitän sind Sie ja woll All in His Majesty's service, was denn? God save great George, our king!“ — „Ah, ay, Sir! God save him!“ — röpen dunn all dei dörtein Kapitän un kelen irst Nelson'n un nahst mi an.

„Well“ — johrt Nelson dunn furt. — „Dennso werden Sie auch begreifen, meine Herren, daß Herr Lurenz mir auf die Kaatje Naatje nich umsonst in den Weg gelaufen sein darf. Daß es gerade Herr Lurenz sein muß un kein anderer, das betrachte ich meinerseits als rein providentiell. Ich hätte mir das wahrlich im Traum nicht beifallen lassen sollen, daß er es wäre, als ich die Signalen für die Kaatje Naatje aufhissen ließ. Ich wäre mich eher den Tod vermuten gewesen, als grade solche günstige Constellation bei der schweren und harten welschen Ruß, die wir zu knaden haben. Nun habe ich auch weiter gar keine Angst nich mehr in die Jack. Es ist selten, meine Herren Kapitän von Seiner Majestät Flotte, daß die höhere Praxis und die tiefere Theorie sich so glücklich vereinigt finden, als das hier in diesem Augenblick der Fall ist. Nu kann es for meinswegen gleich hinter Malta man losgehen. Nun, daß ich meinen Freund und Duzbruder Pieter Lurenzen an Bord habe, merke ich es nicht länger, daß mir mein eines Auge und mein einer Arm fehlen täte. Ja, jetzt könnte mir sogar mein eines Bein auch noch fehlen — I should not care a fig for it! — Ich würde doch meinen bei Kap Santi Vincent so unzweifelhaft bewährten Heroismus, meinen glühenden Patriotismus und meinen eben so berechtigten als eingestrichelten Franzosenhaß, so wie meine verfluchte Schuldigkeit Großbritannien und Irland

gegenüber keinen Gedankenstrich lang aus den Augen verlieren. Ich fühle, daß ich, nun ich Lurenzen an meiner Seite weiß, dann so fest auf meinem einen Beine die ganze Aktion hindurch stehen könnte, als wenn es viere wären. Und sollte ich dann fallen, was wir nicht hoffen wollen, dann übertrage ich hiermit feierlichst das Kommando über die gesamte Flotte auf meinen Freund hier, Herrn Piter Lurenzen, wonach Sie sich insgesamt zu richten und ihm strikte Order zu leisten haben, widrigenfalls Sie es ihm nicht verüben könnten, wenn er den Knüppel bei den Hund legen und Sie ein wenig an der ersten besten Naanocke aufknüpfen lassen sollte. Lassen Sie sich keine Subordinationsehrer zu Schulden kommen, meine Herren Kapitäns! Herr Piter Lurenz ist mir von diesem Augenblick an koordiniert. Ich muß wissen, was ich zu tun habe, und weiter haben Sie sich um mir nicht zu bekümmern. Ich werde es hinterher schon vor den Lords der englischen Admiralität, vor King Georgen, — God bleß him! — beantworten und, wenn es sein muß, auch vor dem Hause der Lords und dem Hause der Walschnepfen (engl. Unterhaus) — God damn them!"

"Ne, wat einer all erlären kann, wenn einer up Reisen geht!" — für dunn Herr Bloch. — "Man dat dat inner-scheidlich is, Herr Lurenzen! Wedd' Vür', will id man so seggen" —

"Vergäten Sei Er Rär nich!" — ~~schär dunn~~ wedder Peter Lurenz los. — "Seihn Sei, Herr Bloch! ~~du~~ unwor-schentlichste kümmt immer am hüpigsten vör, un dei Tauf-fall hett tweiundörtig Strichen mir up sinen Kompaß as dei Windros'; man wat id Sei segg, hierbi is kein Rär' nich van 'n Tauf-fall, dit wir all rein providentiell, un süß wir dei Slacht bi Abukir nich wunnen worden. Na, Nelson har jo nu spraken, un dunn stümm'n dei dörtein Kap-tän's all up as ein Mann un matten Honnürs. Dunn wir nu dei Reig' an mi, Herr Bloch! un dunn für id jo nu: „Meine Herren Postkapitäns von das versammelte könig-lich Großbritannische Geschwader! Sie haben eben ver-nommen, was mein Freund und Duxbruder, Sir Horä-schjo, zu Ihnen gesagt hat. Ich will nicht hoffen und wünschen, daß Nelson'n was Menschliches passiert, man wenn es ihm zustieße, denn werden Sie sämtlich erfahren, was das heißt, wenn Peter Lurenz seine Hanschen aus-zieht, und wann dann auch man eine Planke von diesen verfluchtigen Schweinhunden von Franzosen nachbleibt, dann wasche ich meine Hände in Unschuld und werden Sie es dermaleinst zu verantworten haben. Ich kann und werde jetzt Nelson'n nicht verlassen, denn er hat mein Wort darauf. Eigentlich hätte ich eine Ladung Traubrosinen abzuliefern, aber die Naatje Naatje kommt auch sacht ohne mich hin nach Holland. Nelson, Du bist wohl so gut und gibst nachher an Naatje Naatje ein Signal, daß sie wieder in ihren Kurs fallen kann. Piet van den Peerenbom wird schon allein seinen Weg nach Rotterdam finden können; man was ich noch sagen wollte, das ist das. Nelson's Ab-sichten, die durchschaue ich. Als der die Naatje Naatje das Signal zum Beilegen geben ließ, da ist es bloß seine hel-denmütige Ungeduld gewesen. Nicht wahr, Nelson! war es das, oder war es etwas anderes? Da hat er bloß wi-sen wollen, wo die französische Flotte augenblicklich recht stecken tut. Sprich, Nelson! ist es nicht andäm?"

"Du büßt 'n prächtigen Bengel, Piter!" — für dunn Nelson to mi un drückt mi wedder dei Hand. — "Du sprichst mi jo ut den Mund un kiest mi dat an min ein Og af, old fellow! Du heft den Nagel up den Kopp drapen! Wo sünd dei Hallunken? Id säuf dor nu all viertein Dag nah rüm as nah 'ne Knöpnadel. Id dacht, id wör sei all inner Minorka fat't frigen; man wat hausten, seggt Wä-gner! Sei stäken doch nich dor achter Malta, wat denn?"

Id heww mi binah all 'n Fluß an min Og säken, man dat id keinen Zagerbom un kein Steng nich van dei ver-fluchten Nackers to seihn frigen kann. Dauch mi den Ge-fallen un sprät Di ut, Piter!" Du süßt, id sitt hier up Kasten. Nah den Kurs van dei Naatje Naatje kümmt Du van dei jonischen Eilanden?"

"Wenn Du meinst, Nelson, daß ich von die Zante käme von wegen diese Traubrosinen, und daß der Franzmann hinter Malta wäre oder vielleicht gar in die Adriatische, dann nimm mir das nicht übel, lieber Bruder! daß Du im Irrtum bist und zwar in beiden Punkten. Id komme von Smyrna, und wenn der franzsche Admiral nich in das Negäische gegangen, dann wird er sich wohl noch da unten bei dem Nilus ein bißchen aufhalten. Was er da nun kreuzt oder was er da all vor Alexandria vor Boi und Unter liegt, das muß einstweilen ungesagt bleiben; Bürg-schaft leist ich daför nich, Nelson! Man meine Meinung ist das, und daß Du das man weißt, Nelson! zwölshunnert Sprachmeisters hätten sie an Bord und zwölftusend Qua-duren, das wäre das wenigste. Siebenzehn Orloggen sünd es und achtziger die ganze Reihe nach. Daß Du Dich da man ein bißchen auf prelavierst und mich nachersten nich die Schuld beimist!"

"Hear! — Hear! — Hear!" — röpen dunn dei dörtein Postkapitäns un springen up.

"Berß well!" — für dunn Nelson. — "Denn weiten Sei jo nu Vischeid, Gentlemen! denn is dei Kriegsrat nu ut, un will id Sei nich länger upholl'n. Steward! Ste-ward!"

Seihn Sei, Herr Bloch! dunn empföhlen sich dei dörtein Kapitäns un God bye'ten sich af; un as dei Steward dunn nah dei Kajüt rin keem, dunn für Nelson to den Steward:

"Steward! Herr Lurenz un id wi birr'n uns hüt mid-dag Roastbeef un Plumpudding ut. Stellen Sei gefälligst 'ne Buddel Sekt dortau selt un holl'n Sei twei Buddel Claret stor! Verstahn Sei recht! twei Gedecken, un denn vergäten Sei dat of jo nich, noch 'ne Kruhhormatraz in min Koj leggen to laten. Herr Lurenzen stöppt bi mi, so lang' em dat up dei Vangard gefölt. Ne, ne, ne! Dat dauch mi nich to Leed, Peter, old fellow! Dat mößt Du mi to Gefallen dauhn; aswisen lat id mi in desen Punkt einmal nich, dat kannst Du nich van mi verlangen!"

"Herrjeses!" — für id dunn. — "Nelson, min Junge, wenn nu man dei Naatje Naatje nich all uter Sicht is! Du süßt mi hir, as id stahn un gahn dauh; id heww jo nich mal 'n rein Hemd mit an Burd van dei Vangard bröcht. Id biin jo dor gor nich up vörbireit. Junge, id möt jo min Seekist hemm'm, dat geht jo nich anners! För den Fall biinn id jo nich prelavirt."

"Rever mind it, oll fellow!" — für Nelson aeversten. — "Lat dei ol Naatje Naatje doch tom Tselgen! Id heww vull drei Dux an Burd all mit hollännsch linn'n Schabohs, un wenn Di min Stäwel nich passen söl'n, denn ward sich jo doch in dei gesamte engelsche Flott so 'n Leutnant finn'n, dei so 'n Fant hett as Du. Dorawer sett Di man kein Grappen in 'n Kopp! Din eigen Herr saßt Du of bliben, un so drar' as wi man dei Franzosen dei Büren richtig uströpt hemm'm, denn brufft Du man 'n Burd to seggen, min Junge! Dat versteiht sich jo van süßen, denn gäv id Di min best Fregatt, un dei kann Di wedder nah Rotter-dam ore Eughaven bringen, ore wenn Du leiwere wißt mintwägt of nah Gsinür. Dor finnst Du jeren Dag Ge-lägenheit nah dei Warnemünnner Reed. Dat is man äben so väl. Un dat id Di dat achterher nich vergäten dauh, dor dent id, sößt Du mi nahgradens all in kennen. Dat is min Sak, un dat bisorg id."

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Molkhiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 12

Teterow, 4. Juni 1939

Nr. 6

Kamrad Korl

Nach einer wirklichen Begebenheit.

Dr. Röder, Tessini, M.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK I. M.

19. AUG. 1939

August 1914. — Das zweite Bataillon eines mecklenburgischen Infanterie-Regiments steht zum Abtransport ins Feld angetreten. Die blasse Dämmerung über der Garnisonstadt ist verschwunden. Strahlend bricht die Sonne hervor. Vom Turm einer nahen Kirche lösen sich fünf Glockenschläge. Wie ein Signal flattern die hellen Klänge über den Alarmplatz. Mit dem letzten Schlag reitet der Kompanieführer der Achten vor die Front seiner Feldgrauen. Der Feldwebel meldet ihm die angetretene Kompanie. Dann richtet der Kompanieführer sich in den Steigbügeln auf: „Morgen, achte Kompanie!“ „Morgen, Herr Oberleutnant!“ schallt es schlagartig aus 250 Männerkehlen hinein in den jungen Tag. „Rührt euch! — Mal herhören!“ Weit hin schallt seine klare Stimme: „Kameraden, ihr alle wißt, daß ein Soldat im Kriege — wenn es sein muß — das Letzte, sein Leben opfern muß. Ich erwarte von euch treueste Pflichterfüllung — bis zum letzten Atemzuge! Kompanie — Stillgestanden!“ Unteroffiziere und Mannschaften straffen sich zu strammer Haltung. Das Ganze steht wie aus Erz gegossen, wie eine eiserne Front. Einen Augenblick sieht der Oberleutnant schweigend auf seine Achte. Dann schallt wieder seine klare Stimme: „Alle, die mir draußen in Not und Tod treu zur Seite stehen wollen, das Gewehr — über!“ Ein Ruck, ein Schlag, ein Händefliegen und alle Gewehre liegen geschultert, alle! Keiner will seinen Kompanieführer im Stich lassen. Wieder ruhen die Augen des Oberleutnants sekundenlang auf der Kompanie. Prüfend gleitet sein Blick von Mann zu Mann. Beim rechten Flügelmann im zweiten Glied stutzt er — reißt in die Zügel, daß sein Fuchs sich aufbäumt. Bornesröte färbt plötzlich sein Gesicht. „Sie da, der Wehrmann Schütt, nehmen Sie das Gewehr ab! Auf Leute Ihres Schlages kann ich mich nicht verlassen!“ Hart, verächtlich klingen diese Worte. Landwehrmann ersten Aufgebots Schütt, eine große, stämmige Gestalt, zuckt zusammen. Wie ein elektrischer Schlag treffen ihn diese Worte. Ein Zittern läuft durch seinen Körper. Geschlagen nimmt er das Gewehr bei Fuß zurück. Es sollte noch ein zackiger Griff werden, aber es ging nicht mehr. Arme und Beine zittern.

Zum ersten Mal im Leben hat Korl Schütt seine Ruhe, sein inneres Gleichgewicht verloren. Kreideweiß im Gesicht, senkt er den Blick zu Boden. Und dann schreit es in ihm auf: Gebrandmarkt! — Als Feigling, als Unsicherer gebrandmarkt, vor der ganzen Kompanie! Sein ganzes Inneres bäumt sich auf, überschlägt sich. Schreien möchte er, laut aufschreien: Ich bin kein Feigling, kein Unsicherer, habe immer und überall im Leben meinen Mann gestanden! Aber das darf er nicht. Er ist ja Soldat. Hat nur still zu halten, nur zu schweigen. Im Geiste sieht er sich am Gestellungstag betrunken, mit einer halben Stunde Verspätung vor dem Oberleutnant stehen. Wenn er damals mit Arrest bestraft worden wäre, das hätte ihn nicht so schwer getroffen als diese Worte. Schuld heßt du süßen, Korl! meldet sich eine Stimme in ihm. Gewiß hat er Schuld. Aber, ist seine Schuld, sein Vergehen denn so groß? Er kann es einfach nicht glauben. Feigling, Unsicherer! wühlt es immer wieder in ihm hoch. Wie betäubt starrt er vor sich hin. Und wie in einer dumpfen Betäubung hört er die Kommandos. Rein mechanisch führt er die befohlenen Bewegungen aus. Verzerrt, wie aus weiter Ferne kommend, hört er die Klänge der Musikkapelle. Der Vorbeimarsch hat begonnen. Staubwolke um Staubwolke wirbelt auf. Kompanie um Kompanie defiliert am Bataillonskommandeur vorbei. Jetzt ertönt die Stimme seines Oberleutnants: „Achtung!“ Die Beine fliegen hoch. Eine neue Staubwolke wirbelt auf. „Augen — rechts!“ Wie durch einen Nebelschleier sieht Schütt den Major auf seinem stark-knochigen Braunen sitzen. Die Rechte grüßend am Helm, mustert er scharf Haltung und Gewehrslage. — So ein schneidiger Vorbeimarsch, da geht nichts darüber! — Schütt kennt dieses Stedenpferd des Majors. Mit Gewalt reißt er sich zusammen, zwingt sich zur Aufmerksamkeit. Energisch strafft er den Körper. Fester drückt er die Faust am Gewehrkolben. Nur nicht auffallen, nicht auch das noch! —

Der Vorbeimarsch ist beendet. Das Bataillon steht im Viereck. Gewehr bei Fuß. Der Major reitet in die Mitte. Noch einmal werden die Feldgrauen mit markigen Worten auf die Pflicht treuer Hingabe für Kaiser und Vaterland

hingewiesen. Drei Hurras auf den obersten Kriegsherrn steigen brausend hinauf zum strahlendblauen Himmel. Das ist der letzte Appell in der Heimat. Eine Stunde später rollt der Transportzug zischend und donnernd aus der Halle. Richtung Belgien.

Belgien. — Bleierne Gewitterschwüle lastet über dem Land. Unbarmherzig sendet die Sonne ein stechendes Strahlenbündel herab. Und dabei ist es noch früh am Morgen. In grauweiße Staubfäulen eingehüllt, marschieren das zweite Bataillon in zwangloser Marschordnung dahin. Feindwärts. Dem Bataillon zur Seite marschieren das Schweigen. Kein Witz wird gerissen. Kein Lied klingt auf. Die wenigen Worte, die hier und da gewechselt werden, zerrinnen wie Wassertropfen im dünnen Sand. Jeder ist mit sich und seinen Gedanken beschäftigt. Die Beine schmerzen, sind steif und lahm von der langen, ungewohnten Bahnfahrt. Und die äußerst drückende Hitze ist auch nicht dazu geeignet, die mißgestimmten Gemüter aufzuheitern. Kilometer um Kilometer wird zurückgelegt. Immer deutlicher treten die grauenwollen Spuren des Krieges in Erscheinung. Hier plattgewühlte Roggen- und Haferschläge, dort zerstampfte Tabak-, Kohl- u. Kartoffelfelder. Patronentaschen, Kläppis, Helme, Brotbeutel liegen in wüstem Durcheinander umher. In den Kronen der Chausseebäume hat es Kleinholz gegeben. Die Straße ist wie überfät mit Ästen und Zweigen. Nach Kilometern breitet sich das Häusermeer einer Stadt wie ein gewaltiges Panorama vor den Blicken der Marschierenden aus. — Löwen. Man kommt näher und näher. Da — was ist das? Arme erheben sich. Hände deuten auf links und rechts von der Straße liegende Gestalten. „Doden“, sagt jemand halblaut. Wie ein Lauffeuer springt dieses Wort von Mann zu Mann: „Doden! Bör uns liggen Doden!“ Hälse werden gereckt. Die Augen weiten sich. Jetzt sehen sie es alle. Ja, wirklich, es sind Tote! Tote Kameraden, die in Löwen im Gefecht standen. Mit Zeltbahnen zugedeckt, liegen sie da, wie sie der Senfmann mähte, einige auf dem Rücken, offenen Auges zum Himmel emporstarrend, andere das Gesicht der Erde zugewandt. Und so manches Toten Haupt ruht auf der stillen Heldenbrust seines Kameraden. — Schweigen. — Die Herzen der Marschierenden beginnen höher zu schlagen. So manchem rieselt ein kalter Schauer durch die Ädern. Andere halten Zwiesprache mit ihrem Herrgott, denken an ihr Leben daheim und an das Dunkel der Zukunft. Doch die Gesichter bleiben unbewegt. Hart, entschlossen. Keiner sieht es dem andern an was in ihm vorgeht. Kommando: „Links und rechts ran!“ — „Links und rechts ran!“ geht es durch die Reihen der Kolonne. Ein toter Kamerad, der in der Mitte der Straße liegt, ist der Grund.

Ein kurzer Blick auf die Schulterklappen des Toten. 31 leuchtet es rot auf grauem Grunde. Also Altonaer sind es, die hier die Erde mit ihrem Blute trankten. Weiter geht es auf der vom Tod gezeichneten Straße. Auf der rechten Seite, neben der Straße von Tirlemont nach Löwen, fallen plötzlich Schüsse. Ganz nah. Vier, fünfmal kurz hintereinander. „Gottseindunnen, dei scheiten up uns!“ ruft irgendwer erschrocken. Ein Aufhorchen der Feldgrauen. Waren diese Schüsse wirklich für sie bestimmt? Sekunden größter Spannung. Doch nichts weiter geschieht. Ueberall wieder friedliche Stille. Von einem Feind weit und breit nichts zu sehen. Aber das einmal erwachte Mißtrauen will nicht weichen. Sie trauen dem Frieden nicht. In der achten Kompanie klappern Gewehrslösser. Hände fahren aufgeregt in die Patronentaschen. Patronen werden in die Kammern gedrückt. Die sehnige Hünengestalt des Oberleutnants richtet sich lezengerade im Sattel: „Was macht ihr da, Kerls?“ „Laden, Herr Oberleutnant!“

antworten zehn, zwanzig Stimmen gleichzeitig. Die Stirn des Oberleutnants legt sich in Falten: „Ihr seid wohl verrückt geworden! In dem Kaff“ — er deutet mit der Rechten nach Löwen — sind keine Soldaten mehr und gegen Zivilisten kämpfen wir nicht! Entladen!“ Wieder klappern Gewehrslösser, fahren Hände in die Patronentaschen. Die Gewehre sind entladen. Die ersten Häuser von Löwen sind erreicht. Drei Kompanien schwenken in die rechts und links im Halbkreis um die Stadt herumführenden Boulevards ein. Die Achte marschiert geradeaus. Eine breite, fast schnurgerade Straße, die nach dem Marktplatz führt, nimmt sie auf. Der Oberleutnant reitet an die Spitze — zieht den Degen: „Gruppentafel!“ Mit angezogenem Gewehr rückt die Achte in Löwen ein. Tiefe Stille. Wie ausgestorben liegen die Häuser da. Türen und Fenster sind geschlossen. Nichts, nichts rührt sich. Der feste taktmäßige Marschtritt ist der einzige lärmende Pulsschlag des Lebens. Zwanzig Meter noch bis zum Marktplatz. Auf einmal: Tsching! Tsching! Tsching! Ein paar Kugeln sirren um die Ohren der Feldgrauen. Erschrecken. Verdutzte Gesichter. Diesmal klingt es aber verdammt ernst. Diese Kugeln sind für sie bestimmt! Tssst! Tssst! Sirrt es wieder über die Helmspitzen hinweg. Verfluchte Bande! Da links, aus dem großen, grauen Gebäude am Marktplatz, kommen sie her. Alle Augen sind auf dieses Gebäude gerichtet. Ganz deutlich sieht man in einem Fenster des ersten Stockwerks zwei Zivilisten, beide das Gewehr im Anschlag. Herrgott, will denn der Oberleutnant nicht laden lassen? Dieser sitzt fast unbeweglich im Sattel. Seine Augen spähen unentwegt umher. Die Erregung steigt von Sekunde zu Sekunde. Es pocht wohl jedem das Herz. Außerlich jedoch bewahren sie vollkommene Ruhe. Gleichmäßig und fest dröhnt der Marschtritt über das Straßenpflaster. Im Parterre des grauen Gebäudes wird ein Fenster geöffnet. Drei Zivilisten tauchen auf und heben drohend die Gewehre. Junge, wehrfähige Burschen sind es. Die Feldgrauen wundern sich, hier noch so jungen, wehrfähigen Burschen zu begegnen. Ihres Grachtens benötigen die Belgier doch wohl jede wehrfähige Hand dringend vorne in der ersten Linie. — Später erhalten sie Aufklärung: In Belgien dient nur, wer nicht 1600 Frank Ablösungsgeld aufbringen kann. Die finanziell gutgestellten Bürger, die eleganten Herren, dienen höchstens ehrenhalber bei der Garde civique, die dem deutschen Landsturm gleicht. — Endlich rührt sich der Oberleutnant: „Laden und sichern!“ Tsching! Tsching! ist die herausfordernde Antwort aus dem grauen Gebäude: Weiter, weiter! Dem Oberleutnant widerstrebt es, gegen Zivilisten zu kämpfen. Doch kaum ist die Kompanie auf dem Marktplatz, da bricht plötzlich die Hölle los. Wie ein Hagelwetter prasselt es von allen Seiten aus den Fenstern. Jedes Haus scheint zu leben. Der Marktplatz und die noch vor wenigen Minuten so friedlich stille Straße sind plötzlich in einen krachenden, zischenden Herentessell verwandelt. „Mit hartem Ruck reißt der Oberleutnant seinen Fuchs herum. Ueberraschung und Mergel malt sich in seinen Zügen. Ein Weitermarschieren ist in diesem Feuer unmöglich. Die geschlossene Formation bietet ein zu gutes Ziel. Was er gerne vermieden hätte, ist jetzt unumgänglich geworden. Er muß ein Gefecht gegen Zivilisten annehmen, muß, ob er will oder nicht, es wird ihm mit Gewalt aufgezwungen. Darum läßt er die Kompanie ausschwärmen. Die Lebenden stolpern über die Toten und die verdutzten Blicke der Lebenden treffen sich mit den starren Blicken der Toten. Rufe, Ermahnungen klingen auf: „Mehr auseinanderziehen!“ — „Nicht so nahe aufeinander aufrücken!“ Aber die Stimmen erreichen nur noch die zunächst laufenden Kameraden. Das Getnatter ist fürchterlich, schlimmer aber noch das verdamnte zischende und singende Vorbeipfeifen der Kugeln. Schnell ist die Kompanie entwirrt.

Rittlings der Straße und rechts und links an den Häusern liegen, knien und stehen die Feldgrauen. Gewehre hoch! Standvißler! Sämtliche Fenster sind unter Feuer genommen. Der Befehl lautet: Nichts schonen! Aufräumen! Sammelpunkt Marktplatz! Eine unbändige Wut hat den ersten Schreck abgelöst. Jeder weiß, was das Wort Franktireur bedeutet. Jeder weiß, wer in die Hände dieser hinterlistigen Horde gerät, ist verloren. Rettungslos! Orkanartig knattern die deutschen Gewehre. Die kalte Hand des Senfmannes greift in die Reihen der Franktireure. Unerbittlich. Ohne Wahl. Ueberall, wohin man auch blickt, kracht und bellt es. Hüben und drüben. Nur selten wird dieses Höllenkonzert von menschlichen Lauten übertönt. Schütt steht rechts der Straße, am äußersten rechten Flügel der Schützenlinie an eine Hauswand gelehnt. Eine unerschütterliche Ruhe ist in ihm. Nicht den Bruchteil einer Sekunde denkt er daran, daß ihn jeden Augenblick die tödliche Kugel treffen kann. Sein Leben gilt ihm nichts, die Pflicht ober alles. Ihn beherrscht nur ein Gedanke: Nu will ich den'n Oberleutnant wiesen, daß ich kein Bangbüß bin, daß bei sich up mi verlaten kann! Er schießt nur, wenn er seines Zieles sicher ist. Suchend gleitet sein Blick von Fenster zu Fenster, von Tür zu Tür. Aus einem Hause links von ihm kommt ein Reservist, der einen Zivilisten vor sich herreibt. Dei geht kopphäster! fährt es Schütt durch den Kopf. Und richtig, Sekunden später bricht der Zivilist zusammen — tot. Eine verirrte Kugel hat sein Lebenslicht ausgeblasen. Vielleicht kam diese Kugel aus einem Gewehr seiner eigenen Landsleute. Auf dem Dach des gegenüberliegenden Hauses werden Dachsteine entfernt. Sechs Gewehrläufe schieben sich durch die Lücken. Knatternd speien sie ihre metallenen Teufel in die Straße. Vom Dach des Nachbarhauses bellern fünf Gewehre. Aus drei Fenstern im ersten Stockwerk hämmern MGs. Im selben Haus öffnet sich die Haustür, langsam, vorsichtig. Schütt's Gewehr liegt im Anschlag, der Finger am Abzug. Noch bietet sich ihm kein Ziel. Er wartet. — Durch die halbgeöffnete Tür schiebt sich eine Gestalt. Die Linke am Türdrücker, die Rechte umspannt eine Doppelpistole. Schütt's Augen weiten sich, werden immer größer. Starr sieht er auf die Gestalt. Aber das ist — Herrgott! Das ist ja ein Weib! Hochaufgerichtet steht sie da. Ihre Gesichtszüge verraten Macht und Entschlossenheit. Schütt hat den Eindruck, als überschlage sie im Geist alle Möglichkeiten, um einen Deutschen zu erledigen.

Mit einem Ruck setzt er das Gewehr ab. Das geht ihm denn doch zu weit. Gegen Weiber will er nicht kämpfen. So denken auch seine Kameraden. Kein Schuß wird auf das Weib abgegeben. Eine Weile schweigt das Feuer in diesem Bereich. Freund und Feind beobachten gespannt diese Szene. Ein junger Reservist springt auf sie zu, will ihr die Pistole abnehmen. Einen Augenblick scheint es, als will sie auf ihn schießen, doch dann dreht sie sich kurz um. Kump! Die Tür fliegt ihm vor der Nase zu. Er rüttelt am Drücker. Die Tür ist verschlossen. Schütt weiß nicht, ob er lachen oder fluchen soll. Doch schließlich betrachtet er es von der humoristischen Seite. Lachend tröstet er den verblüfften dastehenden Kameraden: „Dat dat Dierlophen, Frijs, sei is zo doch all vertriegt“. In diesem Augenblick tauchen in einem Fenster im zweiten Stockwerk zwei Köpfe auf. Vier Arme schieben ein MG. auf die Fensterbank. Schütt sieht es. Anschlag — Feuer! Köpfe, Arme und MG. sind verschwunden. Nun prasselt vom Dach und aus drei Fenstern dieses Hauses ein wütendes Schnellfeuer. Wie die Hornisse umschwirren Schütt die Geschosse. Sifff sifffen sie um ihn herum. Klatsch! Klatsch! schlagen sie neben und über ihm in die Hauswand ein. Staub und Steinsplitter spritzen ihm ins Gesicht. „Deckung, Korl, Deckung!“ ruft, schreit sein Gruppenführer. Deckung? Ja,

wo ist hier Deckung? Ueberall pfeifen und singen die kleinen metallenen Teufel ihre Lieder. Er sieht nach links — nach rechts. Ein kurzes Ueberlegen. Der Entschluß ist gefaßt. Vor einer Haustür rechts vor ihm liegt ein Toter. Vier Säge. Ausatmend liegt er hinter dem Toten. Tactactactact! klafft ihn wütend ein MG. an. Puffpuffpuff! bohren sich die Kugeln in den Körper des Toten. Tactactact! Päng! Metall klirrt auf Metall. Schütt's Helm fliegt mit einem Ruck vom Kopf. Eine Kugel hat die Helmspitze getroffen. „Schinnerbann!“ flucht Schütt, legt auf das Fenster an. Mittenhinein zielt er: Fünffmal, kurz hintereinander pfeifen die Kugeln über die Straße. Das MG. schweigt. Die Bedienungsmannschaft muß getroffen sein. Schütt stülpt sich den neben ihm liegenden Helm auf den Kopf, springt auf und rennt weiter nach rechts.

Der Oberleutnant steht vor der Tür des grauen Gebäudes. Von hier aus kann er Markt und Straße gut übersehen. Eben darum wird er aus verschiedenen Fenstern stark unter Feuer genommen. Zum Glück zielen die Brüder schlecht. Rund um ihn schlagen die Kugeln ein. Die Wände in dem grauen Gebäude setzt alles auf eine Karte. Der Führer muß verschwinden. Plötzlich wird die Tür aufgerissen. Zwei stämmige Burschen stürzen sich auf ihn.

Ehe er sich zur Wehr setzen kann, ist er ins Haus gezerrt. Die Ueberrumpelung ist gelungen, die Kompanie ihres Führers beraubt. Keiner hat den Vorgang gesehen, keiner ahnt es. Zwanzig Minuten später. „Kompanie nach rückwärts sammeln! Sammelpunkt die Maschinenfabrik rechts an der Straße von Tirlemont! Einzeln abrücken!“ Sofort beginnt die Loslösung vom Gegner. Mann um Mann verschwindet durch das Tor der Fabrik. Es dauert lange, bis dieser Befehl die Schützen am weitesten links und rechts erreicht hat. Schütt hat er überhaupt nicht erreicht. Die Anallerei beginnt allmählich abzuflauen. Schütt achtet nicht darauf. Er hat nur Augen und Ohren für das Geschehen vor ihm. Vor einer Haustür stehend, pfeffert er Schuß um Schuß über die Straße. „Korl, kumm, wie sünd up dit Gyn' dei Leuten!“ Ein Kamerad ruft es von der andern Seite herüber und läuft dann die Straße entlang, Richtung Maschinenfabrik. Schütt horcht auf. Sieht nach links. Stutzt. Wahrhaftig, die Kompanie ist weg. Nur vom linken Flügel haften noch drei Kameraden der Fabrik zu. Verschwinden durch das Tor. Schütt fragt nichts und denkt nichts. Er nimmt das Gewehr in die Hand und rennt hinterher. Sie sind die Letzten, die Allerletzten. Das Trappen der schweren Stiefel bringt die ganze Meute wieder in Aufruhr. Heftiges Gewehrfeuer klafft auf. MGs. hämmern ihr eintöniges Tactactact dazwischen. Das vielstimmige Höllenkonzert ist wieder im Gange. Ungefähr hundertfünfzig Meter beträgt die Entfernung bis zur Fabrik. Sie verringert sich schnell und doch liegt eine Ewigkeit zwischen ihnen und dem Ziel. Mit fliegenden Pulsen haften die Beiden durch dieses Hegefeuer. Kommen dem Ziel näher und näher. Noch zehn — fünf — drei Meter — jetzt! Ein gewaltiger Satz. Der Kamerad ist im Tor verschwunden. Vier Meter noch trennen Schütt vom Tor, da wird kurz hinter ihm eine Haustür aufgerissen. Eine Stimme brüllt in deutscher Sprache: „Halt! Stehen!“ Schütt verliert seine Ruhe nicht. Er ist nicht der Mann, der vor jedem kleinen Hindernis ängstlich kapituliert. Schlagfertig brüllt er zurück: „Ja will di wat sch...!“ Dann hat auch er das Ziel erreicht. Ohne sich umzublicken, rennt er durch den langen Torweg, gelangt auf den geräumigen Fabrihof, an dem links und rechts Lagerräume liegen und der nach hinten von der Fabrik abgeschlossen ist. Kaum steht er im Hof, schon prasselt ihm von drei Seiten ein heftiges Schnellfeuer entgegen. Tsching! Patsch! singt und klatscht es ringsum. Die Kompanie ist vom Regen in die Traufe geraten. (Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus interessanten Briefen der Jahre 1770–1780

Werkspionage.

In der Badenschen Herrschaft Mahlberg werden sehr viele Lichte zu Lichtern gemacht. Den Hanf oder Ruder laufen die Leute in Thentingen im Hochbergischen, wo viel Hanf gebauet wird. Sie spinnen ihn, und nach vielem Bleichen mit Asche, welche sie auch von Fremden erhandeln, bleichen sie ihn. Ehemals ward das Pfund Lichte nur mit 12 Kreuzern bezahlt, jetzt aber kostet der Zentner 40 Gulden. Man hat den Vorsatz, Hochbergische Kinder ins Mahlbergische zu verdingen, damit sie dort diese Verarbeitung ihres eigenen Produkts erlernen mögen.

Der Storch als Bienenfeind.

Zu den Bienenfeinden, die sie in ihren Grundsätzen der Landwirthschaft S. 513 genannt haben, sehen sie auch die Störche, welche die Bienen von den Kräutern ablesen. Man hat neulich einen Storch geschossen, dessen Kropf ganz mit diesen nützlichen Insekten angefüllt war.

Kornanbau und Tobaksdosen.

Nicht ganz ohne Grund ist bei uns die Klage, daß die Landleute, seitdem der Ackerbau eingeführt ist, das Unkraut an und auf den Aekern stehen lassen, welches sie ehemals zur Fütterung einsammelten, jetzt aber zum Schaden der Früchte nicht tun.

Die Tobaksdosen von Achat verlieren zum Theil von dem Tobak ihre schönen Farben, erhalten sie aber wieder, wenn man sie einige Zeit leer läßt.

Erbsenbrot gibt raue Häuse.

In der Teurung des Jahres 1771 kaufte das Wörzheimers Waisenhaus für tausend Gulden Erbsen, und ließ Brot daraus backen. Dieses war, so lang es frisch war, von gutem Geschmack, aber die Leute wurden dabei heiser und bekamen böse Häuse.

Hasen können keinen Gips, Ochsen kein Dintenwasser vertragen.

Die Jäger klagen jetzt, daß viele Hasen sterben, seitdem man die Felder mit Gyps bestreuet. Um diese Tiere vom Kraute (Kohl) abzuhalten, besprengen die Landleute die Pflanzen mit Kaltwasser. Seitdem man hier und bey Raasdorf große Sümpfe ausgetrocknet hat, spürt man bei den daselbst angelegten Entenfängen eine beträchtliche Verminderung, weil man den Vögeln die Nahrung genommen hat.

In der Landgrafschaft Sausenberg ist bei Feldberg ein Brunnen, dessen Wasser wie Dinte schmeckt. Gleichwohl brauchen es die Bauern, wie anderes Wasser, ohne Schaden. Auch das dabei aufgezogene Vieh leidet nichts davon; aber werden Ochsen aus andern Gegenden dahin gebracht, so wollen sie es nicht saufen; und saufen sie es endlich, so werden sie krank. In etlichen geschlachteten Ochsen hat man in der Urinblase Steine mit einem völlig metallischen Glanze gefunden.

Spiritus aus Kastanien.

Ich habe vielerlei Versuche angestellt, die sogenannten Koffkastanien zur geistigen Gährung zu bringen; aber noch zur Zeit vergebens. Sie sind gar zu schleimicht, und werden daher gleich sauer. Ich habe sie getrocknet, geschält, ich habe sie mit Wasser zu einem Brei stampfen lassen, ich habe Sauerteig hinzugefügt, ich habe sie in eine gelinde Wärme gebracht, sie keimen lassen, und dann weiter bearbeitet, ich habe den Saft aus einem Essigfasse hinzugegeben, weil ich glaubte, eine geschwind hervorgebrachte Gährung würde die mucilaginosen Theile entbinden. Aber umsonst; gleich-

wohl sind sie mehlichter Art, und müssen der geistigen Gährung fähig sein. Del habe ich durch Auspressen aus ihnen erhalten, aber nur wenig; von 3 Pfund ganz trockenen kaum 8 Loth. Es war schwach, und wenn das mucilaginosse Wesen nicht hinderlich gewesen wäre, würde ich mehr erhalten haben. (Ich erinnere hierbei an E. G. Kurella Vorschläge wohlfeiler Brot zu erhalten. Berlin 1771. 8).

Endlich habe ich doch aus den Koffkastanien, die ich habe keimen und gären lassen, etwas Spiritus erhalten. Aber 10 Pfund recht trockene Kastanien gaben mir kaum 3 Loth wirklichen Geist. Das Wässerichte noch noch stark, ich rectificirte es, aber es blieb Wasser. Zu den in ihrer Technologie S. 111 angegebenen Mitteln, beim Brantweinbrennen das Anbrennen zu verhüten, können sie folgendes hinzusetzen. Man tut in die Blase eine Hand hoch rein ausgewaschenen Flußsand, der, wie mich Versuche überzeugt haben, das Anbrennen verhütet, und dazu noch den Grad der Hitze vermehrt. (Aber wie wird es dem Viehe bei den mit Sand vermengten Trebern ergehen?)

Eine Pastellfabrik im Jahre 1779.

Hr. Stoupan, der die erste Pastellfabrik in Lausanne hatte, deren auch Hr. Andrea in seinen Briefen aus der Schweiz S. 259 gedacht hat, ist vor einigen Jahren gestorben. Einer, der in seinem Dienste gewesen, dessen Namen mir aber unbekannt ist, macht dort noch Pastellfarben. Aber Franz Michod, ein Neffe des Stoupan, hat von ihm die Kunst auf eine vorzügliche Art gelernt, und in Bevey im Canton Bern, wo er wohnt, eine Fabrik angelegt. Er zieht die Farben theils aus Pflanzen, von welchen der Saft ausgepresst oder ausgekocht wird, theils aus Mineralien, die vorher calcinirt werden. Daraus wird ein Teig gemacht, den man in Formen bringt und trocknet, so daß es runde zugespitzte drei Zoll lange Stifte gibt. Die größte Geschicklichkeit besteht darin, daß man den Farben weder eine zu starke, noch zu schwache Festigkeit gebe, und die Nuancen recht treffe. Sie werden in Schachteln verkauft, wo man die Farben bis ins stärkste Dunkle und Helle in gehöriger Ordnung liegen sieht; ein Anblick, der das Auge ungemein ergötzt. Unter denselben ist ein Stift von Karmin, den Hr. Michod auch in Pulver verkauft, aber keiner von Ultramarin, weil diese Farbe, wovon ihm die Unze 120 französische Livres zu stehen kömt, zu teuer ist. Ein Sortiment von 153 Stiften von verschiedenem Werte kostet in Bevey 34 Franken oder 51 französische Livres. Er verkauft auch halbe Sortimente von 80 Stiften. Die Bescheidenheit verlangte, ihn mit Fragen über die Art und Weise, wie und woraus eigentlich die Farben gemacht werden, zu verschonen; denn man wird bald gewahr, daß er die Kunst gern geheim halten möchte.

Das Geheimnis des Wachsbleichens.

Zu Maria-Einsiedel, einem Orte, wo mirs gar nicht gefallen hat, und wo es um die Landwirthschaft schlecht aussieht, habe ich mich nach der Wachsbleiche erkundigt. Wider mein Vermuten fand ich, daß das Kloster nicht nur diese, sondern auch eine eigene Schmiede, Schlösser, Schuhmacher, Schneider u. a. innerhalb seiner Mauern hat. Die Wachsbleiche wird von den Mönchen selbst besorgt, die auch in Wachs puziren, und Lichter, Heiligenbilder, nebst Büchern, Rosenkränzen und andern ähnlichen Waren, im Kloster selbst verkaufen, welches deswegen einen offenen Laden hält. Nach ihrer Anleitung zur Technologie zu urtheilen, wird dieses Gewerbe zu Einsiedel nicht sehr im Großen, vielmehr nur zum Verkaufe im Kloster und zum eigenen Verbrauche getrieben. Als ein zu Fuß reisender Protestant,

ohne Bekanntschaft und Empfehlung, konnte ich mir keine genaue Beschreibung ihres Verfahrens im Wachsbleichen versprechen. Ich machte einen Versuch bei einem Bruder, dessen Hauptbeschäftigung diese Arbeit war; allein, ich weiß nicht, war es Zeimangel oder Mißtrauen, das gegen eine ganz fremde Person noch zu entschuldigen ist, ich erlangte nichts als die Aussicht auf ihre Plänen, und die Versicherung, daß ihr Verfahren nichts besonderes habe, welches ich wohl glauben mag.

Ausbeute erzfässiger Erzgruben um 1780.

Ich füge einige Nachrichten bei, welche ich auf der kleinen Reise von Colmar nach Markkirch gesammelt habe. Markkirch oder St. Marie aux mines, liegt ganz zwischen Bergen, und ist ein wegen der in der Nähe befindlichen Bergwerke sehr bekannter Ort, davon ein Teil im Elsaß, der andere in Lothringen liegt. Beide Teile scheidet ein Bach und einige Abtheilungslinien, die in einigen Orten mitten durch die Häuser gehn; welches bei Kranken-Communionen und Sterbefällen sonderbare Vorsicht erfordert, wenn man unangenehme Begegnisse verhüten will; denn es wohnen hier Lutheraner, deutsche und französische, Reformirte und Katholiken. Die Gruben, welche jetzt bearbeitet werden, liegen eine starke Stunde von der Stadt. Man glaubt, daß sie schon zu der Römer Zeiten angefangen worden, begründet aber diese Meinung, so viel ich weiß, nur damit, weil man Dertler findet, wo vor Erfindung des Schießpulvers gearbeitet ist. Ebenfalls soll die Anzahl der Arbeiter sich auf tausende belaufen haben, aber im Jahre 1777 war sie, alle zusammengerechnet, nur 120, davon sieben in der Grube das Erz gewonnen. Alles liegt in des Herzogs von Zweibrücken Erzfässigen Landen. Er hat den Zehnten vom Ertrage, und erteilt die Erlaubnis zum Graben. Der König von Frankreich zieht nichts davon. Man hat Bleierz, wovon der Zentner eine Unze Silber gibt. Man sagt, zu Schlettstadt sei die Töpferglaser erfunden, und viertelst hat die viele Stätte, welche die alten Bergwerke geliefert haben, dazu Gelegenheit gegeben. Erst im Jahre 1777 hat man einen Kupfergang gefunden, der nun nach Abzug aller Kosten, eine ansehnliche Ausbeute abwirft. Seit zwanzig Jahren hat man hier die ganz hölzernen Blasebälge. Anfänglich machte man ein Geheimnis daraus, und versteckte sie in hölzerne Futterale, die aber nun weggeworfen sind. Die Stufensammlung des Pfarrers Weiser, der viele Jahre lutherischer Prediger dort war, seit kurzer Zeit aber eine andere Pfarre bezogen hat, ist eine der größten und vollständigsten. Er hat der Stufen so viele, daß er selbst kleine Stufensammlungen, so genannte mineralogische Bäume und Schachteln in Form eines Buches, worin alle Bergwerksarbeiten vorgestellt werden, verkauft; aber er ist teuer damit. Von Markkirch nach Rappoltsweiler geht die Landstraße erst $1\frac{1}{2}$ Stunden in die Höhe, gewährt oft die herrlichsten Aussichten, und dann wieder herunter, bis an den letztgenannten Ort. Zu Fuß macht man den Weg in 2 Stunden; mit einer Kutsche fast nur in der doppelten Zeit. Denn die Landstraße, die noch nicht alt ist, und sehr viel gekostet hat, hat so viele Krümmungen, daß zuweilen der Weg dreifach nebeneinander liegt, so daß diejenigen, die in der Mitte eines Zuges von zehn Kutschen sind, die vordern und hintern zu beiden Seiten neben sich fahren sehen.

Ein betrügerischer Kaufmann.

Sie haben in der Pöhsikal. ökonom. Bibliothek IX S. 259 gesagt, man verkaufe in Hamburg feines echtes orientalisches Ultramarin, welches die Probe der Beständigkeit in Feuer aushält, die Unze für 1 Dukat. Für diesen Preis bot auch hier ein Kaufmann in Komission erhaltenes Ultramarin aus. Ich wollte mich auch damit versehen, mir

widerstand, aber gleich die dunkle Farbe. Auf einer glühenden Kohle änderte sich die Farbe nun freilich nicht, da ich es aber vors Lötrohr brachte, schmolz mein Ultramarin zu einem blauen Glase, und ich glaube also, daß das Ding nichts weiter sei, als das sogenannte Bleu royal, welches man in Sachsen für einen ungleich geringeren Preis haben kann, und, wie man mir versichert hat, aus dem schwarzen mulmichten Kobolde verfertigt wird.

Der Sattel zum Denkmal Peters des Großen wog drei Millionen Pfunde.

Zu den größten mechanischen Unternehmungen des jetzigen Jahrhunderts gehört gewiß der Transport des Granitfelsens, worauf die Statue Peters des Großen in St. Petersburg stehen soll. Aus der Beschreibung, die Hr. Saburi davon geliefert hat, und die in der Pöhsikalisch-ökonomischen Bibliothek IX S. 531 angezeigt ist, weiß man, daß der Stein wenigstens drei Millionen Pfunde wog, 42 Pariser Fuß lang, 27 Fuß breit und 21 Fuß hoch war. Jetzt sind in Petersburg drei vortreffliche große Kupferstiche von diesem Steine herausgekommen, welche die Größe dieser Unternehmung noch deutlicher darstellen. Die hiesige Universitäts-Bibliothek besitzt sie, nebst einer sehr zahlreichen Sammlung höchst schätzbarer Charten, Bildnisse und anderer Kupferstiche, als ein Geschenk des Hrn. Baron von Asch, Ihrer Russ. Kaiserl. Majest. Staatsrats und ersten Feldmedicus. Die erste Kupfertafel stellet die morastige und walddichte Gegend vor, wo der Stein anfänglich gelegen hat. Man sieht ihn größtenteils in den Boden versenkt, und zum Teil mit Buschwerk und Bäumen bedeckt. Die zweite Tafel zeigt den Felsen von Erde entblößt, so wie er in der großen desfalls aufgeworfenen Grust liegt, mit den verschiedenen Rüstungen für die Arbeiter welche ihn reinigen. Auf der dritten Tafel sieht man den Transport. Die große Masse liegt auf einer Art Schlitten mit untergelegten Kugeln, und wird durch Erdwinden fortgezogen, unter welcher Zeit 40 Arbeiter auf dem Steine beschäftigt sind, ihn zu behauen. Auf dem Steine selbst ist ein Ofen angebracht, um gleich die eisernen Geräte auszubessern. Auf der Spitze geben Trommelschläger die Befehle zur Arbeit usw. Diese vortrefflichen Tafeln von Landartenformat sind gezeichnet von G. Velten, gestochen von J. B. Schley. Sie haben weder Ueberschrift, noch Unterschrift, und es ist wahrscheinlich, daß noch mehrere folgen werden.

Butter als Wagenschmiere.

Nach der Berechnung eines erfahrenen Churbraunschweigischen Artillerie-Offiziers hat allein das Wagenschmieren in einem Jahre des vorigen Krieges über 36 000 Rthlr. betragen. Dabei werden 600 Kanonen und 1800 Wagen, und für jedes Stück zu schmieren täglich 2 Schillinge angenommen. Dagegen, daß manche Tage gar nicht geschmiert worden, muß man bedenken, daß es auch oft an einem Tage 3 bis 4mal, ja noch öfterer, hat geschehen müssen. Bey einem Marsche durch das Hochstift Münster gebrach es einmal plötzlich an Schmier, worauf man in dem kleinen Städtchen Dülman alle Butter dazu für ein Paar hundert Thaler aufkaufte, und um die Knechte abzuhalten, die Butter zu essen, statt die Räder damit zu schmieren, so lies man die Butter mit brauner Seife, die man noch vorband, zusammen schmelzen.

Zinnober gab's nur in Wien.

Ich glaube, die einzige Zinnober-Fabrife in ganz Deutschland ist die zwei Stunden von Wien, welche dem Leib-Arzt des Fürsten Kannitz, dem Hrn. Kornbeck, einem Württemberger, gehört. Er läßt schon seit zehn Jahren arbeiten, und hat vom Hofe große Vorteile erhalten. Er

bekommt z. B. den Zentner Quecksilber aus Idria für 120 Gulden, da er sonst 150 Gulden kostet; statt barem Geldes legt er Kapital-Briefe bei dem Berg-Amt nieder, und zieht inzwischen doch seine Zinsen vom Kapital usw. Seine Sublimations-Methode ist von der Holländischen, so wie sie Hr. Ferber beschrieben hat, verschieden. Die Sublimations-Maschine ist von Eisen, nicht von Ton, auch wird das Quecksilber vor der Sublimation nicht erst zu mineralischem Mohr gemacht, sondern man tut es mit dem Schwefel gleich in die Maschine. Die Holländische Weise mit vorhergehender Zubereitung des mineralischen Mohrs muß auch sehr ungesund sein, da in der Kornbedtschen Fabrik schon die Arbeiter stark salivieren. Hr. Kornbedt kann in 12 Stunden acht Zentner sublimieren lassen, und in 24 Stunden werden 6, 8 bis 12 Zentner gemalen. Er verkauft den Zentner rohen Zinnober für 200 Guld. und den gemalenen, nach der verschiedenen Feinheit, für 210 bis 220 Guld. Die Materialisten in Venedig klagen aber, daß er nicht einen so starken Glanz als der Holländische habe, der deswegen zur Bereitung des Siegellacks lieber gebraucht wird. Sollte wohl dieser Glanz von der innigeren Vermischung des Quecksilbers mit dem Schwefel, durch die Bereitung des mineralischen Mohrs, entstehen; oder rührt er von einem Zufalle, oder von einem Vortheile im Reiben her?

Der „Knobb“ macht das gute Leder.

Es ist bekannt, daß in Wien die Leder-Gerberei sehr gut getrieben wird, und daß man solches zum Teil dem Gebrauche einer Art Galläpfel zuschreibt, die aus Ungarn gebracht, und dort an Quercus robur durch eine noch unbekannte Art Schnips verursacht wird. In einigen Jahren kann man in Ungarn diese Galläpfel ungemein häufig sammeln. Weil aber voriges Jahr die Ernte sehr schlecht war, so hat ein Wiener Kaufmann mehr als 12 000 Zentner Kelche (calices) einer Eichelart kommen lassen, die um Smyrna zu Hause sein soll. Die Gerber bedienen sich derselben mit Nutzen. Ich sende ihnen hierbei einen solchen Kelch, es gibt aber andere die mehr als noch einmal so groß sind. Als ich sie dem Hrn. von Jacquin zeigte, meinte dieser, sie wären von einer Art Eiche, welche Linne nicht gekannt hätte.

Weil ich mich, solche Kelche schon gesehen zu haben, er-

innerte, so bat ich unsern Hrn. Professor Murray um seine Meinung. Dieser erkannte sie für die Kelche von Quercus aegilops, und verwies mich auf die Zeichnung in Bauhini historia plantarum I, 2 p. 77 und in Miller's figures of plants II Tab. 215. An beiden Orten sind diese Kelche vollkommen abgebildet, so daß ich das Urtheil des Hrn. Prof. Murray nicht in Zweifel ziehen kann. Linne gibt Spanien für das Vaterland dieser schönen Art Eiche an, Miller aber sagt in seinem Gärtner-Lexikon, nach der deutschen Uebersetzung III S. 747, der Baum wachse häufig in der Levante, woher man die Eicheln (vermutlich nur die Kelche) zum Gebrauche der Färber nach Europa sende; die Griechen nannten sie Belani. Bauhin bestätigt dieses. Usus calicium, sagt er, ad inficiendos atro colore pannos, Gallarum vice. Sed ex illis tinctura dilutior, fugacior, viliorque est. Ohne Zweifel sind diese Kelche die Belanides, Belanides, oder Avelanides oder Ballones der Franzosen, welche Ludovici in seinem Kaufmanns-Lexikon, nach dem Savari, unter den Waren der Insel Samos nennt, wovon man in Smyrna jährlich 50 000 Zentner haben kann; doch soll der größte Teil derselben nur nach Italien, vornehmlich nach Venedig und Ancona gehen; s. a. a. O. II S. 1192 und IV S. 1572. Man s. Tournefort Reise II S. 26, 28. Bei dieser Gelegenheit wünsche ich eine Beantwortung der Frage: was für eine Art Galläpfel unter dem Namen, Knoppen oder Knoppeln, zu verstehen sei. Einige scheinen darunter nur die gemeine Art Galläpfel zu verstehen, und nach der Bedeutung des Wortes, könnten sie Recht haben. Denn vermutlich soll es die Verkleinerung des Wortes Knopf seyn, wofür man ehemals Knob und Knobbe sagte. Der Name wäre also von der Gestalt dieser Auswüchse hergenommen, woher sie auch den Namen Galle, der eine Blase bedeutet, erhalten haben. Andere aber geben die Knoppen als eine besondere, und zwar vorzügliche Art der Galläpfel an. Man sehe Ludovici Kaufmanns-Lexikon III S. 959, woraus Köfel in seinen Insekten-Besichtigungen I S. 212, das wenige, was er davon gesagt, genommen hat. Hr. Krünitz hat in seiner ökonomischen Encyclop. XV S. 711 eben dasselbe wiederholt, aber auch eine Nachricht aus Taube von den Englischen Manufakturen beigebracht, aus der man sieht, daß sie in Ungarn, Slavonien, Croatien häufig ist; eben dieses sagt Taube im ersten Teile seiner Beschreibung von Slavonien.

Woans id tau 'ne Fru kamm

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Denn hung de olle rotgläserde Pott, de t'en's minen Kopp stunn, aewer sin ganzes, breides blankes Gesicht an tau lachen, un de ganze Stuw' ley vull intweitige Stäweln, de steken all de Tung ut, un Schauster Linsener grep sei sief, einen nah den annern, un treckt sei all up en Band un hung sei mi an 't Finster stats Gardinen. — T'en's minen Fäuten dor sagten Zwei immer ümsichtig Holt, dei Ein', dei sagte immer ganz fines Koffeholt, un de Anner arbeit't in eisen Knäst herüm, un wenn dat Koffeholt sagt würd, denn danzte Fru Wiltow'n ehr Nachtmütz vör minen Ogen immer up un dal — up un dal, un wenn in eisen Knäst arbeit't würd, denn was 't mi vör de Ogen, as stünn 'ne grote, schöne Ird'beer in en grünen Holt, un wenn id nipper tausach, denn was 't minen Unkel Matthies sin rode Räs', de sel ut minen grünen Fautsack herut.

Na, einmal 's Nachts, as wedder stark in de eisen Knäst wirkt würd, dunn würd mi to Maud, as fem id ut den Düstern in 't Helle, id grep üm mi, wo id wir; id lagg

in 't Bedd, de Nachtlamp brennte düster, un in den Lehnstaul mit de groten Pulsterbaden lagg min Unkel Matthies wirklich bet unner de Räs' in minen grünen Fautsack un snorkte ganz fürchterlich. — „Unkel Matthies,“ rep id. — Erst hört hei nich, doch up de Leg twermüntert hei sief un reiw sief de Ogen. „Unkel Matthies,“ frog id, „wo is Schauster Linsener?“ — „Jung,“ säd min Unkel — denn hei nennt mi noch immer Jung', ungesähr mit eben so vel Recht, as oll Rahwer Hamann immer noch sin twiuntwintigjöhrig Börbipird dat Fahlen nennt — „Jung“, sangst Du mi all wedder an? Wat heft Du mit Schauster Linsenern? De Mann, de deidt Di nicks.“ — „Unkel,“ säd id, as hei sief wedder schön taurecht säd, üm dat Saggeschäft wider tau besorgen, „is dat woher, oder heit mi dat drömt, heiwven wi ollen Junggesellen keinen Deil an de Dannenbööm?“ — „Dummen Snack!“ säd Unkel Matthies. „Ligg still!“ — „Jef bün woll sief krank west?“ frog id. — „Dat weit Gott,“ säd min Unkel un krop ut den Fautsack un namm dat Licht un lücht mi in de Ogen. „Aewer würk-

lich, wirklich! Ich glöw', Du büßt dor mit dörch, denn Din Utsehn, min lütt Jüngling," — un dorbi strakt hei mi — „is ganz anners worden. Kannst Du denn wirklich sehn, dat ich Din Unkel Matthies bin, un dat dit min Näs' is un kein Jrd'beer? Un wist Du dat Jrd'beernplücken nu nahgradens sin laten? Denn Du büßt mi vergangen Nacht tweimal efflich in dat Gesicht 'rinne fohrt, as ich en beten indrust' was." — Ich versproh, mi mi beten tau schicken, denn ich wir nu wedder vernünftig.

Un so was't denn nu of; de Krankheit was tau Enn', aewer min Not gung nu irst an. Ich was so mör un so sedweiss, dat ich mi nich rögen kunn, un wenn ich de Ogen mal upslog, dun stunn Fru Bütow'n vör mi un hadd den rotglasürten Pott in de ein Hand un den Lpel in de annere, un faudert un proppt mi mit 'ne Krankensupp, dei was so stüf as Baufbinner-Klister un smeckt of so, un säd denn: „Eten S'! Eten S' doch! — Wenn Sei nich eten, werden Sei nich wedder beter.“ Un bi all dese Qual maht dat oll gaudmäudige Gestell tau ehren Klisterpott noch so'n mitteidig Gesicht, dat ich aewerbapsen müßt, ich müggt wissen oder nich.

Jeder Ding hett en Ean', un 'ne Bußt hett ehre twei. Ich kamm 'rut utdat Bedd un satt denn Stunn'n lang mit minen Unkel Matthies tausam un vertellte mi wat mit em. „Unkel," säd ich mal, denn mi lag de Drom von de Dantenböm un de ellen Junggesellen noch in den Kopp, „Unkel wi hadden eigentlich Beid' frigen müßt," — „Dummen Snad!" säd min Unkel, „meinst Du, ich hadd as östreichsche Wachtmeister von Anno drüttein in Kaiserlich-Königlichen Staaten 'ne lütte ungersche Husarentucht anleggen süßt?" — „Dat nich," sädä ich, „ich red of eigentlich man von mi. Süß mal, ich denk so, wenn ich 'ne Fru hadd — dat heit 'ne ordentliche Fru un 'ne gaude Fru un 'ne — un 'ne lütte nette Fru, un Du treckst denn tau uns . . ." — „Un süß denn Rinner wohren? Dank vel mal!" säd min Unkel Matthies. — „So is dat nich meint," segg ich. „Aewer frigen dauh ich, denn Fru Bütow'n ehr Pleg' in de letzte Krankheit . . ." „Mi dlicht," föllt hei mi in 't Wurt, „Du büßt gaud naug plegt. Ich süßwist . . ." — „Jh, red so nich," segg ich, „Du heft Din Maeglichst dahn; aewer 'ne Fru . . ." — „Na, büßt Du denn all eine Gewisse up de Spur?" fröggt min Unkel. „Weiten dauh ich ein," segg ich. — „Na, will sei Di denn of?" fröggt hei. — „Dat weit ich noch nich," segg ich. — „Is woll so 'ne rechte staatsche?" fröggt hei un plinkt mit dat ein Og'. — „Dat nich," segg ich. — „Denn is sei woll all lang' ut de soldatenpflichtigen Johren?" fröggt hei wider un plinkt wedder. — „Of dat nich," segg ich. „Aewer Du kannst sei Di jo mal ansehn — ich kann leidergotts nich mit — sei geiht alle Nahmiddag buten den Dur nah dei Maehl hentau spaziren, so zwischen dreien un viren, un verfehlen kannst Du sei nich, denn sei is de hübschste von Allen, de dor gahn." — „Natürlich!" seggt min Unkel. — „Un hett 'ne Troddel an den Mantel un en lütten Jungen an de Hand," sett' ich hentau. — „Frigst Du dat Kind mit?" fröggt min Unkel. — „Wat föllt Di in?" fohr ich in Enn'. „Dat is ehr Schwesterkind." — „Gott bewohr uns!" seggt min Unkel. „Iwer Di doch nich! Wat weit ich dorvon? För minentwegen kann sei jo 'ne Wittfru sin. Na, ansehn will ich sei mi denn doch!" — Un dormit geiht hei.

Des Nahmiddags so hentau siwen kümmt hei wedder, rotenbött sich 'ne Pip an, sett' sich dat un seggt gor nicks. Dit argert mi jo denn natürlich, un ich segg of nicks. Wi rosen denn nu Beid' as de Backabens; aewer ich was denn doch tau niglich, stunn up un stellt mi so, dat hei mit sin oll plinkeriges Gesicht nich in de Ogen lisen kunn, un frog: „Büßt Du buten den Dur west?" — „Dat bün ich," seggt hei. — „Na?" frag ich. — „Heww sei seihn," seggt hei,

„un heww of mit ehr redt." — „Plagt Di de Kufu?" segg ich un drei mi um. „Wat heft Du mit ehr tau reden? Ich süßwist heww jo noch nich mal mit ehr redt." — „Dorüm grad!" seggt hei. „Denn Einer von uns möt jo doch anfangen, un ich ward doch woll mit minen Schwester-saehn sine Brut reden saenen?" — „So widd siind wi noch lang' nich," segg ich. — „Wat nich is, kann jo doch noch werden," seggt hei, un sett' sich in den ollen Lehnstaul bet taurügg un streckt de Bein' nah vörwarts, as „süßst mi woll." — „Ich will Di 't vertellen," seggt hei: „As ich so den Weg entlang gung, kamm sei achter mi, un ich stellt mi hen un sek sei an, denn sei hadd en lütten Jung an de Hand; de Troddel kunn ich nich seihn, wil dat de ehr den Buckel dal hung." — „Ich kann 't mi denken," säd ich, „Du heft sei woll snurrig ansehn?" — „Wenn ich wat ansehn will, denn rit ich de Ogen up," seggt min Unkel, „un dat ded ich, un sei slog ehr Ogenso dal — mit so en Tog, as wenn sei des Abends ehr Gardinen an de Beddstäd tausamen trecken wull, un as sei vörbi was, sach ich of de Troddel." — „Du magst sei schön ansehn hewwen," segg ich. — „Dat heww ich, aewer dat dick Enn' kümmt nah." — „Na, hett sei Di denn gefollen?" frog ich. — „Jh ja! Sei hett mehrere Dugenden an sich, de mi woll passen: irstens hett sei sich nich vel um den Kopp 'rümtübert, un tweitens segt sei mit ehr Kleider de Strat nich af, un dat siind en por Dugenden, min Saehn, de führen mir in den Munn' as Einer gewöhnlich denkt, denn de so vel up den Kopp hewwen, hewwen meistens nich recht wat dorin, un de mit de langen Kleider hewwen All scheiw' Bein', oder, wat noch schlimmer is, ehr Hauttüg is nich up den Schick. Min Saehn, bi Frugenslud un bi Bird' mößt Du immer taurist nah de Beinen lisen; is dat Gangwarf adrett, is de Beinsack in Ordnung, un is dat Hautgeschirr propper, denn kannst Du up Flit, up Ordnung un Rendlichkeit rehen." — „Also Du meinst . . ." frog ich. — „Ich mein gor nicks," föllt hei mi in de Red'. „Dat mi irst vertellen, wat mi wider passirt is. As sei nu so vör mi up nah de Maehl hentau gung, un ich achter ehr, dun müßt ich wirklich tau mi seggen: „Bohrhaftig! Du spelst en schönen Zweckel! Du dreihst woll en beten mit den Kopp; aewer dat schadt nich! Denn worüm soll sei nich mit den Kopp dreihn, dorför is sei jo en Frugenszimmer; aewer — denk ich so bi mi — de Red'! Dat is de Hauptsack! Du fast mit ehr en unschüllig Gespräch anspinnen!" As sei wedder taurügg kümmt, stell ich mi mit den Rücken gegen den Bom un dauh so, as wenn ich min Pipengeschirr in 'n Gang bringen will, un as sei nu so 'n Schritterer siw von mi is, dunm tred ich Stahl un Stein ut de Tasch un rit bi de Gelegenheit för en Daler lütt Geld mit 'rute — Jung', markst Du! Allens mit Willen! dat de Zweigrößchenstücken so aewer den froren Hauttüg klapperten. Nu bückt ich mi dal un pust' gefährlich dorbi, as würd mi dat Upsammeln hellischen fur' un as sei dit sach, säd sei richtig tau den lütten Jungen, hei süß mi sammeln helfen, un sei sammelt of mit — un dat wull ich man. Ich bedank mi denn, un wi kemen in 'ne Unnerholung un gungen tausamen bet an 't Dur." — „Wat red' In denn?" frog ich. — „Oh, nicks von Bedüben. Ich säd, ich wir Din Unkel, un ob sei Di nich kennen ded, Du lepst hir of immer up un dal; dunm säd sei, sei hadd nich dat Vergnügen — Vergnügen sädä sei —; dunm frog ich, ob sei nich en jungen Minschen hir hadd gahn seihn mit en gel-grisen Haut un en gel-grisen Newertrecker un gel-griseHör? — „Ne, sädä sei; en öllerhaften Herrn in so 'ne Kleidasch hadd sei woll seihn.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Lurenz bi Abukir

John Brindman.

(Fortsetzung.)

„Dor lat Di man kein griß Hor aewer wassen. Din Recht fall Di woll werden. Wat meinst Du dortau: Sir Peter Lawrence, Knight of the Bath? ore wißt Du leiwersten bor Geld? Schenir Du di man nich! Wi sünd hir bei' inner uns. Sprak Du Di man jo driefst ut! Up ein twintigdußend Pund mir künmt dat eventualiter nich an. Dat liggt nich in John Bull sin Natur, siel denn lausig to maken. Dor kenn id dat Parlament in.“

Dunn fär id aewersten to Nelson: „Soans mußt Du mich nicht verestimieren wollen, lieber Nelson, ne, joans nich, min Junge! Das mit das Fregattschiff, das nehm ich mit Dank an, und wenn es auch man bis Elfinür wäre, weil das alte Loch in Warnemünde doch man zu eng für 'ne Fregatt is; da läme ich denn sacht so hinein. Von wegen das Geld, lieber Nelson, das hättest Du man abersten lieber nicht erwähnen sollen, und von wegen die Junkerei, Nelson, nimm mir das nicht übel, mein Junge, das ist nicht des Aufnehmens wert, wenn einer in sich fühlt, was sein Geist bereits von Gottes Gnaden is. Und wenn Du mich dennoch fragst, warum ich es tue, demso muß ich Dir einfach sagen, mein lieber Horäschio, es ist man bloß von wegen die horizontale Peilung, den Submarinen und den Triumph der Wissenschaft.“

„Je, dat weit id doch eign'lich nich, Herr Lurenz!“ — fär dunn Herr Bloch, — „wat Sei dor so ganz recht an sia hannest hemm'm un an dei geihten Erigten. Mi dücht doch, för nix is nix. Hemm'm is bäter as frigen, un dor is kein Huhn, wat girn ümsüß kraht. Van den Eddelmann, dor will id noch nix nich seggt hemm'm, man dat bäten Geld, mein id man so.“

„Vergäßen Sei Er Rär nich, Herr Bloch!“ — röp dunn Peter Lurenz wedder. — „Wat 'n Kostocker Börger biskünmt, dat weiten Sei, un wat 'n Weltbörger biskünmt, dat weit id, un dor lat id mi nich rin spraken. Dei Annalen van dei Welthistorie, Herr Bloch, dei möten nu seggen: Peter Lurenz hett dei Slacht bi Abukir gewonnen, man bitahlen hett hei sich dor nich för laten. Punktum, streu Sand up, Herr Bloch! Satt heww id mi immer noch äten künnt, un mir as id mag un Herr werden kann, wat dat nu Smuten un Poten sünd ore aewersten indianische Kreigen un Adeborekter, mir as satt ward einer dor nich van; mir hett dei ol Krösus un dei Königin van Saba mir er Tänen un König Salomo mit all sin Weisheit dor nich van astrecken künnt, un jeren rechtschaffen Minschen sin Stammboom geiht grar' so wid trügg bät achter dei egyptische Finsternis as den öften Junker sin, un wenn dat okdei Herr van Ferne is, den Adam dunn noch in dat ol Testament un den Pentateuch to seihn freeg. Man an't Kaenen is't gelägen, seggt Uelzen, un wenn denn einer kann un den Virant in sich fänkt, demso fall hei dat van wägen dei Ambitschon dauhn un nich van wägen dei Wust, den Schinken un dat Speck. Punktum, streu Sand up, Herr Bloch!“

„Na, na, na“ — fär dunn Herr Bloch. — „Ein jerer mag jo wol sinen Gusto hemm'm. „Est sin Maege“ seggen sei in Land Fever. Dei ein dei mag dei Mudder, dei anner dei mag dei Tochter, un wedd verstigen sich gor nah dei Deinstdirns run, as id man hört heww. Id bin man'n Junggefell bläben, Herr Lurenzen, aewersten so väl kann id woll seggen, wenn id anners minen innerlichen Minschen richtig tagiren dauh, dei Tochter har mintwägt noch soalatt un smuck sin künnt, har id frigen wullt, id har mi doch woll sacht an dei Mudder hol'n, vörutgesetzt immer.

dat dei Tochter 'ne Steifochter wäst un dei ril Mudder Disponentin aewer er gesamtes, recht 'n bäten ansehnliches Vermaegen bläben wir. Seihn Sei, Herr Lurenzen, dei Schönheit dei vergeiht gor to flink, un so is dat man grar' noch mit dei Ambitschon. Dor is so väl Süßwistbidrog bi un lopen so väl Illusionen mit inner, dat wenn id mi noch entfluten sol, to frigen“ —

„Van Frigen is hier aewerall dei Rär nich, Herr Bloch!“ — fohrt dunn Peter Lurenz up, slög mit sin knaekern Hand up den Tisch un stöl sinen uhlenstnutigen Kopp mit den kantigen Adamsappel deip in den Knasterdamp rin, dei vör Herr Blocken un üm den langen Nefel van dat russche Talglicht sich ansammelt har. — „Hier is vande Slacht bi Abukir dei Rär, un wenn dei Franzosen hüt abend noch Släg hemm'm saelen Herr Bloch, denn laten Sei mi gefälligst ok man 'n bäten an 't Wurd, süß ward dor nix ut.“

„Dat wör id mi jo in desen ganzen Läben nich vergeihen saenen! Wat id man bidur, dat is, dat Kanzlist Maakens, Smid Höppner un dei Hoffkringelbäcker dat ok nich 'n bäten mit anhiiren saenen. Sei glöben nich in wat för 'ne Spannung Sei mi all versett't hemm'!“

„Laten Sei doch einmal dei Krabbenschüwers, Bloch! Wat weiten dei van dei Nautik af. Wat verstahn dei dorvan. Denn kunn id jo man leiwersten hengahn un 'n Esfimo ischriben, wat 'n Up is. Mit Sei is dat wat anners, Bloch! Sei sünd up dei Atlantik wäst. Sei sünd tweimal dörrch den Golfstrom kamen, un wenn Sei ok kein Pulver nich raken hemm'm, un Sei o fkein Kanonenkugel an dei Bein un kein Bomben nich an dei Räs vörbischrammt sünd, un wenn Sei dat ok nich weiten, wat dat heiten deiht, wenn dörrig Dreideckers sich to gliser Tid un up einen Placken, dei sich väl gröter is as 'ne Handbreid, bi dei Klünken frigen un sich einanner dei Gedärm utriten, Sei sünd up dei Atlantik wäst, Sei möten weiten, wat 'ne Windhof un 'n fleigenden Storm biseggen will, Sei günn id dat, Bloch! Sei hemm'm 'n approximatives Verständnis, un Sei heww id dat all lang' eins taudacht hatt. Man wat heit Maakens? un wat is Höppner? Kanzlist Maakens, mit den is dat immer ehrerbittigst-gehursamt, forma solita un Salvus Curialibus, dat is 'ne ol Kastaellbloch, dei sich vergäbens himäht, Aronomete to warden. Un wat Höppner is, dei heit nang to dauhn, dat hei sich nich vergrippt un dei Hausisens vördwas uplegt. Dei hemm'm nie nich er Räs aewer den Breitling rut hatt; dei sünd as Göffels jung worden un warden as Ganten dei Ogen taudauhn. Wat weiten dei van dei hoge Politik af un dei Haupt- un Staatsabschonen. Ne, Herr Bloch! id wör mi woll händen, min schöne Slacht von Abukir an so'n Dintenkleefer un so'n Steinfahlenpühster wegtofmitten.“

Herr Bloch lacht dunn recht 'n bäten boshast vör sich hen un dunnso fär hei: „Dor hemm'm Sei 'n wores Wurt seggt, Herr Lurenzen! Höppner is 'n fir braven Mann un heit 'ne schöne Kundschaft; man aewer dei Bilag' van dei Kostocker Zeitung verstigt hei sich nich girn, dat anner is em to hoch, wat dör süß noch insteibt; un dei vermischten Nahrichtienst, dei leti hei sich immer des Abens hier upwarmit van Steinhörsten in dei Uhren schürr'n. Un wat Maakens is, hä, hä, hä, hä! dei heit in sin ganzes Läben noch nix wider läßt, as dat offizielle Wochenblatt mit dei Intelligenzen. Dat is den sin politische Maxim, hä, hä, hä! un wenn hei dat nich van Amtswägen mößt, demso wör hei dat ut Grundsatz dauhn. Dat seggt hei sülsen, dor heww id Lügen up, un doriim darw id dat nahseggen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 12

Teterow, 2. Juli 1939

Nr. 7

Kamrad Korl

Nach einer wirklichen Begebenheit.

Dr. Röder, Tessini. M.

(Fortsetzung.)

Fabrik und Lageräume sind von Franktireurs besetzt. Aus allen Fenstern und Lufen regnen Kugeln. Schütt wirft sich lang hin und kriecht auf dem Bauch hinter einen Stapel Flacheisenstäbe. Endlich hat er eine gute Deckung erwirkt. Schweigend liegt er neben einem Kameraden. „Dunnerflagg, hett dei Schinnerbann' uns äben oewer beaast!“ Der Kamerad nickt: „Dat glöw id, Korl. 't is jo oewer of kein Wunner, wüüm blüwst du of nich bi dei Hand. Wie sünd all ne halwig Stunn' hier!“ Schütt runzelt die Stirn: „Soo, ne halwig Stunn' all! Mi hett nims wat seggt, dat dei Hand af-rücken süll. Sammelpunkt Marktplatz, hett dat heiten...“ „Nahsten hett't noch 'n annern Befehl gäwen!“ wirft der Kamerad ein. „Hew id nich hört,“ gibt Schütt zurück, „taurist hew id den Oberleutnant af un tau noch eins ut dat Geballer mankrutbläsen hört, man taulekt hew 'd nicks mihr von em hört un seihn.“ Sekunden steht der Kamerad nachdenklich vor sich hin, dann meint er: „Id hew of lang'n nicks mihr von em hört un seihn — hier is hei nich!“ setzt er zögernd hinzu. „Nich? Wurtannäben süll hei denn woll wäsen?“ Hastig stößt Schütt diese Frage hervor. Wieder vergehen Sekunden bis der Kamerad antwortet: „Dat weit id of nich, Korl. Taulekt hew id em upen Markplatz vör den groten, griesen Katen stahn seihn.“ Schütt schweigt. In ihm steigt plötzlich eine seltsame Unruhe auf. Seine Gedanken kreisen um den Oberleutnant. Ahnungslos. Bang. Vielleicht liegt er irgendwo, verwundet. Vielleicht auch ausgelöscht im Buch des Lebens, aufgefressen vom nimmersatten Moloch Tod. Er kriecht nach der Ecke des Stapels. Von hier kann er den Hof besser übersehen. Minutenlang gleitet sein Blick suchend über den Hof. — Nichts! Kein Oberleutnant zu erblicken. Einige Schritte links von Schütt liegt sein Gruppenführer. Kriechend pirscht er sich an den heran — fragt: „Hett du den Oberleutnant seihn?“ Kopfschütteln. „Ne, Korl! — Sall hei wat?“ „Wur is dei Spiek?“ fragt Schütt anstatt einer Antwort. „Dod!“ Schütt ist still.

Der Feldwebel tot, der Oberleutnant nicht hier. Jetzt steht es unumstößlich bei ihm fest, auch dem Oberleutnant ist irgendetwas passiert, sonst wäre er bestimmt bei der Kompanie. Und schon faßt er einen Entschluß. Mit einem Satz ist er hoch und hastet in langen Sprüngen über den Hof in den Torweg. Tackta! Tching! hämmert, bellt und singt es prompt hinter ihm her. Er achtet nicht weiter darauf. Ihn beherrscht nur noch ein Gedanke: Dei Oberleutnant! Er muß wissen, was mit ihm los ist.

Im Rahmen des Tores bleibt er stehen, späht nach rechts — nach links. Still ist es in der Straße. Die Franktireure rühren sich nicht. Sie lauern schweigend hinter Fenstern und Türen, um sich im geeigneten Moment wie die hungrigen Wölfe auf ihre Opfer zu stürzen. Schütt preßt die Lippen fest zusammen. Hinter seiner Stirn wühlen die Gedanken: Wo mag der Oberleutnant stecken? Wo muß er ihn suchen? Verschiedene Möglichkeiten werden erwogen. Eine Antwort drängt sich stets von neuem hervor. Auf dem Marktplatz! — Vorsichtig, Schritt für Schritt, schiebt er sich in die Straße. Scharf äugt er nach den Fenstern der oberen Stockwerke, vor und hinter sich. Die Haustüren und die Fenster der Parterrewohnungen geben ihm weniger zu bedenken. Während des Gefechts konnte er beobachten, daß die Haustüren und die unteren Fenster fast alle geschlossen blieben. Nur selten hatten sich ganz Verwegene hier und da einmal etwas näher herangewagt. Wie ein Indianer schlängelt er sich an den Häuserwänden entlang. Gewinnt Meter um Meter. Er verwendet unsagbar viel Mühe darauf, möglichst geräuschlos zu sein. Das ist mit den schweren, nagelbeschlagenen Stiefeln wirklich ein Kunststück. Irgendwo weint ein Kind. Aus einer anderen Wohnung dringt das dünne Schelten und brummende Entgegnen eines Mannes. Nirgends ein Gegner zu erblicken. Noch ist er nicht entdeckt worden. Er erwartet zwar, jeden Augenblick wieder als Freiwild gejagt zu werden. Aber zunächst bleibt alles still. Nur die Knallerei im Fabrikhof tönt in diese Stille und Einsamkeit herüber. Wohl fünfzig Meter hat er unbehellig zurückgelegt. Jetzt — Türen klappen — Stimmen



19. AUG. 1939

Hinter ihm flackert ein MG. los. Er ist entdeckt. Kurzerhand dreht er sich um. Seine Augen suchen die Gegner. Dreimal kracht sein Gewehr. Doch nichts verrät ihm, daß die Kugeln ihr Ziel erreichten. Für Sekunden sieht er die Gestalt eines Mannes in einem Fenster auftauchen. Blitzschneller Anschlag — Feuer! — — Ein Aufschrei! Die Gestalt verschwindet. In den Häusern wird es lebendig. Rufe ertönen. Gewehrläufe werden drohend auf ihn gerichtet. Runter vom Gehsteig, raus auf den Fahrdamm — jetzt muß er nach beiden Seiten hin beobachten — und Lauffschritt marsch marsch. Die Schießerei wird immer lebhafter, Schütt's Lage immer brenzlicher. Die Heßjagd beginnt von neuem. In wilden Sprüngen hastet er vorwärts. Stotpert, stürzt, rutscht auf dem Bauch, richtet sich immer wieder auf — stürmt weiter. St. . . . Alasch! ganz nah knallen die Einschläge. Wohin er auch läuft und springt, die Kugeln laufen und springen mit. Umkehren? Auf keinen Fall. Dörchhollen! Dörchhollen! hämmert sein Hirn. Er weiß, es ist keine leichte Aufgabe, die er zu lösen sich vorgenommen. Aber er muß es schaffen, muß! Immer wieder suchen seine Augen den Marktplatz. Die Straße scheint sich ins Unendliche zu dehnen. Atemnot droht ihm die Brust zu sprengen. Er hält nach einer Deckung Umschau. Vor einem Hause liegt die Leiche eines Zivilisten. Hinlegen, kurze Atempause — schießen! Sprung auf. . . ! Und wieder heßt er vorwärts und wieder, wieder. . . . Da! Eine Stimme. Herrisch, barsch. Schütt zuckt kaum merklich zusammen. Bleibt stehen. Zwanzig Schritte vor ihm steht die muskulöse Gestalt eines Zivilisten. Schütt versteht die Worte zwar nicht, aber der Revolver in der erhobenen Rechten erklärt ihm den Sinn. Wie abgeschnitten schweigt plötzlich das Feuer. Alle Augen sind auf Schütt gerichtet. Der steht wie an den Boden geschmiedet. Sein Gesicht ist wie aus Stahl geschmiedet. In ihm lodert eine grenzenlose Wut, die er fühlen muß, für die er ein Opfer braucht, und dieses Opfer kommt. Langsam, langsam geht er auf ihn zu. Bis auf zehn Schritte ist es heran. „Keinen Schritt näher!“ brüllt Schütt plötzlich mit einer Stimme, als will er Tote erwecken. Schon liegt sein Gewehr im Anschlag. Jetzt hilft nur noch Glück und Kaltblütigkeit. Nur nicht lebend diesem Halunken in die Hände fallen. Der Zivilist zuckt einen Schritt zurück. Steht still. Zwei Schüsse krachen. Die Kugeln kreuzen sich. Haarscharf fñrt sie in Kopfhöhe rechts an Schütt vorbei. Schütt zielt besser. Der Zivilist taumelt ein paar Schritte vorwärts, bricht zusammen. Tot. Immer noch lähmende Stille. Wie ein Bann lastet es auf allen. Jrgendwo das Knarren einer Tür. Hinter ihm. Ein neuer Angreifer? Augenblicklich wendet er den Kopf. — — Nichts! Stille! Auch im Fabrikhof ist die Knallerei inzwischen abgeklaut, um bis bis auf vereinzelte Schüsse ganz aufzuhören. Diese verdammte Stille dünkt ihm das Grauenshafteste. Er wird unruhig. Nicht daß er Angst hat, die kennt er nicht, aber es ist doch ein anstrengendes Spiel mit den Nerven, jede Sekunde auf der Hut sein zu müssen. Man tan, Korl, wieder! spornt er sich selbst an. Knapp drei Schritte hat er gemacht, dann setzt auch die Schießerei wieder ein. Wieder stürmt er im Lauffschritt vorwärts. Vielleicht kommt er schon zu spät, kann seinem Oberleutnant nicht mehr helfen? Diese Gedanken heßen ihn vorwärts, unerbittlich vorwärts. Und vor, hinter und neben ihm schlagen die Geschosse ein.

Hier offenbart sich wieder einmal der wunderbare, unergründliche Wille Gottes, der Menschen und Geschosse in ihre Bahnen lenkt. Es wird viel zu schlecht gezielt, um Schaden zu tun. Nach wenigen Sprüngen hat er den Marktplatz erreicht. Raus ist er aus dem Herentessel. Hier ist es wider Erwarten ruhig. Nur vereinzelte Schüsse fallen. Einmal hier, einmal da. Die Kugeln bleiben ihm aber

respektvoll vom Leibe. Er hört sie kaum fñren. Die Schießerei verebbt. Wieder liegen Markt und Straße in lähmender Stille. Keuchend steht Schütt am Rande des Platzes. Der Schweiß quillt ihm aus allen Poren und sein Herz buppert wie ein Schmiedehammer. Herrgott, war das aber auch eine Jagd. Das war ja ein richtiger Wettlauf mit dem Tode! Er spñrt ahnend, daß die Zukunft noch manche solche Stöße für ihn bereit haben wird, aber nicht für ihn allein, für Millionen andere auch — und er will damit fertig werden, wie Millionen andere auch! Er reckt sich zu seiner vollen Höhe auf und sieht sich auf dem Platz um. Er steht allein. Mutterseelenallein inmitten der Höhle des Löwen. Weit und breit ist kein Lebewesen zu erblicken. Nicht einmal ein Hund oder eine Katze. Nichts, nichts! Nur Tote, überall Tote, in der Mitte des Platzes und an den Häusern. Sämtliche Türen und Fenster der öffentlichen und privaten Gebäude sind geschlossen. Zum Teil sind die Fenster mit Tüchern und Decken verhängt oder die Jalousien herabgelassen. Dreißig Meter vor ihm zweigt eine Seitenstraße nach rechts ab. Nicht weit davon, zur Rechten, liegt das Rathaus. Schräg gegenüber ragt eine Kirche über die Dächer der Häuser hinweg. Und dort, zur Linken, in jenem großen, grauen Gebäude, fielen die ersten Schüsse. Mißtrauisch mustert er eine Weile dieses Gebäude. Die Fenster sind geschlossen, die Jalousien herabgelassen. Nichts Verdächtiges wahrzunehmen. Trotz allem, er traut dem Frieden nicht recht, denn man muß vom Gegner stets annehmen, daß er besonders klug ist und alles richtig macht. Doch Zeit ist Gold. Drum fñllt er die Lungen noch einmal kräftig mit Luft und geht über den Platz, der Kirche zu. Das Gewehr schußbereit im Arm. Alle Sinne angespannt. Unentwegt gleitet sein Blick über die Toten. Soweit er es übersehen kann, handelt es sich zum größten Teil um tote Kameraden eines anderen Regiments. Sein Oberleutnant bleibt unsichtbar. Nirgends eine Spur von ihm zu entdecken. Minuten vergehen. Die Sonne steigt höher und höher. Immer stechender, sengender werden ihre Strahlen. Heiß und drückend hängt die Luft zwischen den hohen Gebäuden. Schütt flucht die grimmigsten medienburgischen Flüche, läßt aber den Mut nicht sinken. Ein Gedanke sitzt fest in seinem Hirn: Man möt hei, un wenn id em ut dat leßt Höllenloß ruthalen fall! Reichlich die Hälfte des Weges liegt hinter ihm. Er spñt die Ohren. Entfernt klingt ein tapsendes Geräusch. Er dreht sich um. Horcht — Schritte! Das muß in der Seitenstraße sein! Jetzt heißt es auf der Hut sein! Hastig strebt er der Seitenstraße zu. Im nächsten Augenblick steht er an der Straßenecke. Wie erstarrt blickt er auf das Bild, daß sich seinen Augen bietet. Knapp dreißig Schritte vor ihm schreiten drei Männer dem andern Strahlenende zu. Zwei Zivilisten, ganz in Schwarz gekleidet — Pfaffen. Und in ihrer Mitte — die Hände mit Mantelriemen auf dem Rücken gefesselt — sein Oberleutnant. Schütt sein Herz scheint stillzustehen, so still wie er selbst. Gefangen! gest es in ihm. Auf mancherlei Ueberraschungen ist er zwar gefaßt, aber mit dieser Möglichkeit hat er nicht gerechnet. Er ist sich sofort völlig klar darüber, daß Leben des Oberleutnants hängt nur noch an einem dünnen Faden. Wenn hier noch Hilfe zu bringen ist, muß es sofort geschehen! Seine Erstarrung weicht blitzschnellem Handeln. Er reißt das Gewehr hoch. Ein wütendes „Schinnerbann!“ und ein scharfer Knall durchpeitschen gleichzeitig die Luft. Der Zivilist zur Linken des Oberleutnants wirft die Arme in die Luft, wankt, bricht lautlos zusammen — tot. Der andere ergreift die Flucht. In rasenden Sprüngen heßt er die Straße entlang. Seine Füße scheinen kaum den Boden zu berühren. Ehe Schütt zum zweiten Schuß fertig, ist er durch eine Haustür verschwunden. Schütt atmet er-

leichtert auf. Gott sei Dank, das war geglückt. Mit großen Schritten geht er auf den Oberleutnant zu. Dieser fährt wie ein Kreisel herum. Verblüfft starrt er auf den Mann, den er für einen Unsicheren, für einen Drückeberger gehalten. „Schütt — Sie?“ Das ist alles, war er im ersten Augenblick über die Lippen bringt. Schütt nickt nur. Schweigend klappt er sein Taschenmesser auf und zerschneidet die Mantelriemen. Dann bückt er sich, nimmt das Gewehr eines Toten vom Boden und gibt es dem Oberleutnant in die Hand: „Da, Oberleutnant, dir hollen Sie wiß!“ Inzwischen hat der Oberleutnant seine durcheinandergewürfelten Gedanken wieder geordnet. „Wo kommen Sie her, Schütt? Wo ist die Kompanie?“ Die Fragen überstürzen sich. Schütt erstattet in knappen Sätzen Bericht.

Die Gesichtszüge des Oberleutnants verändern sich, werden ehern, undurchdringlich. Kein Mensch kann erraten was in ihm vorgeht. Vielleicht kommt er jetzt zu der Erkenntnis, wie falsch er Schütt beurteilte. Vielleicht durchstreifen seine Gedanken noch einmal die überstandene schreckliche Situation.

Nach einer Viertelstunde steht die Kompanie in der Straße vor dem Fabriktor. Wieder bellern die Gewehre, wieder hämmern die MGs, und wieder mäht der Sensenmann seine Ernte. Der Oberleutnant schreit was die Stimme nur hergibt: „Alles in die Häuser! Wenn die Bande nicht raus will, die Buden warm abbrennen!“ Das Urteil ist gefällt! Die Stunde des Strafgerichts bricht an! Und nun zeigen die Mecklenburger was sie können. Schweißtriefend, vor Wut kochend, rücken sie dieser hinterlistigen Horde zu Leibe. In den Hirnen Aller herrscht das Wort: Abrechnung! Wahnsinnig rattern die Gewehre der Franktireurs. Mit aller Gewalt versuchen sie den Stoß abzuriegeln. Denn sie wissen, daß es um ihrer aller Gut und Leben geht, und ringen, wie die Gefahr des Augenblicks es verlangt. Vergebens. Gegen den eisernen Willen der Reservisten und Landwehrmänner sind sie machtlos. Türen bersten. Fensterscheiben klirren. Todeschreie gelten auf. In diesem Augenblick wird der einfachste Mann sein eigener Führer. Nicht überall kann ein Vorgesetzter die jetzt beginnende Stückerarbeit überwachen. Vereinzelt zu zweien und dreien stürmen sie in die Häuser. Schütt stürmt auf ein zweistöckiges Haus zu. Eine Apotheke. Aus vier Fenstern im ersten Stock bellern Gewehre. Die Fenster im zweiten Stock und im Parterre sind geschlossen. Bevor er jedoch in das Haus geht, beobachtet er die Franktireure im ersten Stockwerk. Diese scheinen ihn noch nicht bemerkt zu haben, sonst würden sie ihn jetzt bestimmt mit Kugeln überschütten. Diesen Augenblick gilt's auszunutzen. Die Haustür ist unverschlossen. Hinein! Der Teufel soll den Kerl holen, der jetzt noch ausrittchen will. Die Diele liegt im Dunkeln. Das einzige Fenster links vom Eingang ist mit einer dicken Decke verhängt. Runter damit. Ein Ruck. Ratsch! Helles Sonnenlicht durchflutet die Diele. Eine Weile steht er unbeweglich. Hört. — Nichts! Nur das Knallen der Gewehre in der Straße ist zu hören. Wohin jetzt? Zwei Türen münden in die Diele. Links eine einfache, rechts eine breite Flügeltür. Nicht weit davon führt eine breite Holztreppe mit zierlich geschnitztem Geländer nach oben.

Kurz entschlossen wendet er sich der Flügeltür zu — rüttelt daran. Die Tür ist verschlossen. Er ruft: „Ruterkamen!“ Keine Antwort. Wer soll ihn in diesem Hause auch wohl verstehen? Aber sie hören seine Stimme und machen sich zur Abwehr bereit. Schütt faßt das Gewehr am Lauf und bearbeitet die Tür mit dem Kolben. Dumpf

hallen die Schläge durch das Haus. Drei wuchtige Schläge knacken und splintern. Die Tür fliegt auf. Schwüle Luft, von allerlei scharfen Gerüchen durchzogen strömt ihm entgegen. Dunkelheit ringsum. Die Jalousien vor den drei Fenstern sind herabgelassen. Kein Laut von innen. Schütt schlenkert die Schweißtropfen von der Stirn, geht vorsichtig durch den Raum an das erste Fenster und zieht die Jalousien hoch. Dabei ist sein Gehör angespannt, wie das eines Tieres im Walde. Plötzlich fährt er wie ein Blitz herum. Hält den Atem an. Quietsche eben nicht irgendwo eine Tür? Kommt da nicht jemand? Schnell einen Schritt nach rechts, vor dem Fenster weg. So, abwarten! — Knacken der Treppenstufen. Natürlich, da kommt jemand! Noch einen Schritt nach rechts, den Rücken fest an die Wand gelehnt. Ein leises Knacken, der Sicherungsschlüssel fliegt herum. Warten, warten. — Wie leblos lehnt er an der Wand. Kein Muskel zuckt in seinem Gesicht. Sekunden vergehen. Der Fußboden in der Diele knarrt. Schritte kommen näher, machen vor der Tür halt. Da — eine Gestalt steht im Türrahmen, das Gewehr in der Hand. Im selben Augenblick reißt Schütt sein Gewehr an die Wade — der Schuß kracht. Ein Wutschrei. Die Gestalt macht kehrt — rast die Diele entlang und poltert die Treppe herunter. Schütt rennt hinterher. Bis an die Treppe. Er zieht hinterher. Scharf peitschen die Schüsse durch das Haus. Zu spät! Oben fliegt frachend eine Tür ins Schloß. Dann herrscht wieder Stille. Entwischt! „Verdammte Schinnerbann!“ flucht Schütt und geht in den Raum zurück. Er sieht sich in dem Raum um. Ein Ladentisch zieht sich vom Mittelfenster bis an die Wand gegenüber. An der Fensterwand, diesseits des Ladentisches, stehen fünf Stühle. Die übrigen Wände, vor und hinter dem Ladentisch, werden von Regalen und Glasschränken bekleidet, die von unten bis oben mit Gläsern, Flaschen, Dosen und Verbandstoffen angefüllt sind. Schütt geht einige Schritte vorwärts, dem Ladentisch zu. Klatzsch! Rund um ihn bohren sich Kugeln in den Fußboden. Von oben wird durch die Stubendecke geschossen. Schütt flucht: „Schinnerbann! Jug will id dur woll rut-rökern!“ Mit wenigen Schritten ist er an einem Glasschrank, der in unmittelbarer Nähe des Ladentisches steht. Ein leichter Stoß mit dem Kolben — ein Klirren. Die Glastür ist zersplittert. Er sucht Brennstoff. Die Buden warm abbrennen, hatte der Oberleutnant befohlen. Nach kurzem Suchen greift er in den Schrank und entnimmt ihm eine dickbauchige Flasche. „Benzin“ steht auf dem roten Etikett. „Dit is 'n gaudes Füeranbeutes“, sagt er sich, dreht sich um und schleudert die Flasche durch den Raum. Krachend zersplittert sie an einen der Regale hinter dem Ladentisch. Nun wird oben wie toll geschossen. Der Kalkstaub rieselt wie Rebelschwaden von der Stubendecke herab. Schütt läßt sich aber in seinem Vorhaben nicht stören. Er reißt ein Streichholz an und wirft es in das auf dem Fußboden fließende Benzin. Dann brüllt er durch die zum Schalltrichter gewölbten Hände: „Runnerkamen, Schinnerbann, fünst warden jug dei Häut noch sweiten!“ Als Antwort ertönt ein furchtbarer Knall, der ihm durch alle Glieder fährt. Er verliert plötzlich den Halt, schwebt in der Luft und sitzt dann mit einem Mal auf seinen vier Buchstaben. Glas- und Holzsplinter fliegen ihm um Nase und Ohren. Schleier hängen sich vor seine Augen. Alles um ihn dreht sich wie ein Kreisel. Das Gewehr krampfhaft mit beiden Händen umklammert, starrt er verblüfft in dieses wilde Durcheinander. Sämtliche Glasscheiben in Fenstern und Schränken sind zersplittert. Und mitten aus diesem Wirrwarr leuchten ihm bis zur Decke emporzügelnde rote und bläuliche Flammen, wie höhnisch grinsende Fragen, entgegen. Weißender, stinkender Qualm wälzt sich durch den Raum und schnürt ihm fast den Atem

ab. „Pfui Deuvel, wat 's dit?“ grunzt er prustend. Blichschnell hatte sich dieser Vorgang abgespielt. Im ersten Augenblick kann er nicht begreifen, wie es geschah. Doch allmählich geht ihm ein Licht auf, ein ganz großes sogar. Der Luftdruck einer Explosion hatte ihn wie eine Feder durch die Luft geschleudert und auf den Fußboden gesetzt. Er bewegt die Arme und Beine, befühlte sich von oben bis unten. Ein erleichtertes Aufatmen. Gott sei Dank, die Knochen sind heil geblieben! Mit rasender Schnelligkeit greift das Feuer um sich. Wie die Raketen springen die Flammen von einem Gegenstand zum andern. Ab und zu erfolgen mehrere leichte Explosionen zu gleicher Zeit. Die Schießerei im ersten Stock wird immer lebhafter. Die Franktireure wollen ihr Leben so teuer wie möglich verkaufen. Immer näher kriecht das Feuer an Schütt heran. Schnell ist er wieder auf den Beinen, wirft noch einen letzten Blick in die zischenden, prasselnden Flammen und verläßt dann das Haus. Hier gibt es für ihn keine Arbeit mehr. Die Franktireure sitzen wie die Mäuse in der Falle. Mögen sie sich aus dem brennenden Hause retten. Niemand wird sie daran hindern. Doch ihr Leben ist verwirrt. Feuer- oder Kugeltod! Sie haben die Wahl. So oder so! Sie haben ein Spiel mit dem Tode gespielt. Das Spiel ist aus. Der Tod ist Gewinner.

Schwarz, gelb und rot steigen die gewaltigen Rauchfahnen und Feuersäulen der brennenden Häuser gen Himmel. Dicke Rauchwolken wälzen sich durch die Straßen. Brausend prasseln die Flammen. Krachend stürzen die Häuser zusammen. — Der Widerstand in Löwen ist gebrochen.

Die achte Kompanie bivouaciert auf einem Stoppelfeld. Auf das Aufschlagen der Zelte hat man verzichtet. Es ist schon spät und in früher Morgenstunde soll es schon wieder weitergehen. Einzelnen und in Gruppen liegen und stehen die Feldgrauen umher. Die einen müde und abgespannt, die anderen noch voller Unruhe und Aufregung. Eine größere Gruppe, darunter auch Schütt, unterhält sich stehend über das Ereignis des Tages. „Dat wi uns' Knaken heil ut dit Deuwelsloek rutbrocht hebben, dat is mihr as 'n Wunner“, sagt einer. Stummes Nicken der Kameraden. Es hat keiner geglaubt, daß er dieser Hölle

lebend enttrinnen würde. Schütt zündet sich die Pfeife an — macht einige tiefe Züge. Dann deutet er mit der Pfeifenspiße auf Löwen: „Dat lat man, Kamrad, dorvör hebben wi dei Schinnerbann' of schön warm inbött.“ Schweigen. — Alle Blicke wandern in die Richtung nach Löwen. Noch einmal durchleben sie im Geiste das letzte, blutige Geschehen. Hundert Franktireure hören ihr Urteil: „Tod durch Erschießen!“ Hundert Franktireure graben sich ihre Gräber. Hundert Franktireure brechen sterbend zusammen. Schön waren diese Szenen nicht und so manchen Reservisten und Landwehrmann wollte das Mitleid überwältigen. Doch sie mußten hart bleiben. Der Krieg ist kein Unterhaltungsspiel, keine Augenweide. Es sind Feinde und müssen vernichtet werden. Ihr Tod bedeutet Leben für viele, viele Kameraden! In diesem Augenblick des Schweigens tritt der Oberleutnant an die Gruppe heran. Keiner hört und sieht ihn kommen. Zu sehr sind alle mit ihren Gedanken beschäftigt. Er bleibt hinter Schütt stehen. Eine Weile sieht er über die Leute hinweg auf das brennende Löwen. Endlich sagt er: „Schütt, Ihr heutiges braves Verhalten werde ich Ihnen gedenken.“ Schütt fährt herum, nimmt Haltung an. Der Oberleutnant winkt kurz ab: „Laß das — rühren!“ Er reicht ihm die Hand. Zwei Augenpaare sehen sich an, das eine dankbar, das andere freudig erregt. Fest ist der Druck seiner Hand und fest klingt seine Stimme: „Du bü doch 'n Deuwelskierl, Korl!“

Friedliche Stille liegt über dem Gelände. Die Nacht spinnt ihre dunklen Schleier über das weite Land. Leuchtläser durchschwirren die Sträucher und Gebüsch. Im nahen schilfigen Teich zirpen Heimchen ihre eintönig-schrellen Melodien. Und in der Ferne schlagen die Flammen wie gigantische Fackeln gegen den nachtdunklen Himmel.

Der 25. August 1914, ein Tag des Strafgerichts, geht zur Rüste.

Am 19. Sept. 1914 wird einem Landwehrmann ersten Aufgebots, als ersten Mann im zweiten Bataillon, das E. R. 2. Klasse verliehen. Er ist noch heute stolz darauf, denn er hat es sich ehrlich verdient, der Kamrad Korl.

Ein Pachtkontrakt über eine Jagdverpachtung im Jahre 1780

Dohnenfang und Zugvögelschießen ist ausgenommen.

Wir Georg der Dritte, usw. urkunden und bekennen hiemit, daß wir die hohe und niedere Jagd im Amte Niedeck, jedoch mit Ausschließung der Kuppel-Jagden, auch des vom Amte Niedeck vorhin zwar mit beschossenen, eigentlich aber in das Amt Friedland gehörenden und daselbst mit verpachteten Theils des Westerberges, nach vorgängiger öffentlicher Versteigerung, Unserm — auf die sechs Jahre vom 1. August 1769 bis den 1. August 1775 verpachtet und angethan haben, thun solches auch Kraft dieses dergestalt und also, daß derselbe bemeldete sechs Pacht-Jahre über, seiner besten Gelegenheit nach nutzen und gebrauchen möge, jedoch unter folgenden Bedingungen:

1.)

daß nebst den Kuppel-Jagden, auch der den Forst-Be-dienten verbleibende Dohnen-Fang und das Zug-Vögel-Schießen von dieser Pacht ausgenommen.

2.)

daß der Pächter die etwa hergebrachter maassen aus dem verpachteten District abzugebende Wild-Deputate über-

nehme, und an die Behörde abliefern, wozu ihm die gewöhnlichen Dienst-Führen verabsolget werden. Woge-gen derselbe

3.)

sich mit den Gebühren, Accidentien und übrigen Emolumenten der Forst- und Jagd-Beidenten nicht zu benehmen hat.

4.)

Ist zwar der Pächter verbunden die verordnungsmäßig oder nach der Observanz hergebrachte Hege- und Sek-Zeit auf das genaueste zu beobachten, die Jagd weidmännisch zu beschießen, auch wenn in den Feldern gesaget wird, den Unterthanen an ihren Feld-Früchten keinen Schaden zuzufügen, welcher in widrigem Fall zu ersetzen. Jedoch hat

5.)

der Pächter das etwa zu Felde gehende und zu Schaden betroffene rothe und schwarze Wildpret zu aller Zeit, und vornehmlich auf jedesmalige Anzeige der Unter-

thanen und Pächter, fällen und wegschießen zu lassen, immaßen ausdrücklich bedungen wird, daß im widrigen Fall, und wenn sich bey anzustellender Untersuchung begründete Klagen, wegen eines übermäßigen den Unterthanen zu Schaden gereichenden Wildstandes ergeben würden, ausser der von dem Pächter zu leistenden Entschädigung, die Pacht von selbst erloschen und aufgehoben seyn soll.

6.)

Die zu Befahrung des geschossenen Wildprets erforderliche Jagd-Dienste werden, so wie es hergebracht, und in so fern darunter bisher nichts gewisses bestimmt ist, bis an die zunächst belegene Stadt, verabsolget; ausser diesen hat sich der Pächter keiner andern Hand- oder Spanndienste, es sey zum Treiben, Bürschen oder sonstigen Behuf anzumaassen.

7.)

Die Jagdgränzen und übrigen Gerechtsamen hat der Pächter auf das genaueste zu beobachten, auch den Forstordnungen, in so fern selbige mit einander in Verbindung stehen, sorgfältig nachzukommen. Wie denn auch

8.)

den Ober- und Revier-Bedienten aufgegeben ist, der ihnen obliegenden Pflicht gemäß, den verpachteten Jagd-District von Zeit zu Zeit zu visitiren, und auf die herrschaftliche Gerechtsame sowohl, als auf die Erfüllung der Pacht-Bedingung zu achten.

9.)

Für den Genuß anfangs beschriebener Jagd hat unser Pächter, während der sechs Pacht-Jahre jährlich und jedes Jahr besonders Ein und sechzig Thaler, in guten, nach dem Leipziger Fuß ausgeprägten $\frac{1}{2}$ Stücken, hiesigen Goldgulden, oder andern diesen Sorten äquivalirenden bey Unsern Kassen annehmblichen Gold-Münzen zu bezahlen, auch diese Pacht in dem dritten Quartal eines jeden Pachtjahres, mithin vor Ablauf des Monats April, auf seine Kosten unmittelbar an Unsere Rentkammer zu Hannover einzuliefern, und die Quittung dem Ante Niedeck zuzustellen sich verpflichtet. Wobey derselbe

10.)

mit Uebernehmung aller gewöhnlichen und ungewöhnlichen Unglücksfälle, namentlich auch eines etwanigen Wild-Sterbens allen, und jeden Abzügen und Remissions-Gesuchen, gänzlich entsetzt. Daferne endlich

11.)

der Pächter binnen dieser Pachtzeit versterben würde, so soll mit dem Pachtjahre, worin sich der Fall zutrage, die Pacht erloschen seyn.

In Urkund dessen ist dieser Contract unter Unserm König- und Churfürstl. Kammer-Sigill und gewöhnlicher Unterschrift ausgefertigt, und dem Pächter gegen seinen Revers eingehändigt.

So geschehen Hannover den 4 Octob. 1769.

Ad mandatum Regis et Electoris speciale.

Woans id tau 'ne Fru kamm

Frik Reuter.

(Fortsetzung.)

Na, säd id, de öllerhaste Herr wir de jung' Minsch, von den id redt hadd, dat wirst Du. — Dunn sprung dat oll lütt Jüngschen so an ehr tau Höcht un säd: „Tante, das ist der Herr, von dem Du immer sagst, er säh' aus wie eine Reihensammel, die in Milchsafee getaucht ist.“ — Dunn würd sei fäerroth un id müßt lud'hals' lachen un säd: „Ja, dat wirst Du.“

Id würd nu of fäerroth, denn dei Snaht müßt mi jo doch sihr ärgern, un segg tau minen Unkel: „Wenn Du wider nicks haddst wullt, as Din Swesterkind lächerlich vör de Lüüd maken, denn haddst of leiwer tau Hus bliwen künnt.“ — „Dat hadd id“, seggt hei, „aewer id wull noch wider wat, id wull girn weiten, ob sei Di woll nem?“ — „Leiwer Gott!“ segg id, „Du heft doch nich fragt?“ — „Jung“, seggt min Unkel un roth, as wenn en lütt Mann bacht, „wenn id 'ne Sat in de Hand nem, denn gründlich! — aber fein! — Id frag ehr also, ob sei woll wüßt, wat Du wirst!“ — „Ne“, säd sei, „Du wirst villicht en Doctor?“ — „Bewohr uns!“ segg id, „wo kem hei dortau?“ — „En Abbat?“ — „Of dat nich.“ — „Na, dit und dat?“ Un sei röd nu 'rümmer bet nah en Rath' rup un bet nah 'n Barbirer' rumme; id schüddest aewer immer mit den Kopp un säd taulest: dat raden Sei doch nich! Sei is höchstens gor nicks. — Dat schint ehr denn allerdings en beten wenig, un sei meint denn: Du würdst denn also woll von Din Geld lewen. — „Ja“, säd id, „in ein Ort hadd sei Recht; tau dit Geschät haddst Du von Jugend up de meiste Lust hatt, aewer dat Du dorbi 'ne Anstellung fregen haddst, künnt id grad nich seggen. Du wirst nu up en anern Stand verfallen.“ — Up wat för einen? frog sei. — „Up den Ehestand“, säd id und frog tauglit, wat sei

dortau meinen ded. Vörher hadd id aewer all tau mi seggt: ward sei bi dese Frag' blaß, denn mag sei em nich liden; ward sei roth, denn nimmt sei em. — Sei würd denn nu richtig aewer un aewer roth un blükt sid dal un blünzelt an den lütten Jungen sinen Haut herümmer, un as sei wedder tau Höchten kamm, denn kel sei mi so von haben dal an, makt mit 'ne halwe Wenning 'ne Ort von Knicks, un weg was sei. Un de Frag', de id, för min Person, ehr noch vörleggen wull, kamm gor nich tau Brett.“ — „Dat ward of 'ne schöne Frag' weßt sin!“ segg id un bit vör Ärger den Kopp von de Pipenspiß. — „Oh ne!“ seggt min Unkel, „id wull ehr blot fragen, ob sei gaud Fisch faken künnt, denn wull id tau Zug trecken“, un dorbi sach de olle Burß so ut, so wichtig un ernsthaft, as güng min Frigeri em mihr an, as mi sülvst. Doch dit süll noch en ganz Deil narscher kamen.

In den negsten Dagen, as id all so 'n beten utstümpen kunn, gah id nu absichtlich nich nah de Maehl hentau, denn mi was dat schanirlich, ehr vör de Ogen tau kamen. „Sallst en beten up den See tau Ff' gahn“, denk id, „un dat Schritschaulopen un Glädensführen anseihn.“ — Dat dauh id denn nu of, un as id an de Baud heran kamm, wo Bir un Bramwin un Punsch un Grog verköfft ward, gah id dor en beten 'ran un seih denn grad, „wo min Unkel Matthies en Achtgröschensstück up den Disch leggt un för vir Gröschens Kaufen un för vir Gröschens Punsch söddert. Na, dit föllt mi denn nu sihr up, denn hei drümk leiwer en Glas Grogg, as Punsch, un Kaufen namm hei gor nich in de Mund. „Na, wat dit woll heit?“ denk id, „hei will woll Kinner tractiren.“ — Aewer ne! Ahn dat hei mi gewohr würd, güng hei mit sinen Barg Kaufen un sin Glas vull Punsch up en Gläden los, wo 'ne Dam' mit en grünen Sleuer insatt, un bögt sid mit dat Biv

vörn un achter aewer, as wull hei sich dat Krüz verrenken, un fragt mit de Bein' so snatsch up dat Is herümmer, dat id denk, de oll Mann verliert de Biansirung, un dat id all up em losspringen un em unner de Arm gripen will; dunn sleiht de Dam' den Eleuer taurügg, un wat seih id? Minen leiven Schatz un minen säuten Ogentrost! Un tau Maud' würd mi, as habb mi Einer rechts un links en po Mulschellen geiven. — „Dat weit de Rufus“, segg id, „de Du verdarvt mi de ganze Frigeratschon bet in de grawe Grund!“ un gah so arg, as Einer warden kann, nah Hus.

Dor satt id nu in 'n Düstern un grunf' mi inwendig, dunn geiht de Dör up, un min Unfel kümmt 'rin. „Guh'n Abend!“ seggt hei. „Wat sittst Du hir in 'n Düstern? Mat Licht an!“ — Dit is dat einzigste Mal in minen Leiven west, dat id minen Mutter-Brauder nich de Dagstid ba-

den heiw; id stunn aewerst up un mast Licht an, un sach so sur ut, as en solten Hiring, de virteihn Dag' in Essig leggt is. — „Wat fehlt Di?“ fröggt hei. — „Nicks!“ segg id fortweg, dacht aewer: 't is din Mutter-Brauder! un sett't hentau: „Id bün nich up den Schick!“ „Id sihr“, säd hei un dorbi sach hei so lüftig ut, as en ollen Esel, de virteihn Dag' bi schiren Hawer in 'n Stall stahn bett, „Heiw wedder mit ehr redt“, seggt hei. — „Minentwegen“, segg id. — „Wo fällt id dat verstahn?“ fröggt hei un sett't en ernsthaft Gesicht up. —

„Id bün mit den Drom dörrch“, segg id. — „Du willst nich?“ fröggt hei un leggt sin beiden Arm up de Leh'n von den Dehnstauhl un klick mit de Näf' draewer weg, scharp mi in 't Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Peter Lurenz bi Abufir

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Van den Hambörger Korrespondenten hemm'm sei all beid kein Ahnung nich, un wat id van er intellektuelle Superiorität denken dauh, dat lat id leiversten ungeseggt. Sei wiren aewer jo noch grar' an Burd van dat britische Admiral-schipp in Nelson'n sin Rajüt un söln dei Nacht in den sin Roje mit börsleiv nämen, Herr Lurenzen! Mit Er gütiges Wollnähmen, wenn Sei nu mal so Sei Er Rär nich vergäten wol'n.

„SeihnSei, Herr Bloch!“ — füng Peter Lurenz dunn wedder an. — „Slap freeg wi dei Nacht nich väl, Nelson un id, wo har dat ol woll herlamen sölt bi dei swore Verantwortlichkeit dei Weltgeschichte gegenaewer! Nelson frög mi alle Bitteltunnn'n: „Peter, old fellow, slöppst Du all, min Junge?“ — „Ne!“ — sär id dunn. — „Nelson, id slap noch nich. Wo künn einer woll slapen will'n wenn einer vilicht morn in'n Dag' dei verfluchten Franzosen dei Büxen utströpen fall.“ — Un dunn vertellt Nelson mi dat, wo dat kamen wir, dat hei bi Calvi dat ein Og ahnig worden wir, un wat sei em nahsten bi Santa Cruz up Teneriffa mit 'ne Dreibaß den rechten Arm so in Maus un Matsch schaten har'n, dat dei Stabsgrigurius em den Arm ünner in dat cockpit (Krankenverschlag) har assagen möht mit sinen Bockswanz, em deer dor noch männigmal dei Kopp van weih, so har dat draehnt. Un dunn sär id to Nelson: „Denn nimm Du Di man gaud in acht, Nelson! un seih Di 'n lütt bäten vör, dat sei Di nich morn ore aewermorn ol noch dat ein Bein dortau affcheiden. Du söht nich so driesst wäsen, Nelson! Du exponirst Di ünner to väl. Stell Di leiversten achter mi, wenn dat los geiht. Du büst dat Di un England schüllig, Du möst Di 'n bäten konferwieren, min Junge!“ — „Mal man leiversten den Dürvel nich an dei Wand!“ — särä Nelson dunn. — „Schacht möt dei Franzos' hemm'm! Schonen kann id mi dorbi nich, dat möst Du inseihn, Piter! wenn id dat ol inseih, dat Du dat gaud mit mi meinst un dat ol so upnähmen dauh. Man up dat Ein darw id mi doch verlaten, dat Du dat Kommando aewernimmst, wenn mi wat taustödt un dat Wurd nich wedder trügg nimmst, wat Du mi einmal gäben heft. Id heiw so'n Ahnung, as künn mi doch dit Mal wedder wat taustöten.“ — „Verlat Di up mi, Nelson“, segg id dunn, un dunn biruhigt Nelson sich ol.

„Sol'n to Gnaden, Herr Admiral! dei Wind hett vir't.“ „Bern well!“ — seggt Nelson dunn. — „Ut wecker Quarter?“

„If you please.“ — seggt dunn dei Leutnant wedder — nah Rurd-Rurd-West un 'ne heil Müß vull, Your Honour!“

„Pull devil, pull bader!“ (Das Spiel kann beginnen!) seggt Nelson dunn. — „Denn ol man furstens all dei Newen ut un Leeseils bi un Signalen för dei gesamte engelische Flott, Herr Leutnant! Uphol'n dörrt England sich nich länger.“

Rittschien wi dunn aewersten aewer Kap Blanco weg, Herr Bloch! Gott fall mi 'n Daler schenken! Steiht Nelson grar' bi mi achter bi dat Heß van dei Bangard un Nelson stimmt grar' den Tobacksfast aewer dei Keeling von dei Bangard, un id heiw grar' dei Kimming vör uns up dei horizontale Peilung, dunnso wir id min Sat gewiß, un dunnso segg id to Nelson: „Hal mi dei Dürvel up ewig, wo sei dat nich sünd!“

Odde fiddlesticks! Wurtabnähben?“ röp Nelson dunn.

„Ofen bi Süden Süd-Süd-Ost!“ segg id dunn.

„Nicht so hastig, old boy! for Heavens sake nu man tollbläurig un nix in Newerilung! Du höst jo den Riter an dat verlorne Og, min Junge!“

„Well, I do declare!“ — schriegt Nelson dunn un lacht. — „Du heft recht! Dat kümmt van dei Hast her, wo künn einer ol man so daemlich wäsen!“ Un as hei dunn mit sin gesunn'n Og henkäfen har, dunn möht hei mi wedder Recht gäben, un dunn sär hei: Sluis in a Saw — pit! Ja, dat sünd sei! Goddam them all, every soul of them! Dei Bloch is nu jo woll hento, drei, Piter! 'n swor Stück Arbeit ward dat, dat kann nich utbliben. Man vör Bloch teihn möt dor kein Spon as 'ne Hand grot van nahbliben, wo wi nich Herr van sünd, ore abersten id scheid mi 'ne Kugel vör den Bliß. Herr Leutnant, deiten Sei nu gefälligt dei Order to dei Batalje ut!“

„Nelson!“ — segg id dunn. — „Bistinn Di min Junge!“ — segg id dunn, dit geiht noch nich so.“

„Wlez hour eyes! Worüm sölt dat nich gahn, Piter, min Junge?“ seggt dunn Nelson.

„Dat geiht in'n Läben nich, Nelson! Glöw mi dat, so kann dat nich gahn! Sol leiversten irst wedder Kriegsrat. Dei Franzos, dei liggt dor vör Boganker in'n Hallwamaand all dei saebentein Dreideckers. Zweihunnert Kanonen mir sünd dat. 'n Spaß is dat nich. So settst Du dat nich dörrch; Dat Zentrum breckst Du in desen Läben nich dörrch. Dauh Du wat Du wist;

man wenn hei Di mit sin faebentein Breidsiden ünner Krützstier nimmt, denn steht natt Wäder in'n Klenner. Deckt heit hei sich linksch un rechtsch un achter liggt hei gegen dat Vitorale (Küstenfaum); gegen so'n Backaben lett sich nich gaud hojahren. Dei Sal will anners anfa'tt werden, glöw Du mi dat, Nelson! un giww mi nahsten man kein Schuld nich."

"Old rabbit it!" — schreeg Nelson — „Piter, id glöw, dat Du recht heit."

Na dunn wör jo nu wedder Kriegsrat an Burd van dei Vangard signalisiert. Dunn lemen of glit all dei dörtein Postkaptäns in er Giggens an un dei Fallreepen van dei Vangard rup.

„Gentlemen!" — sära Nelson dunn to sin dörtein Kaptäns. — „Was mein Freund und Duxbruder, Herr Peter Eurenz, hier ist, der meint, daß es so noch nicht ginge von wegen das zahlreichere schwere Kaliber, was der verdammigte Franzose da hat, und von wegen das Kreuzfeuer, wo er uns zwischen kriegen kann. Ich will offen gegen Sie sein: Ich bin ganz Peter Eurenzen seine Meinung. Sprechen Sie sich auch offen und ehrlich aus wie honette Gentlemen und brave Postkaptäns, die sämtlich all Pulver gerochen haben. Großbritannien und Irland erwartet das von Ihnen. Woans meinten Sie nu etwa?"

Na, Herr Bloch, dorup lesen all dei dörtein Kaptäns irst sich ünner einanner un dunn Nelson'un un nahsten mi an un kleigten sich all dörtein achter dei Uhren. Seggt mößt jo nu wat werden, un dunn nehm Sir Jäms van den Orion dat Wurt un sär:

„Hau muß der Franzose haben, das sehen wir alle ein, und zweckmäßig wäre es, Sir Horäschio! wenn er sie forstens friggte; die Gelegenheit ist da, man das Wie das müßten wir Ihnen überlassen, Sir Horäschio! Dafür sind Sie Admiral!"

„Dods bullets!" — schreeg dunn Nelson. — „Wat seggst Du vortan, Piter? Na matt id jo vör und segg: „Die Rechnung ist nicht leicht meine Herren! In die Brüche geht es dabei. Man den Generalnenner den hab' ich bereits, und nun haben wir nichts weiter nötig, als möglichst exakt mit den böddelsten in den achtersten zu dividieren."

„Woans meist Du dat, Piter?" — frög Nelson dunn un smet mit ut sin Og 'n unbisprechlichen Blick to, as giing em 'n Licht up, wat man blot noch 'n bäten naphupt to werden brukt.

„Ich habe das gesamte Vitorale von Abukir horizontal zu peilen Gelegenheit gehabt und selbiges submarin abgepeilt, Nelson! Die Raatje Raatje lag justement so dicht unter Land als der französische Admiral mit seine sieben-zehn Orlogen da vor uns. Ich weiß, was ich weiß, Kielwasser wird da noch genug sein für Deine dreizehn Vier- undsiebenziger, Nelson, und was ich sagen will das ist man das: Was sich nicht gut von vorne tun läßt, das mag sich ja wohl ganz bequem von achter zu tun lassen, und denn kann sich der Franzose man gleich auf seine letzten Paternosters gefaßt machen, und das ist meine unmaß-mäßliche Meinung, Nelson!"

Kelen dunn aewersten dei dörtein Kapteins sich ein-anner an un kregen dat Stillswigen!

„Es ist einfach das Ei des Kolumbus" — sett't id dunn hentan — „weiter nichts nich. Und wenn es nicht ginge, Nelson! denn kannst Du mich dasor an der Raan-ocke hummeln lassen, denn verdein id das."

„Bludgeons and Daggers! dat geiht!" — schreeg Nelson dunn. — „Steward! Steward! mal flink den Win- form her mit den Port un föstein rein Gläser! Dit geiht, dei Gedanke is gaud! Id bineid Di dorüm, Piter! Dor hürt 'n Trost up, Gentlemen! Sei verstahn mi ahn lang

Börrar: Mein Freund und Duxbruder Herr Peter Eurenz ut Rostock sall läben — hip, hip, hip!"

„Hurah!" — schriegten dunn all dei dörtein Kapteins un stör'n mit mi an. Nelson lär aewer sinen linken Arm üm minen Hals un geew mi noch 'n unbisprechlichen Blick.

Stöwerten wi dunn aewer den Musche Franzosen! — Gott sall mi 'n Daler schenken, Herr Bloch! Kernen wi em dunn aewer van achtertan up dei Jach un ünner dat Hemd, dat kün'n Hund jammern. Sei wol sich noch lang' up dei Achterbein setten; man dat hülp alltosam nich, her mößt hei bät up dei letzte Plant. Dei Kugels dei simun-ten mi man so orig üm den Kop rüm, as id bi Nelson up dat Quarterdeck van dei Vangard stünn, un wi üm dei Franzosen er Plant rüm seilten. Id har naug to dauhn, den Kopp dorvan astowen'n. Nelson kennt sich sülsen nich mir, so dull wir hei in 'n Wut. „Cutlasses and pitchforks" schreeg hei in enkentau — „now give it them, boys! Old England for ever!" Un denn giing wedder ne frische Breidsid nah dat französische Admiralschiff, bät dat rich- tigt in Brand stünn, un dei dörtein engelschen Postkap- täns, dei deden of all er verfluchte Schülligkeit. Id har mi so stellt, dat id Nelson sin beiden Bein un den linken Arm deden deer, ahn dat hei dat markt. Dunn kreg hei mit ens aewer doch dat Torkeln un wol tosamem facken. Id grep em jo natürlich flink up un sär: „Um Gottes Willen, Junge, wat is Di?"

„Min Ahnung, Piter! min Ahnung, bisorg id, geiht nu in Erfüllung. Id heiw äben 'n Schrammschuß aewer dei Branen frägen, glöw id" — sär Nelson. „Wenn min leht Og dor man nich mit upgeiht! God bleß hou, Piter old fellow! Sorg dorför, dat id ut dat Treffen bröcht ward."

Id röp of furstens den irsten Leutnant, un dunn drö- gen wi bei Nelson nu bi Licht leet, nu as dei Schippsgrig- orius bi em stünn. „Nelson!" sär id deilnämend, as hei ut dei Ohnmacht wedder tau sich keem, wo hei van wägen den Staubverluft insoll'n wir — „Nelson! wie fühlst Du Dich jezt, mein Junge?"

„Ist die Schlacht gewonnen, und kann ich diesen Trost mit in's Jenseits nehmen, oder steht noch etwa eine ällliche Wendung zu befürchten?" — frög Nelson, un id hürt em dat an, wo matt un fael hei wir.

„Dieses weniger, lieber Nelson!" sär id dunn. — „Darüber beruhige Dich man ganz un gar. Hörst Du nicht, Nelson! Eben fliegt das französische Admiralschiff in die Luft."

„Dann sterb ich beruhigt, lieber Peter! Verlaß Du Eng- land nur nicht!"

„So weit wären wir noch lange nicht, will ich hoffen, lieber Nelson! Reber sah die! Erlaube mir, daß ich erst zu meiner Beruhigung den Schaden eins ansehe, bevor der Grigorius an zu nähen fängt."

„Tue das, lieber Peter! Es mag ja wohl, so Gott will, noch möglich sein, daß ich noch nicht damit auf den Lauf gehe und dieses Mal noch so mit dem blauen Auge davon- komme. Ich glaube an mein Glück, so lange ich Dich in meiner Nähe weiß. Mein Stern mag ja wohl noch nicht im Untergehen sein, man daß mir der Kopf immer noch so entseflich draehnt. Ich glaube nichts weniger, als daß mir die Kugel direkt in den Brägen hineingefahren sei, un denn wäre es nun wohl gewiß Matthäi am Lehten mit mir."

Na, dunn hör't id jo nu üterst vörsichtig dei blaurigen Branen in 'e Höcht, dei Nelson'un an dei ein Sid van sin Käf bät up dei Mundwinkel dal hängen. Dei Grigorius mößt mit dat Licht äben so vörsichtig dorünner lüchten, un dunn sehg id dat of furstens, dat dei Ogappel noch ganz dor wir mit den unvergeßlichen Blick dorin. „Gott sei Dank!" — röp id dunn — „Nelson! wat nu för Not?

die Pupille ist noch klar. Deine Ahnung ist nicht eingetroffen. Das bißchen Draehnung in dem Kopf, das wird sich schon geben, denke ich. Aber nun tue mir auch die einzigste Liebe und exponir Dich nicht wieder so tollkühn. Das Unglück möchte es wollen, daß ich Dir denn nicht zur Seite stände, so gerne ich es auch möchte."

Dunn drückt Nelson mit der Hand an für — „God bleß hou, Peter, old fellow!" — un dorup süßt hei swor up un föl wedder in Amidam. Un nahsten kreeg hei dat so mit dat Wandsewer, dat hei keinen Minschen nicht kennen deer uter sinen Herrgott un mi. Gefahr wir dor nich, — für dei Grigoriüs — wenn dei Natur sich helpen föl, denn güng dat nich anners, denn mößt dat so kamen, un wo düller dat leem, wo ire güng dat of wedder weg.

Na, id güng jo nu natürlich nich van Nelson'n sin Eid un bleew in sin Roje bi em sitten, as dei Grigoriüs em wedder trecht neigt har un hei in sin eigen hammoß leggt worden wir. Id leet mi dat nich nämen un für em eigenhändig dei Waterpultissen up den Kopp.

Den annern Dag wir hei of richtig wedder so bi Bisinnung, dat hei dei Rapporten van dei Schlacht bi Abukir mi in dei Ferrer diktieren künn, dei nah London un King Georgen afgahn föl'n.

„Sire!" — diktiert Nelson — „Your Majesty, die Schlacht bei Abukir ist gewonnen, und den Sieg verdanken wir keinen Menschen in der ganzen Welt weiter als Herr Peter Lurenzen aus Rostock, meinem sehr teuren Freund und Duxbruder" —

„Halt!" für id dunn to Nelson — „Stop, min Junge, dat schriw id nich. Mi genügi dat, dat Du dat weißt un mi Din Anerkennung nicht verseggt. Dei Intelligenz, Nelson, dei hett wedder mal eins den Triumpf dorvan weg hatt, un dat kann sei nich alle Dag van sich seggen. Un dei eren Sieg un an Din Fründschaft dor heww id naug an. Es wird mir immer eine teure Erinnerung bleiben, mit Dir auf dem selbigen Quarterdeck gestanden zu haben. För Geld und Günst verläßt Peter Lurenz sich nich."

„Peter, bisinn Di!" für Nelson dunn noch — „Sir Peter Lawrence, Knight of the Bath? Dat kost't mi man ein Burd, Peter, wat denn? Wißt Du nich?"

„Dauh mi dei einzigste Leiw, Horäschio, un lat dat! Id hew mi all bisunn'n."

„Dennen is of min Freud man halw an den schönen Sieg. So 'ne lütte Dotatschon van dat engelsche Parlament dor wiß du jo of nix nich van weiten. Id har süß dacht, dat wir doch dat wenigst, Du bruckst dat jo blot man to seggen, Minsch! Id bigrip dat nich. Id in Din Stär wör doch taulangen. England is Di dat jo schüllig, un id leggt dat Kommando furstens dal, wenn Sei Di malhonett behannelsen will'n."

„You had better not mention it!" — für id dunn wedder dorgegen. — „Id föl Di dat eign'lich aewel nämen, un id deer't of säker, min Junge, wenn id Din gaudes Hart nicht kennen dauhn deer. Wenn Du wat dorvan nämen deihst, dat is ganz wat anners. Du bißt dor up anstellt, un Di verdenk id dat keinen Ogenblick, wenn Du sei dor düchtig för klozen un Di tom Herzog maken lettst. Man, nimm mi dat nich aewel, mit mi liggt dei Sat nich so. Id bün man 'n Sportsmann in so'ne Ort Dingen, dei reine Amatiüre, nix nich wider. Dat is man rein providentiell wäst, dat id up dei Raatje Raatje Di in 'e Möt heww kamen mößt. Eign'lich stünn Di dor noch wat för tau, dat id den Hauptspäß bi Abukir mitgenaten heww. Un wenn id Di wedder mal nützlich warden kann, denn lat Du mi dat man driefst weiten. Berraden dauh id Di nich, dat weißt Du, of Fründ un Duxbruder!"

„Du bist ein wahrhaft großer Mensch, Peter! Wo ist Deine Hand, old boy?" — seggt hei dunn wedder.

Dorup schürreten wi uns wedder dei Hand Herr Bloß! un dunn süng Nelson noch mal wedder an: „Ist da denn gar nichts in der weiten Welt, Peter! wodurch ich mich Dir gegenüber revanschieren kann. Ich möchte Dir so gerne eine Freude machä. Dat Ein warst Du mi doch nicht versmaden, un dat is, dat id Di, so drar' as id nah London trügg kam, 'n seinen Peilstock ut Lebenholt un Eisenbein un mit Sülwer bislagen, richtig ajustirt nah Din eigen Konstruktion anfarigen lat, tom Andenken an Abukir un Din eigen Peilung von dat Vitorale dor, dei mi so to Paß kamen is, un up den Sülwerbislag van den submarinen Pegel dor lat id denn ingrawüren: „In memory of Abukir. Nelsonius Laurentio suo". Dat verbißst Du mi doch?"

„Dauh Du dat!" — für id dunn wedder. — „Dat sall mi leiw sin, un denn noch eins, Nelson. Szüh, in Bäterung bißt Du nu, un ire dei Franzos sich nu wedder up See updusen deihst, nah dei Dracht Släg, dei hei gistern beseihn hett, dor taenen Zoren up hengahn. Din Geschäft dat hett sich, Gott sei Lob un Dank, flink naug aufwickelt. Nu ward dat Tid, dat id wedder an min eigen Geschäft denken dauh, un dat sünd dei Drumrosinen."

„Wat" — röp dunn Nelson — „Du magst nu all wedder weg will'n, Peter? Dat kann id nich taugäben. Du bißt jo noch nichmal warm an Burd van dei Bangard worden, dat künn id mi jo in'n Läben nicht vergäben, un wat wören min döritein Kapitans dortau seggen?"

„Selpt allens nix, Nelson! Dat Geschäft geiht immer vör dat Bergnägen. Providentielle Motiven sünd dor nu nich mir. Du magst nu seggen, wat Du wißt, id möt nu dei Raatje Raatje un min Drumrosinen nah."

Dunn süßt Nelson up in sin hammoß:

„Goodneß gracious!" — für hei. — „Daß einem auch immer grade die reinsten menschlichen Freuden mitten im schönsten Genuße so schändlich verbittert werden müssen! Du bißt 'n eigen Krut, Peter! Man Dinen Willen mößt Du hemm'n; tausseggt heww id Di dat. Steward! Steward! Seggen Sei den irsten Leutnant, hei föl mal furstens dei best Fregatt, dei wi hemm'n, signalisieren. Herr Peter Lurenz will nah Rotterdam!"

„Seihn Sei, Herr Bloß! un dunnso wor't dat of kein Stunn'n nich, dunn wir id an Burd van 'n richtigen Snellsäglar, un dunn lischst id immer Malta un dei Balearen wedder weg van den Nilus dörrch dei Meereng' van Gibraltar üm Kap Tarifa rüm un üm dei scharp Eck bi Sankt Vincent, immer vulle Johrt, Kewen ut un Lee-seils bi, un as wi ünner dei Vizard ankemen, wän föl dor woll noch anners swabbeln, mit er sworn Swerters Backburd un Stürburd, as dei Ruff Raatje Raatje, Kapitän Piet van den Peerenbom mit min Ladung Drumrosinen, un dor sett't mi dunn dei sülstig Leutnant wedder an Deck, dei mi ünner Malta dorvan afhaalt har."

„Ne sowat läwt nich, Herr Lurenzen!" — für dunn Herr Bloß un pußt dat Licht ut Berseihn ut. Peter Lurenzen spring dunn aewer up un grawwelt sich in'n Düstern ut Stuwendör un Husdör, dei Frik tautoschotten vergäten har worschentlich mit Hülp van dei horizontale Peilung, un dat in dat Johrwater van dei lang' Strat rin, un dor föl hei in den Wind af, Westen bi Norden Nurd-Nordwest.

Herr Bloß schott't aewersten sin Husdör achter Herr Peter Lurenzen fir vorsichtig tau, stöt of tweimal dat Stott af un tröt dei isern Stangen dwaß vör, un as hei dunn nah dei Raet güng, wo Frik noch Herr Bloßen sin eigen un sinen Halbbruder Wlat Thyben sin Stäbel pußen deer, dunnso für hei to sich: „Id har dat doch för min Läben girn seihn, wenn dei Hoffspringelbäder un Kanztist Maakens dat mit anhür't har'n wo fein id noch engelsch kann."

